



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UC-NRLF



QB 316 323

Felix Hollaender

Magdalene Dornis

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

872
H733
m





Magdalene Dornis.



Moderne Romane
von
Felix Hollaender.

I.

Jesus und Judas.

Ein moderner Roman.

Vierte Auflage.

II.

Magdalene Dornis.

Ein moderner Roman.

Vierte Auflage.

III.

Frau Ellin Röte.

Aus dem Leben einer jungen Frau.

Vierte Auflage.

IV.

Sturmwind im Westen.

Ein Berliner Roman.

Siebente Auflage.

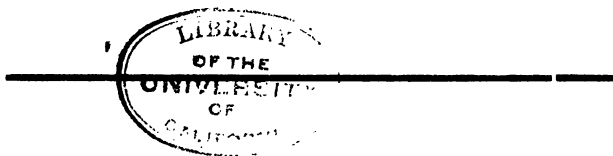
S. Fischer, Verlag.
Berlin.

FELIX HOLLAENDER

Magdalene
Dornis.

Ein moderner Roman.

Vierte Auflage.



Berlin

S. Fischer, Verlag.

1896.

MAIN
~~BEREIT~~

Alle Rechte vorbehalten.



PT 2617
061 M3
1896
MAIN

I.

Und Hans der Träumer soll leben — hoch und aber-
"mals hoch und nochmals hoch!" rief einer der jungen Offiziere, die sich zu einer Art von Festessen bei Dressel versammelt hatten. Dann erhoben sie sich und mit fast heiseren, gurgelnden Kehlen klang ihr „Hoch soll er leben“ durch die Nacht.

Wie sie jetzt mit ihren geröteten Gesichtern auf den Gefeierten zutraten, und dieser und jener, bereits vom Weine überwältigt, bedenklich schwankte, ja einer beinahe den Champagnerkühler umgeworfen hätte, huschte um seinen leise geschwellten Mund, der nur von einem feinen Flaum bedeckt war, ein kaum merkbares Lächeln.

Einem fiel das auf.

„Er macht sich über uns lustig — Hans der Träumer — seht nur sein ironisches Lächeln,“ rief er mit gutmütig klingender Stimme.

„Läßt ihn nur,“ schrieb ein Anderer, „wenn er erst bei seinen Kannibalen haust, wird er schon an uns zurückdenken.“

„Prosit, Herr Kamerad.“

Und nun stießen sie lustig mit den Gläsern an und jeder drängte sich, ihm, den sie Hans den Träumer nannten, zu guterlezt noch einmal die Hand zu drücken.

„Hans der Träumer will reden, hört Ihr nicht, Ihr Herren, er will reden — silentium also.“

Nun verstummten sie alle und harrten erwartungsvoll.

Er war in die Mitte des kleinen Kreises getreten, den sie von ungefähr gebildet hatten, und blickte sie eine Weile mit seinen glänzenden Augen schweigend, beinahe traurig an.

Hans den Träumer nannten sie ihn — und in der That — etwas Verträumtes lag auf seinen Gesichtszügen, die in ihren weichen, fast frauenhaften Linien einen merkwürdigen Eindruck hervorriefen.

Er reckte seine schlanke Gestalt in die Höhe und fuhr leicht mit der Hand durch sein welliges, kastanienbraunes Haar.

„Ihr Herren,“ begann er, „der Rede Kürze sei ihre Würze. Ich will in dieser feuchtfrohen Stunde, in der wir heut den Bacchus feiern, — — „Ich protestiere — wir feiern Hans den Träumer“, rief einer dazwischen — — ich will, fuhr er unbekümmert fort, keinen sentimentaln Anwendungen mich hingeben, nur mit schlichten Worten meinen Dank ausdrücken für all die Kameradschaftlichkeit, die Sie mir erwiesen. Sie und ich — wir wissen recht wohl, daß Klüfte uns trennen. Und wenn trotz alledem ein so gutes und treues Einvernehmen bestand, so verkenne ich durchaus nicht, auf welcher Seite das Verdienst liegt.“

Und dafür danke ich Ihnen aus vollem Herzen, leere auf Ihr Aller Wohl ein volles Glas und rufe Ihnen zu: Auf frohes Wiedersehen!“

Er stürzte den Wein hinunter, und mit einer unvermittelten Wendung stieß er ein „Gute Nacht“ hervor und schritt, ehe die Anderen sich's versahen, in den Hintergrund

des hell erleuchteten und vornehm ausgestatteten, kleinen Kaiser-Saales.

Der Kellner, der dort wie auf Posten stand, eilte dienstfertig auf ihn zu und war ihm beim Anziehen behilflich.

Er zog seine Brieftasche und beglich die Rechnung.

Nun knöpfte er sich den Mantel zu und eilte über den Hof auf die Straße. . . .

Herr des Himmels — was war das für ein Wetter — dieser Sturm — und von der Wärme des Zimmers in diese Hundekälte.

Er riß sich den Kragen in die Höhe und trabte weiter.

Raum daß er die Augen öffnen konnte, so tobte der eifige Wind. Dabei wirbelte ein naßkalter Schnee vom Himmel, der eine Glätte erzeugte, daß man bei jedem Schritte zu fallen fürchtete.

Er hatte wohl doch zu stark gezechet; denn er fühlte im Kopf eine bleierne Schwere.

Nun, Sturm und Schnee würden ihn schon nüchtern machen.

Im Grunde liebte er dies Wetter, liebte er es, wenn der Regen herniederströmte, und der Sturmwind ihm entgegenbrauste. Er fühlte sich dann gleichsam wohliger; denn es war eine Eigentümlichkeit seiner Natur, daß in allen Dingen Ruhe und Frieden ihn mürrisch und verdrücklich stimmten.

Und das war's ja auch, diese Ruhe, dieser faule Frieden, die ihn schier zur Verzweiflung gebracht und ihn zu seinem Entschlusse fast gewaltsam gedrängt hatten.

Er blieb einen Moment stehen und sah halb mitleidig, wie die Pferde sich mühten, vorwärts zu kommen, wie sie mit ihren Müstern keuchten, dann plötzlich sich nicht rührten,

die Köpfe senkten und erst auf das Peitschengeknall der Rosselenker von neuem sich weiterschleppten.

Langsam schritt er weiter.

Über Vergangenes dachte er nach, und auch der Zukunft träumte er entgegen.

Es legte sich wie ein Schatten über seine weichen Züge, da er sich der Zeit erinnerte, wo er gerungen, und wo sein Pflichtgefühl ihn immer und immer wieder zurückgehalten hatte, mit Verhältnissen zu brechen, die ihn lähmten und zu Grunde zu richten drohten.

Denn er war anders wie die Anderen — anders in seinem Denken und Empfinden — er ward sich dessen bewußt an jedem Tage, zu jeder Stunde. Aber er fühlte gleichzeitig in sich etwas Krankes, Halbes und Schwaches, das ihn in ohnmächtige Wut versetzte, und dessen er nicht Herr zu werden vermochte. Und Mißmut, Trübseligkeit und Verzagttheit packten ihn, wenn er die Kraft seines Wollens mit der seines Könnens maß.

Das waren freilich vermessene Gedanken gewesen, die ihn erfüllten und berauschten, bevor er in den bunten Noth sich geworfen und zum Kriegshandwerk gegriffen hatte. Was er da nicht alles hatte werden wollen in seinen jugendstolzen, himmelstürmenden Knabenträumen: ein Maler, der mit dem Pinsel Wunder schüfe, ein dunkles Etwas hervorzauberte, das in seiner Farbenpracht und seinem Glanze, in seiner Ideentiefe zu Staunen und Entzücken hinriß — oder ein Dichter, der durch die Gewalt seiner Leidenschaft, durch die Kraft seiner Sprache überwältigte.

Und dann war das Erwachen gefolgt, dieses höhnische Erwachen, wo der Traum zu Ende und die Wirklichkeit mit eisigem Hauch aus seinen Phantasien ihn herausriß.

Wenn er damals nicht den Bruder zur Seite gehabt

hätte, den Starcken, mit seinen lieben Trostesworten, was wäre aus ihm in seiner Nacht und Verzweiflung geworden!

Aber das war ja eben sein Verhängnis: daß er seiner ganzen Naturanlage nach und aus den Gesetzen seines Ichs heraus Künstler war, als solcher sah, hörte und empfand, und in dem Augenblick versagte, wo er sich vermaß, dem, was ihn bewegte, Gestalt zu geben. Wenn er wenigstens zu jenen glücklichen Narren gehört hätte, deren felsenhartes Vertrauen durch niemandes Zweifel erschüttert zu werden vermag, wenn er wenigstens selber an sich geglaubt hätte — aber — und hier lag seines Elends Wurzel: er mäkelte in einem fort an sich herum, und unsagbare Pein ergriff ihn, wenn er vor der Leinwand stand und seine Schöpfung betrachtete.

Es ist nichts — nichts — nichts — murmelte er dumpf, und alle Einwände guter Freunde halfen ihm über die eigene Erkenntnis nicht hinweg.

Er lachte ihnen ingrimmig in's Angesicht.

Und wenn er gar zu seinen Versen kam, so verzerrten sich seine Mienen, und ein Ausdruck von Haß und Zorn entstellte sie. Dabei konnte er weder das Malen noch das Dichten lassen und schuf sich so immer neue Qual und neue Foltern. Er liebte die Kunst mit glühendem Herzen, und brannte nach Thaten. In ihm loderte ein Feuer, das ihm keine Ruhe ließ und ihn aufzuzehren drohte, da er ihm nicht Nahrung zu geben vermochte.

Er entstammte einem Geschlechte, in dem es altes Herkommen war, daß die Söhne dem Priester- oder dem Militärstande sich widmeten. Und während der Ältere in der Regel dem geistlichen Berufe sich zuwandte, pflegte der zweite ererbtem Brauche gemäß Offizier zu werden.

Ihm starben früh die Eltern. Und der um Jahre ältere Bruder hatte Vaterstelle an ihm vertreten. Und gerade was ihm fehlte: innerer Halt und Festigkeit waren jenem eigentümlich. Dabei wußte er sich in seiner Liebe zu dem Jüngeren kaum genug zu thun, den er als das Vermächtnis der Eltern wie seinen Augapfel hütete. Und wenn er sah, wie jener sich aufrieb im Kampfe zwischen Wollen und Können, empfand er einen stechenden Schmerz. Er blickte mit Sorge in die Zukunft und suchte aus diesem Zwiespalt ihn zu lösen. Und weil er ein Mann starken Handelns war, rüttelte er ihn aus seinen Träumen.

Er sprach ernsthaft auf ihn ein und wußte ihn aus seiner dämmernden Unthätigkeit herauszuziehen; er stellte ihm nachdrücklich vor, daß er seinen Neigungen leben und doch einem bestimmten Berufe angehören könnte. Er wies auf sich selber hin, der er sein Leben anders, als er es geträumt, auf einer Landpfarre zubrächte und doch an der Seite von Frau und Kind in seinen Studien Zufriedenheit gefunden hätte.

Er lächelte dabei wehmütig — er liebte es nicht von dem zu sprechen, was ihn schmerzte und bewegte.

Dann führte er ihn vor das Bild des Vaters, der in seiner Uniform als Rittmeister so lebensfroh und heiter aus dem Rahmen blickte.

„Offizier solltest Du werden, Gerhart, das ist ein Stand so recht für Dich, ein Leben voller Lust und Freude, bei dem Du Deine Grillen schon verlieren würdest. Und Zeit und Muße hättest Du auch, zu thun und zu treiben, was Dir frommt.“

Und da entschloß sich Gerhart von Renc den blauen Rock anzuziehen und der Tradition seines Hauses gemäß zum Waffenhandwerk zu greifen.

Zahllose Verwandte dienten in der preussischen Armee, wo der Name derer von Kendl, wenn auch keineswegs zum ältesten Adel gehörig, doch einen guten Klang hatte.

Die Kendl's waren immer königstreu gewesen, und ein gewisser frommer Zug, der auch den Offizieren, die dies Haus gestellt, anhaftete, gab ihnen eine feste Grundlage, die man höheren Ortes zu schätzen wußte.

So war Gerhart eines Tages nach Berlin gekommen, begleitet von den Segenswünschen seines Bruders und dessen Angehörigen.

Der Ort selbst war ihm nicht fremd, denn die letzten Jahre seiner Gymnasialzeit hatte er hier zugebracht.

Aber wenn der Pfarrer Arnold von Kendl geglaubt hatte, daß geregelte Thätigkeit, der tägliche Verkehr mit lebensfrohen Menschen heilsam auf ihn wirken würden, so irrte er.

Dieser junge Mensch suchte wie ein Verzweifelter nach den Wurzeln seines Selbst; er hatte das bestimmte Gefühl, nur ein loser Zusammenhang bestände zwischen ihm und all denen, die ihn umgaben. Und er fühlte sich, getrennt von dem Bruder, zu dem er wie zu einem Bilde von Mannesthätigkeit emporblickte, und der seinem Schönheitsfinne gleichzeitig als das Ideal männlicher Kraft vorschwebte, doppelt einsam und verlassen. Auch Frau Johannas Nähe zu missen, stimmte ihn traurig. Und wenn er gar zurückdachte an den kleinen Sohn des Hauses, dessen Ein und Alles „Onkel Gerhart“ gewesen, und mit dem er durch die Felder zu tollen begann, sobald die Grillen ihn umfingen, so empfand er bitter, daß er, nun völlig losgelöst, in dem großstädtischen Leben und Treiben sich noch unbefriedigter fühlte als je zuvor.

Aus den Briefen, die er in's Pfarrhaus sandte, tönte ein heißes Sehnen und Klagen.

Der Pfarrherr legte die Stirn in Falten. Verständige Rathschläge dem Jüngeren zu senden, lag seiner Natur fern. Auch meinte er im Stillen, daß dieses überschwängliche, in's Krankhafte gesteigerte Empfinden Gerharts in seiner körperlichen Entwicklung begründet sei.

Aber mählich wurden diese Briefe dumpfer, das Leidenschaftliche wurde gedämpft, und ein scheues Bestreben machte sich geltend, auch dem Blicke des Bruders seine seelischen Kämpfe zu verhüllen.

Dabei that er vollauf seine Pflicht, so daß niemand über ihn Klage führen konnte. Er verrichtete pünktlich seinen Dienst und war auch sonst im Verkehr mit den Kameraden selten Spielverderber.

Keiner war ihm gram, und keiner machte sich über den stillen Kameraden lustig. Denn in seiner ganzen Art lag trotz alledem etwas so Überlegenes, daß weder Spott noch Hohm an ihn heranreichten. Man verstand ihn nicht, aber man hatte das Bewußtsein, einem Manne von reiner Gesinnung gegenüber zu stehen. Er war in seinem Auftreten zurückhaltend und bescheiden; wenn er aber an irgend einem Gespräche sich beteiligte, so geschah es mit jener Sicherheit, die auf scharfes Nachdenken, gründliches Wissen und ein rasches Erfassen schließen ließen.

Er sprach wenig; zählte er doch zu jenen Menschen, denen die große Kunst verständnisvollen Hörens in reichem Maße innewohnte. Auch fühlte er selbst bei jedem Gespräche niemals Langeweile, weil er dann vollauf Gelegenheit fand, die Einzelnen zu beobachten, oder in seine Grübeleien sich zu versenken. Wie er denn überhaupt stundenlang dahinträumen konnte. Und deshalb hatte ihn einer in fröhlichem Kreise Hans den Träumer getauft, ein Name, den er seitdem trug, ohne jemals gegen ihn sich

aufzulehnen, und der zweifelsohne eine Seite seines Wesens traf.

Er schritt unter ihnen einsam und unverstanden; er fand nicht einen Kameraden, dem er sich näher angeschlossen hätte. Sein ganzer Charakter widerstrebte geselligem Verkehr, war freundschaftlicher Aussprache wenig geneigt. Dem Bruder, ja dem vermochte er tiefinnerste Gedanken anzuvertrauen, aber auch ihm verschloß sich allgemach seine erwachende Männlichkeit. Eine eigene Empfindsamkeit bemächtigte sich seiner, die ihn zu einsamem Innenleben zwang.

So wurde er mit der Zeit für einen Sonderling angesehen.

Was in ihm vorging — ahnte Niemand.

Er las, schrieb und malte. Aber ängstlich verbarg er vor jedem das, was er geschaffen. Und doch — während er wortfarg seine Straße zog, hatte sich solch ein Zündstoff in ihm angesammelt, daß es nur eines sprühenden Funkens bedurfte, um hellen, lichterlohen Brand zu erzeugen.

Immer mehr wurde er sich darüber klar, daß er seinem Stande in Haß und Widerwillen angehöre. Es kam ihm wie ein Maskenscherz vor, wenn sie in ihren bunten Röcken aufmarschierten, und mit klingendem Spiel vom Exerzierplatz durch die Straßen zogen. Der Soldat im Frieden dünkte ihm eine fleischgewordene Lüge.

Eine Zeit lang trug er das mit sich herum und erschraf vor seinen eigenen Gedanken. Er sah scheu zu Boden und kam sich anfangs wie ein Verbrecher vor — ein Umstürzler, der in urväterliche Grundideen Aufruhr und Empörung trug.

Und gewissenhafter denn je erfüllte er seine Pflichten. Er las während dieser Zeit vielerlei, was ihn stufig machte,

und verfolgte mit aufmerksamem Geiste die neu erwachende Litteratur seines Landes. Überall sah er Aufruhr und Kampf, und er empfand beinahe ein Lustgefühl darüber, wenngleich ihn Anschauungen und Ideen, die hier zum Ausdruck kamen, für's erste abstießen und befremdeten. Wohl dünkte er sich aus der Art geschlagen, anders als seine Vorderen, die ebenfalls des Königs Noth getragen, aber er hing doch noch an seinen alten Anschauungen, die ihm im Blute steckten und eine Mauer aufstürzten gegen den Anprall einer modernen Weltanschauung, die ihn, ohne daß er es ahnte, in den Wurzeln seiner Persönlichkeit gepackt hatte.

Und hier lag ein Zwiespalt seines Ichs, das auf der einen Seite machtvoll nach freier Entwicklung drängte, auf der anderen sich aber selbst hemmte und befehdete.

Er sandte ohne jede Bemerkung das, was er las, in's Pfarrhaus, er hatte Scheu und Scham dem kalten, bleichen Papier anzuvertrauen, was sein Herz bewegte. Aber seine sonnenwarme Liebe zu Arnold zwang ihn, jenem gleichsam Rechenschaft abzulegen von dem, was seinen Geist erfüllte. Oft fragte er sich im Stillen, ob der Bruder aus diesen Sendungen, denen kaum ein kurzer Gruß angefügt wurde, sein Innenleben sich enträttele.

Da endlich fand er Kraft zum Handeln. Er fühlte, daß er Ketten zerreißen mußte, die ihn erbarmungslos zu Boden rissen. In die Weite wollte er. Fort — fort aus den engen, dumpfen Mauern. In die Weite! Und das Wort nahm für ihn Fülle, Form und Körper an. Er sah eine freie, große, herrliche Natur, in der er gesunden würde, er sah Menschen, deren unverbrauchte Kraft seinem Wesen sich mitteilen würde. Und diese Landschaft — diese Menschen würden in seiner Seele jene schlummernde Kraft

weden, von der er träumte in glückvergessenen Stunden. Auf einmal — urplötzlich würde es hervorbrechen dieses Geheimnisvolle — Gewaltige, das ihn zerrte und quälte, das zum Lichte drängte und nur von feindlichen Mächten immer und wieder mißhandelt und gestoßen, in Nacht und Finsternis zurücksank. Und all die Krusten und Hüllen, die seine Seele umklammerten, würden fallen.

Inmitten dieser Phantastien, scholl ein Ruf an sein Ohr, der ihn jäh emporrichtete.

Aller Orten sprach man davon, und alle Gemüther waren davon voll. Ihm glänzten die Augen vor Thatsendurst, und höher schlug sein Herz, wenn er zu den Blättern griff und in erregter Hast sie überflog.

Ja, das war eine Aufgabe, die über das Gewöhnliche, Kleine sich erhob, die ein großes, ein ganzes Wollen voraussetzte. Hier gab es Freiheit, — hier galt es Kampf — hier gab es Leben.

Und dann — auf diese Weise brauchte er nicht den letzten Schritt zu thun, nicht mit des Hauses alter Sitte zu brechen. Er würde nicht fahnenflüchtig, er blieb dem Rock des Königs treu. Denn vor diesem letzten Schritte hatte ihm in all diesen Tagen des Zweifels und Berzweifels gebangt, wenn er an die ernste, traurige Miene Arnolds dachte, der so strenge Begriffe von dem Geſez der Pflichten hatte.

In fieberhafter Erregung unterbreitete er an höherer Stelle das Verlangen, für ein halbes Jahr nach Kopenhagen versetzt zu werden, um daselbst der von der afrikanischen Gesellschaft ihm gestellten Bedingung, an der Seemannsschule einen Course für astronomische und meteorologische Studien durchzumachen — zuvörderst gerecht zu werden.

Schneller als er gehofft, traf der ersehnte Bescheid ein.

So begab er sich sofort nach der medlenburgischen Universitätsstadt, um mit Feuereifer sich seiner neuen Arbeit hinzugeben.

Daneben trieb er an der Universität zoologische und geologische Studien und versäumte es nicht, durch topographische Aufnahmen sich das notwendige Geschick für geodätische Arbeiten anzueignen. Durch die Lektüre naturwissenschaftlicher Werke aber und berühmter Reisebeschreibungen mühte er sich, seine allgemeinen Kenntnisse zu vertiefen.

Nach Verlauf von sechs Monaten, die der strengsten Arbeit gehört hatten, traf er wieder in Berlin ein.

Und nun erbat er, nachdem er von der afrikanischen Gesellschaft für die unmittelbar in Aussicht genommene Expedition als Geograph bestätigt worden war, „Allerhöchsten Ortes“ einen einjährigen Urlaub.

Der Urlaub wurde gewährt, und von der afrikanischen Gesellschaft ihm eine Frist von sechs Wochen zur Erledigung seiner Reise-Vorbereitungen gestellt.

Jetzt erst schrieb er an Arnold und teilte ihm den wahren Grund mit, weshalb er plötzlich Berlin verlassen hatte.

Er schilderte ihm alle seine Qualen und bat ihn in rührender Sprache, ob seines Entschlusses ihm nicht gram zu sein.

Und Arnolds Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Er schrieb kurz und bündig:

„Du hast gehandelt, ohne meinen Rat einzuholen, und daraus mach ich Dir nicht den geringsten Vorwurf; jeder ist nur sich und Gott verantwortlich, und niemandem kann und soll man es zum Vorwurfe anrechnen, der die Konsequenzen seiner Persönlichkeit

zieht und aus den Bedingungen und dem Boden seines Temperamentes sein Thun regelt. Immer war es mein Bestreben, Dich aus Dir heraus begreifen und verstehen zu lernen; und von hochmütigem Kritikaftertum bin ich ebenso weit entfernt, als es meiner Art fremd ist, fertigen Entschlüssen raisonnierend entgegenzutreten. Aber weh wird mir zu Mute, wenn ich bedenke, in welche Gefahren Du Dein junges Leben trägst, wenn ich erwäge, daß Du bald durch eine ganze Welt von mir getrennt sein wirst. Über Dein Herkommen freue ich mich aus ganzem Herzen; das sollen Festtage für uns werden, die letzten, die Du für's erste auf deutschem Boden zubringst. Erich ist ganz außer sich in dem Gedanken, Onkel Gerhart wiederzusehen, und auch Johanna harret Deiner in herzlicher Ungeduld. Also eile Dich! Und nun lebe wohl — auf baldiges, frohes Wiedersehen, in brüderlicher Liebe

Dein Kamerad
Arnold."

Immer und immer wieder hatte er das Schreiben gelesen.

Ja das war sein „Kamerad“ in jedem Worte, in jeder Silbe echt und treu. Und wieviel Seelengüte und feines Verständnis, wieviel Kraft und Männlichkeit aus diesen wenigen Zeilen atmete.

Sein phantastischer Sinn hatte des Bruders Gestalt über alles Irdische, Körperliche und Gemeine emporgehoben; für ihn war er ein lebendiges Ideal, dem er anhing in schwärmertischer Liebe. War er ihm doch alles gewesen: Vater, Mutter, Bruder und Erzieher. Aber daß er ihrem

Verkehr immer einen kameradschaftlichen Zug gegeben und sein Übergewicht an Jahren und Erfahrung niemals in den Vordergrund gedrängt hatte, das war's, was ihrem Verhältnis einen so tiefinnerlichen und innigen Charakter verliehen hatte. . . .

Und heut war er zum letzten Male mit den Kameraden zusammen gewesen, nachdem er doch Jahre lang mit ihnen schlecht und recht verkehrt hatte . . .

Und in noch einmal achtundvierzig Stunden war er beim Bruder, um die letzten Wochen mit ihm zu verleben . . .

Enger hüllte er sich in seinen langen Offiziersmantel, während er gleichzeitig fröstelnd seine Hände in die Taschen versenkte. Dann bog er in die Wilhelmstraße ein, die, menschenverlassen, in vornehmer Stille dalag. Der Wind piff durch die Luft, und der Schnee wirbelte in so schweren Flocken vom Himmel, daß er jetzt geschlossenen Auges seinen Weg schritt. Er dachte an nichts — vom Sturme ließ er sich treiben. Hin und wieder öffnete er die Augen und sah sich um, wo er wohl inzwischen angelangt war.

Und da auf einmal lenkte er in die Leipzigerstraße ein und befand sich wieder mitten in dem brausenden Leben und Lärmen der Großstadt.

Etwas wie Nüchternheit und Weichherzigkeit kam in ihm auf, wie bald würde er diese ganze Welt hinter sich haben . . . Er war leicht einer Art von wehmütiger Stimmung zugänglich, jenem Gefühle, das bei sentimentalischen Frauen heftige Leidenschaftsäußerungen hervorruft, bei empfindsamen Männern hingegen, zumal bei Künstlernaturen, stumme, unsichtbare Thränen erzeugt, die sie über das Gemeine und irdisch Niedrige hinwegtragen, in ihnen etwas Reineres, eine höhere Sittlichkeit wecken.

Dieser junge Offizier gehörte zu jenen Menschen, über die wir oft lächeln, die wir bemitleiden und nicht selten mit grausamem Spotte verfolgen, weil sie in Gefühlschwelgerei aufzugehen scheinen.

Über all das war sich Gerhart klar — und in seinem Stolze verbarg er seine Neigungen und verhüllte ängstlich sein Empfinden.

Nun war er am Potsdamer Platz angelangt, blieb stehen, lehnte sich an die fünfkronige Gaslaterne und ließ den Blick die Leipzigerstraße entlang schweifen, die geradlinig vor ihm lag.

Eben fiel sein Blick auf die Normal-Uhr, in deren hell erleuchteten Scheiben die Zeiger auf die erste Stunde nach Mitternacht wiesen.

Er zuckte empor, übersah noch einmal den Menschenstrom, der trotz der Nachtzeit zu beiden Seiten dahinflutete, und war gerade im Begriff, mit einer kräftigen Bewegung sich loszureißen, als er plötzlich eine weiche Berührung fühlte und, zusammenfahrend, jählings sich umwandte.





II.

Vor sich sah er eine schlanke Mädchengestalt, die trotz der bitteren Kälte nur in ein dünnes Jäckchen gehüllt war. Sie sah ihn von der Seite an, während sie den Kopf leicht auf die rechte Schulter gebeugt hielt. Dann plötzlich, während er sie anstarrte, und in seine Züge eine gewisse Unschlüssigkeit trat, schob sie ihren Arm mit einer schnellen Bewegung in den seinen.

Er lachte leise auf und fühlte gleichzeitig, wie ein Zittern durch ihren Körper ging.

Da hatte er den Wunsch, in ihre Züge zu sehen, aber eine heimliche Scheu hielt ihn zurück.

Er suchte sich ihr Bild, wie er es einen kurzen Augenblick beim matten Schein der Gaslaternen wahrgenommen, zurückzurufen. Aber auch nicht einen ihrer Züge vermochte er wiederzufinden.

Das kränkte ihn

Und nun packte es ihn

„Blick mich an“, fuhr es ihm heraus.

Sie wandte den Kopf noch mehr zur Seite.

Da schämte er sich.

Jetzt schritten sie eine kurze Weile wortlos neben einander In die Potsdamerstraße war er eingebogen. Dann gingen sie über die Brücke hinweg. Und

da, an dieser Stelle fühlte er, wie sie plötzlich mit einem kurzen Ruck aalglatt ihm ent schlüpfen wollte.

Da war er wieder ins Gleichgewicht gebracht, denn solcher Widerstand reizte ihn.

Und während sein Blut ihm leise zu wirbeln begann: „Du — das — nein, das leide ich nicht.“

Aha sie fügte sich willig Und wieder in tiefem Schweigen gingen sie.

„O weh,“ hörte er auf einmal, und ein Weinen klang durch ihre Stimme, — — „o, mein Gott, ich kann's nicht mehr halten, ich“ brach sie schluchzend ab, indem sie ein kleines Tüchelchen sich vor die Augen preßte.

Zuerst war er ganz betreten und wußte sich vor Staunen nicht zu helfen.

„Aber aber was ist Ihnen denn?“ sagte er erblüch, indem er unbewußt das „Du“ verwandelt hatte.

„Vielleicht kann ich Ihnen helfen — — bitte, bitte, reden sie doch!“

Und er drückte sie enger an sich.

Sie ließ ihr Tüchelchen fallen.

„Herr, mein Gott,“ sagte sie kläglich, mich hungert“

Ihm fuhr es durch das Blut wie Eiseshauch.

Er stutzte.

Das — das hatte er nicht erwartet.

„Ja, aber nur eine Minute und wir“ ihm war so eigentümlich zu Mute, daß ihm das Wort versagte.

Er zog sie mit sich fort, um schon nach kurzer Zeit vor einem Weinhaus Halt zu machen.

Alle Überlegung war ihm geschwunden — er dachte an nichts mehr. Wie Schwindel hatte es ihn erfaßt.

„Mich hungert“ — gelte es ihm in den Ohren.

Wenn jetzt ihm einer zugerufen: Um des Himmels willen, bist Du toll geworden — willst in Uniform — mit Soeiner speisen, er hätte ihm hohnlachend den Rücken gewandt.

In der Weinstube war es völlig leer; auf verschiedenen Tischen standen noch die feingeschliffenen Gläser, die zum Teil mit ihren schalen Resten noch gefüllt waren.

Der Kellner, der für heut das Aufräumen sich geschenkt haben möchte und eben im Begriffe war, auszulöschen, blickte ärgerlich aus seinem Halbschlafe auf, als die Beiden das Lokal betraten.

Dann räusperte er sich verlegen „hm ist schon Feierabend,“ sagte er kleinlaut, indem er von der Seite das seltsame Paar betrachtete und trotz aller Anstrengung ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Ehe Gerhart etwas erwidern konnte, fügte er gleichsam bekräftigend noch einmal hinzu: „Ist Schluß heute — thut mir wirklich sehr leid.“

Der Offizier wurde unruhig. Blichschnell überlegte er, daß ihm überall zu dieser Stunde das gleiche Schicksal widerfahren würde — — dabei das furchtbare Wetter und die Dualen, die die Ärmste leiden möchte. Kurz entschlossen drückte er ihm ein hartes Geldstück in die Hand.

„Sie müssen uns noch einen Trank und etwas von der Speisefarte verabreichen.“ — „Auf jeden Fall!“ — setzte er nachdrücklich hinzu, da er schnell bemerkte, daß jener im Augenblicke seine Miene geändert hatte.

„Will mein Möglichstes versuchen, Herr Lieutenant, gewiß, das will ich.“ Und mit einer unverfälschten Eigerlverbeugung trollte er ab.

Nun erst wandte Gerhart sich dem Mädchen wieder zu.

Ein beklemmendes Gefühl, das aus Sinnlichkeit und Scheu — natürlicher Neugier und erwachtem Mitleid sich zusammensetzte, ein Gefühl, das durch die nächtliche Stunde und den stark genossenen Wein seine besondere Färbung erhielt, hatte sich des jungen Mannes bemächtigt.

Mit einer straffen Wendung stand er wieder vor dem Mädchen.

Sie hatte sich an die Thür gelehnt, zitternd vor Kälte, bleich vor Hunger und sah ihn mit ihren tiefblauen Augen beinahe ängstlich und doch auch lauernd an, daß von diesem Blicke ein Beben ihn durchfuhr.

Etwas Eigenartiges, Absonderliches lag in ihrer Erscheinung. Sie hatte merkwürdig fein geschwungene Augenbrauen und lange, zarte Wimpern, wie er solche nie zuvor gesehen zu haben meinte. Dabei schimmerte in ihren Augen ein seltsamer Glanz, der ihr etwas fieberhaft Erregtes gab. Ihre feinen Nasenflügel zitterten, und um den festgeschlossenen, etwas breiten Mund zuckte es verräterisch. In ihrem ärmlichen, grauen, fast verschliffenen Jäckchen, dessen Nähte hervorlugten, und der fast vornehmen Pelzmütze, die von ihrer ganzen Kleidung sonderbar abstach und etwas schief und unternehmend auf ihrem Kopfe ruhte, lag soviel Widerspruchsvolles, daß es ihm im Augenblicke unmöglich schien, die Lösung dieses Rätsels zu finden.

Mit einer ritterlichen Bewegung war er ihr beim Ausziehen behilflich.

Er biß sich auf die Lippe, um einen Ausruf des Staunens zu unterdrücken. Es dünkte ihn aber, als ob er

müheles mit seinen Händen ihre überschlanke Gestalt umfassen könnte.

Nun reichte er ihr vorsichtig den Arm, als fürchtete er, ihr wehe zu thun und führte sie zu dem schwarzledernen Sofa.

Zagend folgte sie ihm.

Und während sie sich niedersezten, rückte sie sich ihr Müßchen zurecht — immer still und stumm, nicht einen Laut von sich gebend.

Aufmerksam betrachtete er ihren Anzug und sah, daß ein braunes Kleid ihre schlanken Glieder hüllte, das nach Gretchenart gearbeitet war. Das niederartige Jäckchen war mit gleichfarbigem Sammetbnde besetzt, das bereits verschossen, auf ein gutes Alter schließen ließ. Sie blickte sich etwas ängstlich in dem länglichen Raume um, der mit einer dunklen Tapete ausgestattet war. An den Wänden hingen trübselige Stahlstiche und ihnen gegenüber zwei große Spiegel in Ebenholzrahmen.

Der Offizier hatte gerade eine Frage auf der Lippe, als der Kellner mit einem Eiskühler wieder zum Vorschein kam.

„Roederer, Herr Lieutenant — Schinken — Caviar und Sardinen — weiter ist nichts mehr aufzutreiben,“ sagte er, sich prustend.

Dabei rückte er den Kühler zurecht, hob eine der beiden Flaschen heraus und rumorte sachverständig noch ein paar Sekunden in den Eisstücken herum.

Knallend sprang der Pfropfen empor, und der schäumende Saft spritzte ihnen beiden in das Gesicht.

Sie zwinkerte ein wenig mit den Augen und schloß sie alsdann.

Da starrte er sie an.

Und dann im Nu, wie in plötzlicher Eingebung, führte er das feingeschliffene Glas, in dem der Sekt auf- und niederperlte, an ihre Lippen.

Blitzartig zuckte es über ihre Züge.

Aber sie hielt die Augen geschlossen und ließ sich gierig, wie ein krankes Kind, den Wein in die Kehle träufeln.

Als er das Glas jetzt niedergelegt, machte er ihr ein Brötchen zurecht.

„So, mein Fräulein, nun bedienen Sie sich!“ sagte er in freundlichem Tone.

Sie schlug jäh die Augen auf.

Ihre blasser Wangen hatten sich gerötet — sie senkte tief auf — streifte ihn noch einmal mit einem flüchtigen, scharfen Blick — griff dann zum Messer und zerschnitt mit einer schnellen Bewegung die eine Hälfte des Weißbrötchens.

Aus jeder ihrer Gebärden sprach Anmut und Erziehung.

Doch . . . plötzlich . . . überkam es sie — sie warf ruckartig das Messer von sich, und alles andere vergessend — biß sie mit ihren blendend weißen und kräftigen Zähnen in das Brot.

Schon nach dem ersten Biß machte sie ein klägliches Gesicht.

„Mein Gott . . . ich kann nicht,“ sagte sie kleinlaut, „muß mich . . . überhungert haben.“

Er reichte ihr das Glas.

„Trinken Sie mal einen Schluck Wein — so — — und nun nehmen sie eine Messerspiße Caviar — — etwas mehr, Fräulein, gewiß, das wird Ihnen gut thun.“

Sie gehorchte.

Und wirklich wurde ihr besser. Sie schmalzte leise mit der Zunge.

Da fuhr er mit dem Kopfe in die Höhe.

Herr Gott . . . woran erinnerte ihn nur das? . . .

Er kam nicht darauf.

Nun lehnte sie sich an das Sofa.

Wieder nippte sie. Und jetzt begann sie zu schmausen — mit einem wahren Heißhunger.

Er selber trank erregt Glas auf Glas. Sein Blut rollte und wirbelte schneller. Ja, er fühlte ein Zittern in seinen Fingerspitzen und ein Klopfen die Schläfen entlang. Er wußte nicht, was ihn gepackt hatte . . . begehrte er sie eigentlich: ja . . . nein . . . ja . . . und wieder nein . . . was wußte er . . . Woran gemahnte ihn doch dieses Schmalzen der Zunge, überlegte er von neuem.

Sie schien seine Anwesenheit vergessen zu haben, ganz in ihre Thätigkeit versunken. Die Marsdinen und den Schinken hatte sie bei Seite geschoben und ließ sich gut sein am Caviar. Offenbar mußte er ihr munden.

Der Regulator ihnen zu Häupten schlug zwei. Er hustete leise . . . er wollte eine Unterhaltung beginnen und wußte nicht wie . . . immer fehlte es ihm am passenden Anfang.

Das Mädchen aber schien zum Sprechen durchaus nicht aufgelegt.

Wie ein Schulbube benimmst du dich, flüsterte er sich zu, was soll die von dir denken . . . so ein fader, alberner Geselle . . . die lacht im Stillen sich in's Fäustchen . . . hat gewiß auch so einen Ranz noch nicht getroffen . . .

Aber etwas mußte er doch sagen. Dieses Stummsein wurde auf die Dauer unerträglich.

„So trinken Sie doch!“ brachte er mühsam hervor.

Sobald ihm aber das Wort entfahren, ärgerte er sich darüber.

Sie schlug die Augen groß zu ihm auf und sah ihn mißtrauisch an, während sich ihre feinen Lippen seltsam kräuselten.

Dann lachte sie wild auf und verschränkte ihre Arme. Unter die Erde hätte er sich wünschen mögen.

Und wieder schloß sie die Augen — müde und abgespannt.

Was war das? . . . Er wurde ganz verwirrt von ihrem Benehmen. Spielte sie eine abgekartete Komödie . . . oder . . . oder? . . .

Er war in seinem Verkehr den Frauen gegenüber von seltsamer Scheu.

Einen rechten Begriff vom Wesen der Frau hatte er nie in sich aufgenommen.

Die Mutter lebte in seinen Vorstellungen als eine hohe Erscheinung in glänzenden Gewändern, mit nervösen Bewegungen und einem — ja dessen erinnerte er sich lebhaft — spöttisch überlegenen, beinahe harten Zug um den fest verschlossenen Mund.

Der Vater und sie hatten nicht gut miteinander gelebt.

Und die Knaben hatte es immer mehr zu der glänzenden Uniform des Rittmeisters, der sie auf seinen Knien schaukeln ließ, hingezogen, als zu den Seidenstoffen der Mutter, mit denen sie durch die Zimmer rauschte, und die so frostig und vornehm knisterten und knatterten, daß sie ordentlich Angst hatten, ihr nahe zu kommen.

Gerhart gehörte auch nicht zu jenen Naturen, die man finnlisch nennt; etwas Zurückhaltendes, Sprödes lag in seinem Wesen, das im Umgange mit den Frauen viel un-

geschliffener und gröber zum Ausdruck kam, als im Verkehr mit den Kameraden.

Sein Vater — das erfuhr er später — hatte noch als Ehemann den Schwenenöter gespielt, tolle Streiche gemacht, über die seine stolze Frau mit unnahbarer Würde hinweggegangen war.

Er aber schien in geschlechtlicher Hinsicht das Erbe der Mutter angetreten zu haben.

Und wenn die Kameraden von Erfolgen erzählten, von Schlichen und Kniffen — und wie die Sprödesten zu kirren seien — und das vom Anstande und der Gefittung der Weiber sei eine längst überwundene Fabel — — — so zuckte er verständnislos die Achseln, wußte da nicht mitzureden.

In diesem Augenblick aber fühlte er, wie alles in ihm in Aufruhr und Empörung kam.

Er stand auf, winkte hastig dem Kellner und zahlte die Zechen.

„Gehen?“ fragte sie.

Er nickte mit dem Kopfe.

Langsam erhob sie sich. Beim Ankleiden war er ihr behilflich.

Sie dankte kaum.

Nun zog auch er seinen Mantel an und reichte ihr schweigend den Arm.

Wieder waren sie auf der Straße!

Der Schneesturm hatte sich gelegt, aber der Wind piff noch immer seine eifige Melodie.

Sie schauerte.

„Ist Ihnen sehr kalt, Fräulein?“

Sie gab keine Antwort, aber enger preßte sie sich an ihn.

Suchend blickte er sich nach einem Wagen um.

Die Straße war menschenleer.

Endlich entdeckte er ein Gefährt.

„Kutscher . . . holla . . . hierher!“

„Bitte, steigen Sie gefälligst ein!“

„Bülowstraße hundertund . . . fahren Sie zu!“ . . .

Sie hörte nichts mehr. . . .

Er war ihr nachgesprungen, hatte den Schlag zuge-
worfen, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

Kein Wort wurde gewechselt. Trotz des Gerassels aber
vernahm er ihren Atem, so geschärft waren seine Sinne.
Der Schnee knirschte unter den Rädern, und seiner bemäch-
tigte sich eine heiße, lodende Glut. Seine Brust hob und
senkte sich schwerer, er preßte die Lippen aufeinander, zog
die Augenbrauen zusammen, ballte die Fäuste, ankämpfend
gegen das Sündige, das Lodende, das über ihn gekommen
und ihn zu umgarnen drohte . . .

„Brrr!“ . . .

Die Pferde standen still . . .

Ihr Ziel war erreicht.

„Bitte! — fallen Sie nicht — reichen Sie mir doch
die Hand!“ — es ist entsetzlich glatt.“

Nun waren sie vor das eiserne Portal getreten, er zog
den Hausschlüssel hervor und öffnete rasch. Dann entzündete
er eine Wachskerze, und langsam stiegen sie die Marmor-
stufen hinauf.

Wieder knarrte der Schlüssel . . . und eine wohlige
Wärme strömte ihnen entgegen.

Mit der Sicherheit, die man im eigenen Heim empfin-
det, zog er im Dunkeln — die Kerze war inzwischen ver-
löscht — die schwere Ampel herunter und eine Sekunde
später, und der große Raum war matt erleuchtet.

Ein leises „Ah!“ entfuhr ihren Lippen.

Sie hatte das Wohnzimmer eines Offiziers erwartet und sah sich in das Heim eines Künstlers versetzt.

An dem breiten, hohen Fenster stand ein kostbarer Schreibtisch, eine einzige Platte ohne jeden Aufsatz, geschmückt mit Photographien und geschmackvollen Nippes: Meißener Porzellanfigürchen und feine Thongegenstände. In die Wände waren nußbraune Holzregale hineingearbeitet, die mit vornehmen Einbänden dicht gefüllt waren. Ringsherum hingen außerlesene Radierungen, ebenfalls in nußbraunen Rahmen und dazwischen einzelne vorzügliche Rembrandt-Kopieen, die in ihren gewagten Motiven, ihrem düsteren Grundton dem Gemach ein eigenartiges Gepräge aufdrückten. Über der Thür große japanische Fächer und in der Mitte eine verhüllte Staffelei; vor dieser aber ein Chaiselongue mit einer persischen Decke umhüllt; — links in der Ecke ein großer mit Arabesken verschörkelter, rotbrauner Ofen, auf dessen breiter Console wiederum unzählige, kleine Kunstgegenstände — ein Affen-Orchester, Chinesen, die mit ihren blöden Köpfen wackelten, u. s. w., untergebracht waren. In der Mitte des Ofengefimses jedoch befand sich ein Faun, der mit einem niederträchtig lüsternden Gesichtsausdruck auf die Venus von Milo hinschielte, die in königlicher Ruhe in ihrer Stellung verharrte. Ganz in den Hintergrund grub sich eine Nische ein, die durch eine schwere Portiere geschlossen war. Hohe Lutherstühle umgaben den Raum. Über das Ganze aber goß sich das gedämpfte Licht der grünen Ampel und die wunderbare Stille der Nacht.

Er lehnte sich an den Ofen und verschränkte die Arme.

Er wollte ihr ein Willkommen zurufen . . . aber er unterbrückte es.

Er war begierig der Dinge, die nun kommen würden.

Sie hob abwechselnd bald den rechten, halb den linken Fuß, als machte es ihr Freude, in dem schweren Teppich zu versinken. Auch senkte sie nachdenklich eine Weile die Augen, um von ungefähr auf den Fußspitzen zu dem Divan zu trippeln und dort sich niederzulassen.

Jetzt bastelte sie an ihrer Mütze, die ihr unbequem geworden sein mochte, und schob sie vom Kopfe. Und da — da sah er aufgeschürzt in starkem Knoten rotgoldenes Haar, das ihren merkwürdigen Reiz erhöhte, ihrer ganzen Gestalt etwas Dämonisches verlieh.

Nun hielt sie ihre schmalen, feinen Hände mit den zarten, schlanken Nägeln zu beiden Seiten ihres Kopfes, als hätte sie unendliches Weh, ließ sie dann in den Schoß sinken und stierte mit weitgeöffneten Augen zur Erde. —

Einen Augenblick dachte er daran, auf sie loszuspringen, der Macht der Sinne folgend — aber mit Gewalt hielt er an sich — das — das wollte er nicht barbarisch roh zerstören — nicht in die gemeine Luft einer Minute die Reinheit dieses Augenblicks senken.

Es war dies aber ein zwiespältiger, seltsamer Vorgang, der seines Innern in dieser Stunde sich bemächtigte und in seine Seele sich prägte mit Allgewalt.

Wie diese fieberhafte Lust ihn packte . . .

da — da — da sah er mit greifbarer Deutlichkeit lebensgroß die Gestalt seines Vaters, des Rittmeisters, wie er einherschritt in seiner Lebensfreudigkeit, das linke Auge halb geschlossen haltend, ein breites Lächeln auf den etwas starken, sinnlichen Lippen, den üppigen Schnauzbart led zu langen Spitzen gebreht, mit den buschigen Brauen, die dicht

zusammengewachsen waren und zu dem gutmütigen, verschmitzten Gesicht in lächerlichem Gegensatz standen.

„Bravo, mein Junge,“ schien der Rittmeister auf der Zunge zu haben, „man muß das Leben genießen, und bei den Weibern allein ist Himmelsmanna!“

Dabei glaubte er vernehmlich — und nun fiel es ihm plötzlich ein, an wen des Mädchens Art, mit der Zunge ein Geräusch zu erzeugen, ihn erinnert hatte — jenes Schnalzen zu hören, das dem Vater eigentümlich gewesen, und das ihn nie verließ — es mußte denn etwas Besonderes ihm in die Quere gekommen sein. Dieses Schnalzen — — noch in der Todesstunde, als sie alle vor seinem Lager standen, und der große, starke Mann mit aller Kraft dem frühen Ende widerstrebte, und der Dunkel Prediger ihm zum letzten Male das Abendmahl reichte — mitten in der heiligen Handlung hatte er plötzlich inne gehalten, mit verzweifelter Anstrengung die Zunge an den Gaumen gedrückt und zu starrem Erstaunen und Entsetzen aller zu schnalzen begonnen.

Das alles war ihm blitzschnell in den Sinn gekommen, als der Rittmeister, gleichsam aus dem Grabe emporgewachsen, mit einem Male leibhaftig vor ihm stand. Und instinktmäßig horchte er auf, als müßte er nun auch dessen Stimme vernehmen. Und wie er den Vater verwundert, fragend anblicken wollte, hatte er eine kahle Wand vor sich, und die Erscheinung war geschwunden. . . .

Mit verhaltenem Schrei blickte er angstvoll hinüber zu ihrer Ruhestätte.

Die Müdigkeit mußte sie überwältigt haben. Mit geschlossenen Lidern hob sie den rechten Arm zu ihrer Haartracht und löste traumverloren die Nadeln. Langsträhmig fiel es herab zu beiden Seiten weit über

die Schultern und hüllte sie ein wie in einen roten Mantel.

Er regte sich nicht — — hingerissen von dem Bilde Aber dann — ganz sacht — — behutsam, auf den Fußspitzen — da sie nach einer Weile keinen Laut von sich gab, schlich er zum Divan.

Er ließ sich auf den Knien nieder und blickte zu ihr empor.

Sie war eingeschlafen — ihre Hände ruhten in ihrem Schoß — ihre Brust hob und senkte sich in regelmäßigen Zwischenräumen.

Leise berührte er sie. Und da er ihren tiefen Schlaf sah, hob er sie empor, streckte sie vorsichtig auf dem Divan aus, umhüllte sie mit Decken, schloß unhörbar das Zimmer ab und löschte die Flamme.

Eine Spanne Zeit verharrte er bewegungslos unter der grünen Ampel.

Totenstille!

Ihr Atem nur vernehmbar.

Da schritt er zu den schweren Vorhängen und schob sie auseinander.

Vor dem hohen Bette stand ein Nachttisch und auf diesem eine Kerze.

Mit dem Ellbogen hätte er sie beinahe umgestoßen.

Unwillig trat er zur Seite, nein — jetzt kein Licht — nur nicht Licht und schon der Gedanke, seinen kleinen Schlafraum zu erhellen, schürte ihm Unlust dunkel dunkel mußte es sein Nacht! Finsternis! Helle? ihn überlief es eiskalt Helle? jetzt, wo er sich so elend, zer- schlagen dünkte im kläglichsten Widerstreite unsagbarer Gefühle!

du, Gerhart, — fest die Augen zu — und jetzt fort mit allem Grübeln und Denken — rühr dich nicht — so — ganz still — ganz stumm, jetzt kommt der Schlaf

Ein Rascheln glaubte er zu vernehmen.

Er richtete sich empor und horchte auf; mit einem Ruck sprang er aus den Betten.

O, ich Toller quäle mich und neben mir — ein Wild, das sich dem Schuß gestellt — neben mir ein blühendes Weib, das seinen Hunger gestillt, seinen Durst gelöscht, vergebens der Liebe harret.

Er zitterte am ganzen Körper und flog gleichsam in die Strümpfe und die flanellgefütterten Morgenschuhe.

Ungestüm rief er den Schlafrock vom Nagel und schlüpfte hinein.

So — da waren die Zündhölzer — ein kurzes Zaudern und — „Licht!“

Er hob den Leuchter empor und blickte flüchtig in den Spiegel.

Seine Hand schwankte, und jäh wandte er sich ab — grau und bleich hatte seine Miene ihm entgegengeblickt.

Mit der Rechten schob er die Vorhänge auseinander, und wie ein Dieb schlich er zu ihrem Lager.

Was für ein Duft ihm entgegenströmte; er hielt den Atem an. Lautlos ließ er sich auf dem schweren Teppich nieder, stellte das Licht zur Seite, daß sein Schein auf ihr Antlitz fiel und blickte zu ihr empor.

Wieder dieser Duft, der betäubend auf seine Sinne fiel.

O wie herrlich sie dalag mit ihrem schlanken Körper, der von der Fülle ihres wallenden Haares umflossen war. Und ihre Züge mit den feinen Linien, dem leise geöffneten Mund! Wie ein Meerweib

das aus der Tiefe emporgestiegen, wie ein in der Sonderart seiner Farben lebendig gewordenes Bild Meister Böcklins erschien sie dem Knieenden. Zarter Morgenröte gleich, durchsichtig und schimmernd ihre Haut, die so eigenartig von ihrem roten Haar sich abhob.

Er stand auf und beugte sich zu ihr herab, so daß ihr Atem ihm entgegenschlug.

Und wenn er sie auf sein Lager trüge . . . vorsichtig . . . behutsam . . . Seine Mienen hatten mählich den harten Ausdruck flammender Leidenschaft angenommen und wenn er sie zähmte alsdann im Kampfe der Liebe? Freiwillig war sie ihm gefolgt — ohne Zwang — aus eigenem Entschluß; ohne sein Zuthun hatte sie sich angeboten — wo also lag sein Unrecht? feige war sein Zögern! . . . Und die Stunden verrannen träge, langsam . . .

Tiefer senkte er sich herab, leidenschaftlicher, heißer bohrte sich sein Blick in ihre Züge. Ja . . . es . . . soll . . . sein!

Und mit einer ungestümen Bewegung riß er sie an sich.

Sie schlug die Augen auf, und ein kurzer, abgehackter Schrei entrang sich ihr.

Bermundert blickte sie sich um.

Langsam besann sie sich auf alles.

Und mit einem Male trat in ihr Antlitz ein so grauenhafter Zug, etwas so angstvoll Wildes, daß er entsetzt einen Schritt zurückwich.

„Nein . . . nein . . . nein . . . ich will . . . und will nicht.“

Und plötzlich sah sie ihn so demütig, mitleidheischend an, mit einem Ausdruck, der ihn erschauern machte, in die Seele ihm schnitt.

Er hatte früher einmal als Kind in irgend einem Bilderbuche eine kleine Geschichte gelesen, wo ein Bild, von einem Schuß gestreift, am ganzen Körper bebend, dem Jägermann, der mit erhobener Flinte vor ihm steht, einen Angst- und Wehblid zumirft, um Gnade bittend, daß dem Manne bang zu Mute wird. Und wie der Waidmann diesen Blid des sterbenden Geschöpfes mit sich herumträgt und bei allem Rasen und Jagen und jedesmal, wenn er zum Schuß die Flinte ansetzt, ihn gegenwärtig hat, daß die Hand ihm zittert, und die Beute ihm entrinnt.

Das kam ihm in den Sinn, greifbar jetzt in dieser Stunde.

Sie hatte sich von ihrem Lager erhoben, und taumelnd war sie zur Thür gewankt.

„Ich thue Ihnen nichts zu Leide,“ sagte er rauh, „nichts — Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben.“

Sie schwieg, scheu zu ihm hinüberblinzelnd, als traute sie ihm nicht.

„Das Licht . . . Herr Gott . . . das Licht . . . so sehen Sie doch, das Licht träufelt.“

Er bückte sich, hob die Kerze empor und stellte sie auf den Schreibtisch; dabei stieß er ein Päckchen Zigarretten um, von denen er hastig eine aufnahm und in Brand setzte. Und während er den feinen, bläulichen Dampf in fliegenden Ringen von sich gab und mit der Rechten nervös auf die Platte des Tisches trommelte, fragte er leise: „Wie heißt Du?“

„Magda heiße ich.“

„Und leben Deine Eltern, Magda?“

Sein Ton hatte einen weichen Klang angenommen, brüdete so viel inniges Mitempfinden aus, daß sie Zutrauen zu gewinnen schien und durch die Stille der Nacht, die

Wärme des Zimmers, das Seltsame der ganzen Lage über das Befremdliche seiner Rede und seines Wesens hinwegkam.

Auf seine letzte Frage schüttelte sie nur stumm den Kopf.

Alles Sinnliche war auf einmal von ihm geschwunden; als Mensch stand er dem Menschen gegenüber; und eine reine Regung hilfreichen Mitgefühls leuchtete aus seinen Mienen.

Gutthaten waren des Knaben höchste Lust gewesen, und auch als werdender Mann hatte er diesen Zug sich treulich gewahrt; engherziges Denken und Handeln lag ihm fern, und Freigiebigkeit, die an keine Grundsätze gebunden, war vielleicht seine einzige, ausgeprägte Charaktereigenschaft.

Was mag sie nur sein, fragte er sich im Stillen und hingerissen von ihrem Reize, begehrte er, ihr um jeden Preis zu helfen.

Sie muß — muß ja schlecht sein, überlegte er — gemein ja gemein, denn sonst war es ja undenkbar, unbegreiflich, daß sie um diese Stunde Und nun hielt er es nicht länger zurück.

„Seit wann bist Du schlecht, Magda,“ sagte er gedämpften Tones, „sprich, wie konntest Du schlecht werden?“ Bei seiner Frage überlief es sie kalt und heiß.

„Ich bin nicht schlecht,“ brachte sie endlich mühsam hervor.

„Und gehst doch auf die Straße und treibst solch ein“

„Herr, ich . . . bin zum ersten . . . Male . . . auf der Straße,“ fiel sie ihm stoßend in die Rede.

Er drückte den Kopf an die Wand und verharrte eine Weile bewegungslos.

Es giebt Menschen, deren Klang der Stimme uns zwingt, an sie zu glauben. Denn sie gebieten über Töne, deren Macht uns beherrscht, in uns Stimmungen und Schwingungen erzeugt, daß jede Verstandes- und Willensäußerung aufhört, um einem Gefühlsleben Raum zu machen, das uns überwuchert, verzehrt — und nicht selten zu Grunde richtet.

Zu diesem Menschenschlage gehörte Magdalene.

Und Gerhart mit seinem erregbaren, äußeren Eindrücken leicht zugänglichen Wesen, Gerhart mit seinen schönheitsdürftenden und wohlklangempfindlichen Sinnen verspürte ihre Macht.

Und als sie jetzt, sich aufrüttelnd, zu ihm sprach: „Und nun lassen Sie mich hinaus, Herr!“ — da bäumte sich alles in ihm auf und widerstrebte, auf das, was ihm von Schicksalswegen zugeflogen war — denn er glaubte an Zufall und Schicksal und war von einem ganz bestimmten Mystizismus durchdrungen — Verzicht zu leisten.

„Liebes gutes Fräulein,“ erwiderte er in einem Tone, in dem ernste Bestimmtheit und warme Herzlichkeit zugleich zum Ausdruck kamen, „das werde ich nicht thun, — sehen Sie mich nicht so böse an, denn es nützt Ihnen nichts — wahrhaftig nichts — von Sinnen müßte ich ja sein,“ fuhr er erregt fort, „wollte ich Sie jetzt bei Nacht und Nebel, wo man keinen Hund vom Ofen lockt, hinauslassen.“

Da sie sich nicht rührte, still und stumm — trat er auf sie zu und ergriff ihre Hand. Und mit gesenkter Stimme: „Sehe ich denn so böse aus, daß man sich vor mir fürchten müßte . . . liebes Fräulein Magdalene, fassen Sie ein wenig Zutrauen; ich will keine großen Worte machen —

ich kann das nicht," überholperte er sich hastig, „bin viel zu ungalant dazu . . . aber ich meine . . . ich glaube . . . Sie werden das nicht zu bereuen haben.“

Er lauschte vergebens ein paar Minuten auf ihre Antwort.

Aber endlich blickte sie empor und sah ihn großäugig an.

Wie ein Bittender stand er vor ihr, den Glanz gespannter Erregung in den Augen.

Sie wurde immer unruhiger und verlegener „Aber mein Gott mein Gott . . . was sollen Sie nur von mir denken . . . und für was für eine müssen Sie mich halten . . . und wenn Sie . . . ja, ach und gerade weil Sie . . . ja, wenn Sie noch roh und niederträchtig gegen mich gewesen wären . . . aber so . . . bitte, bitte öffnen Sie“

„Fräulein“, antwortete er tiefernst, „so wahr mir Gott helfe, wenn ich eine Sekunde Schlechtes von Ihnen dachte, und das that ich,“ fügte er im Tone des Selbstvorwurfs hinzu, „so ist mir das so bitter leid, daß ich sinne, wie ich mein Unrecht wieder gut machen könnte. Wenn Sie aber jetzt von mir gehen, Magdalene, dann . . . ja dann . . . nein . . . nein . . . Sie werden, Sie dürfen das nicht thun . . . Magdalene . . . ich bitte, ich beschwöre Sie . . . ich . . . nämlich . . . ja gewiß das ist es . . . aber das soll Sie nicht in Wind und Wetter jagen . . . ich . . . ich selbst . . . und morgen früh komme ich wieder und frage, was Sie Schönes geträumt haben.“

Er that einen Schritt nach rückwärts.

Sie hielt ihn zurück.

„Wohin wollen Sie?“

Ihr Ton hatte bereits jenen unschlüssigen Klang, den Frauen jedesmal zu treffen wissen, wenn sie im Begriffe stehen, nachzugeben.

„In irgend ein Hotel!“

Sie lachte koboldartig auf, daß er verdußt emporblickte.

Nun wieder verfiel sie in Nachdenken.

„Es ist ja viel zu spät,“ sagte sie trostlos.

Dann reichte sie ihm plötzlich die schmale Hand und erwiderte kaum merklich seinen Druck.

Und mit gesenktem Auge: „Gute Nacht!“ —

„Gute Nacht!“



Wärme des Zimmers, das Seltsame der ganzen Lage über das Befremdliche seiner Rede und seines Wesens hinwegkam.

Auf seine letzte Frage schüttelte sie nur stumm den Kopf.

Alles Sinnliche war auf einmal von ihm geschwunden; als Mensch stand er dem Menschen gegenüber; und eine reine Regung hilfreichen Mitgefühls leuchtete aus seinen Mienen.

Gutthaten waren des Knaben höchste Lust gewesen, und auch als werdender Mann hatte er diesen Zug sich treulich gewahrt; engherziges Denken und Handeln lag ihm fern, und Freigiebigkeit, die an keine Grundsätze gebunden, war vielleicht seine einzige, ausgeprägte Charaktereigenschaft.

Was mag sie nur sein, fragte er sich im Stillen und hingerissen von ihrem Reize, begehrte er, ihr um jeden Preis zu helfen.

Sie muß — muß ja schlecht sein, überlegte er — gemein ja gemein, denn sonst war es ja undenkbar, unbegreiflich, daß sie um diese Stunde Und nun hielt er es nicht länger zurück.

„Seit wann bist Du schlecht, Magda,“ sagte er gedämpften Tones, „sprich, wie konntest Du schlecht werden?“

Bei seiner Frage überlief es sie kalt und heiß.

„Ich bin nicht schlecht,“ brachte sie endlich mühsam hervor.

„Und gehst doch auf die Straße und treibst solch ein“

„Herr, ich . . . bin zum ersten . . . Male . . . auf der Straße,“ fiel sie ihm stoßend in die Rede.

Er drückte den Kopf an die Wand und verharrte eine Weile bewegungslos.

Es giebt Menschen, deren Klang der Stimme uns zwingt, an sie zu glauben. Denn sie gebieten über Töne, deren Macht uns beherrscht, in uns Stimmungen und Schwingungen erzeugt, daß jede Verstandes- und Willensäußerung aufhört, um einem Gefühlsleben Raum zu machen, das uns überwuchert, verzehrt — und nicht selten zu Grunde richtet.

Zu diesem Menschenschlage gehörte Magdalene.

Und Gerhart mit seinem erregbaren, äußeren Eindrücken leicht zugänglichen Wesen, Gerhart mit seinen schönheitsdürstenden und wohlklangempfindlichen Sinnen verspürte ihre Macht.

Und als sie jetzt, sich aufrüttelnd, zu ihm sprach: „Und nun lassen Sie mich hinaus, Herr!“ — da bäumte sich alles in ihm auf und widerstrebte, auf das, was ihm von Schicksalswegen zugeflogen war — denn er glaubte an Zufall und Schicksal und war von einem ganz bestimmten Mystizismus durchdrungen — Verzicht zu leisten.

„Liebes gutes Fräulein,“ erwiderte er in einem Tone, in dem ernste Bestimmtheit und warme Herzlichkeit zugleich zum Ausdruck kamen, „das werde ich nicht thun, — sehen Sie mich nicht so böse an, denn es nützt Ihnen nichts — wahrhaftig nichts — von Sinnen müßte ich ja sein,“ fuhr er erregt fort, „wollte ich Sie jetzt bei Nacht und Nebel, wo man keinen Hund vom Ofen lockt, hinauslassen.“

Da sie sich nicht rührte, still und stumm — trat er auf sie zu und ergriff ihre Hand. Und mit gesenkter Stimme: „Sehe ich denn so böse aus, daß man sich vor mir fürchten müßte liebes Fräulein Magdalene, fassen Sie ein wenig Zutrauen; ich will keine großen Worte machen —

ich kann das nicht," überholperte er sich hastig, „bin viel zu ungalant dazu . . . aber ich meine . . . ich glaube . . . Sie werden das nicht zu bereuen haben.“

Er lauschte vergebens ein paar Minuten auf ihre Antwort.

Aber endlich blickte sie empor und sah ihn großäugig an.

Wie ein Bittender stand er vor ihr, den Glanz gespannter Erregung in den Augen.

Sie wurde immer unruhiger und verlegener „Aber mein Gott mein Gott . . . was sollen Sie nur von mir denken . . . und für was für eine müssen Sie mich halten . . . und wenn Sie . . . ja, ach und gerade weil Sie . . . ja, wenn Sie noch roh und niederträchtig gegen mich gewesen wären . . . aber so . . . bitte, bitte öffnen Sie“

„Fräulein“, antwortete er tiefernst, „so wahr mir Gott helfe, wenn ich eine Sekunde Schlechtes von Ihnen dachte, und das that ich,“ fügte er im Tone des Selbstvornurfs hinzu, „so ist mir das so bitter leid, daß ich finne, wie ich mein Unrecht wieder gut machen könnte. Wenn Sie aber jetzt von mir gehen, Magdalene, dann . . . ja dann . . . nein . . . nein . . . Sie werden, Sie dürfen das nicht thun . . . Magdalene . . . ich bitte, ich beschwöre Sie . . . ich . . . nämlich . . . ja gewiß das ist es . . . aber das soll Sie nicht in Wind und Wetter jagen . . . ich . . . ich selbst . . . und morgen früh komme ich wieder und frage, was Sie Schönes geträumt haben.“

Er that einen Schritt nach rückwärts.

Sie hielt ihn zurück.

„Wohin wollen Sie?“

Ihr Ton hatte bereits jenen unschlüssigen Klang, den Frauen jedesmal zu treffen wissen, wenn sie im Begriffe stehen, nachzugeben.

„In irgend ein Hotel!“

Sie lachte koboldartig auf, daß er verdußt emporblickte.

Nun wieder verfiel sie in Nachdenken.

„Es ist ja viel zu spät,“ sagte sie trostlos.

Dann reichte sie ihm plötzlich die schmale Hand und erwiderte kaum merklich seinen Druck.

Und mit gesenktem Auge: „Gute Nacht!“ —

„Gute Nacht!“





III.

Als Gerhart am folgenden Morgen erwachte und auf die Uhr blickte, hatte der Zeiger die zehnte Stunde bereits überschritten.

Erschreckt sprang er aus dem Bette; ihm kam es in den Sinn — sie hätte ihn heimlich verlassen, während er sorglos dahingeträumt. Er bog die Vorhänge auseinander und lugte in das Vorbergemach. Nein, da lag sie, tiefem Schläfe hingegeben, und erleichtert atmete er auf.

Mit ungewohnter Hast kleidete er sich an, schlich durch das Zimmer, schloß es hinter sich ab und klingelte bei seiner Wirtin, um die für seinen Plan notwendigen Vorbereitungen zu treffen.

Als er das erledigt, eilte er wieder zurück.

Vor seinem Zimmer lauschte er erst eine Weile, dann aber, als nichts sich regte, schloß er vorsichtig auf.

Magdalene eilte auf ihn zu. Sie war bereits wach gewesen in dem Augenblicke, als er das Zimmer verlassen hatte, aber aus einem natürlichen Gefühl der Scham und pochenden Reugier hatte sie sich schlafend gestellt.

Sie wurde bereits ungeduldig und argwöhnte, daß er lange ausbleiben würde; dabei empfand sie Mergel, daß

er sie wie eine Gefangene behandelt, hinter sich den Kiegel vorgelegt hatte.

In ihrer Erregung war sie erst an den Schreibtisch getreten und hatte die zierlichen Gegenstände und Photographieen neugieriger Prüfung unterzogen.

Plötzlich stuzte sie und griff hastig nach einem Bilde, das ihre Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregte, daß sie alles andere darüber vergaß.

Nachdenklich betrachtete sie es lange, lange, dann stellte sie es mit seinem Rahmen auf den Divan, um bei Gerhart die Persönlichkeit, die es wiedergab, zu erkunden.

Jetzt stand sie vor dem prächtigen Ofen und starrte mit nachdenklicher Miene auf den Faun, der der Venus seinen lüfternen Gruß abstattete.

Sie wandte sich aber blitzschnell um und konnte, als er eintrat, einen Ausdruck der Freude nicht verbergen.

„Guten Morgen, liebes Fräulein, und wie haben Sie geruht?“ fragte er, indem er kaum seine Erregung zu dämpfen vermochte, die ihre Erscheinung in ihm hervorrief.

Sie reichte ihm statt aller Antwort ihre Hand, die in seiner großen Rechten förmlich zu verschwinden schien.

Er wurde bei ihrer Berührung blutrot.

„Das ist die Venus?“ fragte sie leise und wies mit dem Zeigefinger auf die Figur.

„Ja, Fräulein, das ist die Venus.“

„Und der da — mit dem entsetzlichen Blick?“

„Ein Faun, Fräulein!“

„Wissen Sie,“ sagte sie nach einer kleinen Pause, „daß ich diesen Blick kenne, und daß ich ihn,“ fuhr sie schaudernd fort, „nicht einmal — nein hundertmal gesehen habe?“

„Wie meinen Sie das?“ fragte er erstaunt.

„Wie ich das meine? — Es ist derselbe Blick, vielleicht nicht ganz so, aber sprechend ähnlich, mit dem die Männer“ — sie blickte ihm fest in das Gesicht — „einen anstarren, ich möchte beinah sagen . . . abschätzen.“

Sie stockte.

Dann bebend: „Dieser niederträchtige, gemeine Blick, der einen als Waare behandelt — der — Herr Gott — das läßt sich gar nicht ausdrücken — das ist so —“ sie brach plötzlich ab und kreuzte blaß und verlegen die Hände und schielte mit gespannter Miene nach dem Rahmen auf dem Divan.

„Und wer ist das?“ fragte sie leise und reichte ihm das Bild.

„Das . . . das Fräulein ist einer, den ich liebe, wie niemanden auf Gottes Welt, das ist . . . sehen Sie mich einmal an und raten Sie . . .“

Sie schüttelte den Kopf. „Ihr Vater kann das nicht sein . . .“

„Es ist mein Bruder — mein einziger Bruder.“

„Wie Sie ihn lieben,“ sagte sie, und indem sie die Photographie in der Hand behielt und aufmerksam betrachtete: „Das ist ein Gesicht, das man nicht vergessen kann, wenn man es einmal gesehen, ein herrlicher Kopf — ja die Stirn haben Sie auch — dieselbe Stirn — aber sonst ist er anders, ganz anders wie Sie.“

„Das ist er,“ bekräftigte Gerhart.

„So etwas Abeliges, so etwas Männliches, Festes liegt auf seinen Zügen, man meint, der könnte nie und nimmer lügen.“

Und wieder sah sie mit einem eigenartigen Blick auf das Bild.

Da trat er dicht an sie heran und sagte herzlich: „Magdalene, daß Sie ihn in seiner ganzen Güte und Herzensreinheit an der Stelle erkannt haben, das nehme ich als gutes Omen; und nun will ich Ihnen ein Geständnis machen und bitte Sie im Voraus um Vergebung.“

„Sie — mir ein Geständnis?“ fragte sie erstaunt.
„Was könnte das wohl sein?“

„Versprechen Sie, nicht böse zu sein, und ich beichte.“

Sie lachte.

„Wie kann ein vernünftiger Mensch solch ein Versprechen geben — und dann — weiß wahrhaftig nicht, was Ihnen daran liegen sollte.“

„Sie sind eigensinnig,“ gab er zurück, „und so muß ich denn halt so bekennen, aber bitte — bitte — seien Sie nicht böse, nämlich ich habe Sie . . .“

„Hören Sie nicht, es klopft!“ fiel sie ihm in die Rede, und ehe er sich's versah, steckte seine Wirtin ihren Kopf in die Thür.

.. „Wollen Sie gefälligst näher treten,“ sagte er verbindlich.

Und mit einem kurzen Entschluß: „Frau Leuthold, meine Wirtin . . . meine Schwester Magdalene . . .“

Und sich zu Magdalenen wendend: „Ich habe Frau Leuthold bereits von dem Unglück erzählt, das Du mit Deinem Gepäck gehabt hast. Frau Leuthold wird so gütig sein, Dir Dein Zimmer anzuweisen und für Deine Bequemlichkeit Sorge zu tragen . . . thu ganz, als wenn Du zu Hause wärst . . . sei nicht zimperlich, wenn Du irgend welche Wünsche hast“ — er sprach in einer so sprudelnden Schmelze, sich selber überstürzend, daß jeder Einwurf vergebens gewesen wäre.

Auch die Wirtsfrau ließ es sich nicht nehmen, ihre Begrüßungsrede vom Stapel zu lassen, so daß Magdalene gar nicht wußte, wie ihr zu Mute war und gesenkten Hauptes all das über sich ergehen ließ.

„Meine Schwester steht sofort zu Ihrer Verfügung, ich möchte nur noch einiges mit ihr besprechen, da ich einen nötigen Gang anzutreten habe.

Die junge Wirtin empfahl sich, und die beiden waren wieder allein.

Nun war es mit seinem Mut zu Ende.

„Ich bitte — bitte, nur nicht so ein böses Gesicht,“ war das Einzige, was er hervorzubringen wußte.

Sie aber: „Ich weiß nicht, was ich eigentlich dazu sagen soll — Sie beschämen mich in einer Weise, daß mir angst und bange wird; Sie sind so seelengut, so ganz anders wie die Übrigen.“

Und nach einer kleinen Pause sagte sie flüsternd: „Sie haben nach alledem den Mut, an mich zu glauben. — Das ist mir ein Wunder, das ich nicht fassen kann, Und ich vermag Ihnen nicht einmal zu danken — ich bin . . .“

„Magdalene,“ fiel er ihr in die Rede, „das, was ich thue, geschieht nicht um des Dankes willen, aber wenn Ihnen daran gelegen ist, mir freundliches zu erweisen, dann fügen Sie sich; in dem Augenblicke, wo die Kneue Sie ankommt, haben Sie freien Weg, und ich bin der Letzte, der Sie hält.“

Und in erregtem Durcheinander erzählte er ihr den kleinen Roman, den er der Wirtsfrau gegenüber um sie gebichtet hatte.

Sie reichte ihm stumm die Hand.

„Es sei,“ sagte sie leise, „und mögen Sie Ihre Hochherzigkeit nie zu bereuen haben; mich zwingt zu diesem

Schritte, daß ich es Ihnen aufrichtig gestehe — Not — Verzweiflung und — — etwas, das ich Ihnen vielleicht später sage, sobald ich mich selbst gefunden.“ — — —

Sie hieß Magdalene Dornis und stammte aus gut bürgerlichem Hause. Ihr Vater war Postmeister in dem kleinen Städtchen, in dem sie ihre Jugend verlebte hatte, ein Mann, der, wenn der Dienst ihm eine freie Stunde ließ, in einer braunen Sammet-Jaße einherging und den Spießbürgern der Stadt zum Troß für Musik und Poesie eine schwärmerische Neigung zur Schau trug. Er hatte eine kleine Sängerin, die eben im Begriff war, Karriere zu machen, von der Bühne weggeheiratet und lebte in der glücklichsten Ehe, in einer Welt, die er sich selbst erträumt, und die mit der Wirklichkeit wenig gemein hatte.

Magdalene war ihr einziges Kind — und wie ein Prinzekchen wuchs sie auf. Vater und Mutter überboten sich schier in ihren Liebesbezeugungen.

Wenn der Postmeister zum Mittags- und Abendmahle heimkam und von der Arbeit, die ihm im Grunde seiner Seele zuwider war, mit einer leichten Verstimmung in die Stube trat, so erheiterten sich seine Mienen, wenn sie stürmisch auf ihn zuellte und ihn auf die Stirn küßte.

Mit einem Stolze, der beinahe einen feinen Beigeschmack vom Liebhaber in sich trug, betrachtete er sein schönes Kind. Er und seine Frau, die in der Stille kleinstädtischen Philistertums nie recht heimisch wurde und während ihres ganzen Lebens von der wunderbaren Wirbelwelt träumte, der sie vorübergehend wie im Rausche eine Spanne Zeit angehört hatte — nannten sie nicht anders als Prinzekchen. Und einen Hang zur Trägheit, der dem

Kind innewohnte, bildeten sie systematisch aus und zogen ihn groß.

Magdalene wurde von der Arbeit ferngehalten, und sie sträubte sich dagegen nicht.

Die beiden Alten waren fest davon durchdrungen, daß eines Tages der Rechte kommen würde, Magdalenen heimzuholen.

Und so lebte man herrlich und in Freuden — in einer Siegeszuversicht, deren rührende Naivetät den Männern und Frauen ihrer Stadt zu heimlichen Glossen reichen Anlaß bot.

Aber der Prinz kam nicht — statt seiner jedoch zuerst ein Kandidat der Theologie, ein etwas linkscher, aber lebenslustiger, langaufgeschossener Bursche, dem des Mädchens eigentümliche Schönheit den Kopf verdreht hatte.

Magdalene war damals siebzehn Jahre alt, und der Freier wurde rundweg abgewiesen.

Drei Monate später starb Magdalenens Mutter.

Im Sterbebett sah sie mit sorgenvoller Miene auf ihr Kind, bange um dessen Zukunft; sie wußte, daß der Postmeister keine Schätze aufgesammelt hatte, überhaupt kein Mann des Sparens war.

Sie hatte gute Ratschläge auf der Zunge — aber wenn sie sich blaß und bleich in ihren weißen Rissen aufraffte, und ihr Blick Magdalenens blühenden Leib streifte, verstummte sie und mit einem Seufzer, den sie vor dem Kinde wohl zu bergen wußte, schob sie ihren siechen Körper auf die äußerste Bettkante und gaukelte sich sonnige Bilder vor, in denen Magdalenens Glück hell und heller erstahlte.

Postmeister Dornis kam fast aus dem Gleichgewicht, als sie seine Frau hinaustrugen; sein Glück war von der

Stunde an gebrochen, er hatte sein Weib und Magdalene wie ein einziges Ganzes vergöttert und geliebt; die beiden waren gleichsam für ihn ein Körper, den er nicht zu trennen mußte. —

Nun schmiegte er sich an Magdalene mit einer Innigkeit und Sorge, die das Mädchen erbeben machte.

Sie vergaß ihren eigenen Schmerz in ihren Mühen, den Vater zu trösten.

Wenn sie über die Straße schritten Arm in Arm, der Postmeister mit seiner elastischen, schlanken Gestalt und Magdalene in ihrer glänzenden Jugendfrische — man hielt sie für Bruder und Schwester.

Wieder ging ein Jahr in's Land.

Die schwarzen Kleider senkten sich in die Truhe, und neue Freier stellten sich ein. Ein Postsekretär mit höherer Karriere und der rothaarige Provisor, der allen Bekannten seit Monaten von der Apotheke erzählte, die sein vermöglicher „Alter“ ihm kaufen wollte, bewarben sich um sie.

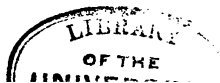
Der Postmeister blickte wie ein erschrockenes Kind in Magdalenens Antlitz. Aber das Mädchen lächelte eigentümlich, und der Sekretär wie Provisor erhielten ihre Körbe.

Im Städtchen wurde sie seitdem die Hochmütige genannt, und manche böse Rede schwirrte zu ihr hin.

Sie verdreht den Männern den Kopf und führt sie am Narrenseile herum, hieß es.

„Das endet nicht gut, meine Damen, die stirbt noch mal mit grauem Zopf,“ schloß die Bürgermeisterfrau das Kaffeekränzchen, die mit der schlimmen Zunge und den drei ältlichen, flachsgelben Töchtern.

Magdalene that, als sah und hörte sie nichts, trällerte



ihre Weisen und ließ die alte Toni für Haus und Wirtschaft sorgen.

Unterdessen begann der Postmeister zu altern; der Tod seiner Frau hatte ihm einen Stoß versetzt, den er nicht zu überwinden vermochte.

Und als eine Epidemie das Städtchen heimsuchte, raffte sie auch ihn, der in der Mitte der Bierzig stand, mit einer Schnelligkeit dahin, daß er nicht einmal Zeit gewann, seine Verhältnisse zu ordnen und die Zukunft seines Kindes einigermaßen sicher zu stellen.

Als der Sarg bezahlt war, und der Pfarrer für seine salbungsvollen Worte über Demut und Ergebung einen schönen Bogen eingesteckt hatte, blieb dem Mädchen so wenig übrig, daß es sich nicht lohnte, ihr von Gerichtswegen einen Kurator beizugeben.

Der rothaarige Provisor klopfte von neuem an, und Magdalene gab ihm abermals einen Korb.

Bürgermeisters Frau erklärte: „Mit so einer müsse jedes Mitleid aufhören, und die Damen vom Kaffeekränzchen, von denen jede einzelne feierlich beteuerte, daß sie gewiß nicht zu den Schadenfrohen oder Hartherzigen gehöre, teilten völlig Frau Bürgermeisters Meinung.

Magdalene in ihrer schwarzen Gewandung harnte noch zwei Monate bei ihren Gräbern aus, dann umhalsste sie die alte Toni, die mit ihren rotunterlaufenen Augen wie ein Kind aufschluchzte, und verließ die Stadt.

Sie hatte weder Verwandte noch Bekannte, aber eine grenzenlose, unüberwindliche Scheu vor Arbeit. Und doch — ihr blieb kein anderer Ausweg, erschauernd gestand sie sich das selber ein — als zu arbeiten. Sie haßte die Arbeit, und schon der Gedanke an sie verursachte ihr ein Frösteln; aber wenn ihr dann der rothaarige Provisor in den Sinn

kam, so überließ es sie eifrig, und gewaltsam sich aus ihrer schweren Trägheit herausreißend, beschloß sie das kleinere Übel zu wählen. Aber fort aus dieser kleinen Stadt — weit fort, wo niemand sie kannte, niemand von ihrem Unglück wußte.

Sie fuhr geradenwegs nach Berlin und fand nach einigem Suchen eine Stellung als Kinderfräulein und Stütze der Hausfrau.

Sie weinte krampfhaft in ihr Taschentuch, als ihr „Engagement“ abgeschlossen war, und sie die Treppen hinunterstieg.

Am folgenden Tage bereits trat sie ihre Stellung an.

Sie brachte einen redlichen Willen mit, aber stärker als ihr Wille war ihre Anlage zur Trägheit und ihre Abneigung gegen die Arbeit.

Man kam ihr freundlich entgegen, da man aus ihrem ganzen Benehmen erkannte, daß sie eine sorgsame Erziehung genossen — aus gutem Hause stammte. Ihre Verstimmung und Unlust legte man als Zeichen ihres Schmerzes aus und suchte ihr das Leben so leicht wie möglich zu machen, weil das schöne Geschöpf die Aufmerksamkeit aller Gäste auf sich gelenkt hatte, und die Familie um diese Perle beneidet wurde.

Ihr aber wurde dieses Leben von Tag zu Tag unerträglicher; zu ihrem Unglück verliebte sich in sie der Sohn des Hauses, ein Student im höheren Semester.

Sie schenkte diesem guten Jungen nicht die geringste Aufmerksamkeit und wollte vor Lachen vergehen, wenn sie in ihr Zimmer kam und glühende Herzensergüsse in denkbar schlechten Reimen vorfand.

Aber damit hatte auch die Geduld der „Gnädigsten“;

die mit Mutter-Argus-Augen hinter das Geheimnis gekommen, ihre Grenze erreicht.

Faul wie die Sünde — und obendrein ihr Söhnchen verführen — das fehlte gerade. Dem sollte ein Ende mit Schreden gemacht werden — man hatte Exempla, wohin solche Jugendthorheiten führten, und ihr Kurt besaß überdies einen Stich in's Sentimentale. Als sie mit kalter Miene ihre Rede begann: sie konnte nicht dulden, daß in ihrem Hause . . . da packte Magdalene heißer Zorn, und bevor jene noch zu Ende gekommen, hatte sie das Zimmer verlassen.

In fliegender Hast raffte sie ihre sieben Sachen zusammen.

Fort . . . fort . . . fort . . . und ein Ende machen diesem Leben der Qual und Mühe — sie hatte es bis zum Halbe satt — — sie konnte und wollte nicht dienen und arbeiten.

Postmeister Dornis einziges Kind — Magd . . . das Blut wirbelte ihr empor und färbte sie bis zu den Schläfen.

Nein — nein — nein!

Was aber nun?

Das Erbe der Eltern ließ ihr keine Ruhe. — Ja von beiden hatte sie diesen phantastischen Sinn geerbt, der nach Befriedigung hungerte und nur durch den Druck schwerer Ereignisse niedergehalten, in ihr klopfte und hämmerte.

Leben — einmal leben nach Herzenslust — genießen — frei sein — aller Sorgen ledig — ohne Kummernis um den kommenden Tag sich in den Strudel stürzen — und den Durst, den unauflöschlich stillen — kühlen ihr junges Blut, trinken aus dem Becher der Lebensfreude . . . sie fühlte sich rein und wußte, daß sie ihre heißen Sinne

beherrschte, gleich einem Rosselenker, der mit starker Hand die feurigen Hengste zähmt.

Die Thränen brangen ihr in die Augen, in dem Gedanken, ihr junges Leben vertrauern zu müssen; nein zur Arbeit taugte sie nicht — war für sie in ihren ersten Reimen verpfuscht — und sie wollte sich nicht zur Pein hinüberlügen; sie wußte, daß sie allem Widerstand zum Trotz da scheitern würde.

Sie zählte ihren kleinen Schatz — ja einige Wochen und darüber reichte der.

Und was dann kommen würde . . . ? dann . . . ? dann . . . ?! Nein, sie wollte nicht grübeln

Sie mietete sich ein kleines Zimmer und begann in den Tag hineinzuleben.

Sie trippelte an den Fuß- und Modebazaren der Residenz vorüber und musterte mit verwunderten Augen all die Herrlichkeiten, immer von einem dieser glänzenden Schaufenster zum anderen wandernd, ohne jemals Müdigkeit zu verspüren, oder dieses trägen Lebens überdrüssig zu werden.

Die ganze Art jedoch, wie sie sich zu geben wußte, schützte sie vor Aufdringlichkeiten.

Zuweilen besuchte sie die Theater und Konzerte, vor allem die Oper, die ihr unendliches Vergnügen bereitere. Verfügte sie doch selber über eine volltönende Stimme, die ihre Mutter mit Sorgfalt geschult hatte.

Es kam ihr in den Sinn, sich der Bühne zuzuwenden, aber ein Kind der Kleinstadt, wußte sie sich keinen Rat, welchen Weg sie um dieses Zweckes willen einzuschlagen hätte, und dann hatte sie von der Mutter oft genug gehört, wie schwierig diese Laufbahn sei, welche unendlicher Ausdauer es auch hier, selbst bei einem Riesentalent bedürfe,

um den gesteigerten Ansprüchen der Zeit gerecht zu werden. Sie hätte möglicherweise zu dieser Art von Arbeit in der Hoffnung auf Ruhm und glänzende Erfolge sich entschließen können — wenn — wenn sie nur die nötigen Mittel besessen hätte, um bei ersten Gesangsmeistern zu studieren.

Freilich eines schlimmen Tages hatte dies sorgenvergeffene Leben sein Ende erreicht.

Die Wirtin sah sie mißtrauisch an, als sie mit verlegener Miene „am Ersten“ sich entschuldigte, daß sie ihr die fällige Miete dies Mal erst ein paar Tage später zahlen könne.

Sie raffte ihre Schmuckgegenstände zusammen und fand den sauren Weg der Not und Verzweiflung.

Sie sah mit jammervollem Blick ein Stück nach dem andern schwinden und wußte sich keinen Rat.

Von neuem unter das Joch . . . sie lachte bitter auf — — unmöglich, jetzt wo sie dies Leben der Wonne und Lust gekostet. Nein — nicht um die Schätze der Welt solcher Höllepein ein neues Mal sich preisgeben — aber höher stieg ihre Bedrängnis; das letzte, bessere Stück bereits im Leihhaus — und kein Ausweg — keine Rettung — sie klagte sich selber bitter an ob ihrer Unlust, ihrer Trägheit.

Was sollte daraus werden . . . Wenn sie aber dann die „Bosfische“ emsiglich studierte und in all den vielen Beilagen nicht einmal sich zurecht zu finden vermochte, packte sie unendliche Wut.

„Herr Gott . . . Herr Gott . . . so hab Erbarmen . . .“

Zeitweilig wurde sie stumpf und gleichgiltig, mochte es nun kommen, wie es wollte . . .

Aber als der wilde Hunger sich einstellte, und die Wirtin ihr kurz und bündig erklärte, sie müsse das

Feld räumen, da das Zimmer anderweitig zu vermieten sei, da schrie sie auf in höchster Verzweiflung und irrte wie eine Verfolgte in den Straßen einher.

Und jetzt, selbst wenn sie schaffen wollte, wo fand sie Arbeit, jetzt inmitten des Monats . . . Postmeister Dornis einziges Kind und hungern, ihre Mienen verzerrten sich unsäglich, und ein wildes Feuer funkelte in ihren Augen.

Wo blieb das mit der Liebe der Eltern, die für die Kinder sorgte und wachte bis über das Grab hinaus? . . . Und plötzlich kam ihr das Wasser in den Sinn — — das dunkle Wasser, das so viele aufgenommen, all die, denen nagendes Leid und hohlwangige Sorge, grauer Kummer und dumpfe Bedrängnis den Boden schwer gemacht hatte.

„Jesus Maria“ — als sie auf der Brücke stand und in das trübe Gewässer hineinstarrte, da wußte sie's — auch das vermochte sie nicht.

Furcht vor der Arbeit und Grauen vor dem Wasser, träge und feige . . .

Noch drei Tage und drei Nächte, und sie lag auf der Straße — wind- und vogelfrei . . . Und die Nacht sank tiefer, und der Wind piff eifriger, und bewegter wurde das Leben . . . gepuzte Dämchen, Kinder der Nacht und der Sünde liefen an ihr vorüber, zuweilen einen prüfenden Blick auf sie werfend, ob sie auch zur Gilde gehöre . . . und dann kam irgend einer und sprach sie an — und bot ihr die Taxe — — ihr, Magdalene Dornis.

Und bald kam sie sich wie ein geheftetes Bild vor und wußte nicht wohin vor ihren Treibern, die alle dieselbe Larve trugen, denselben niedrigen, gemeinen Blick.

Nach Hause? — ihr bangte vor diesen quälenden Stunden der Nacht, wo Hunger — Hunger ihr den

Schlaf raubte, und sie wie eine Wahnsinnige sich in ihren Ängsten wälzte.

Sie fühlte sich zum Umsinken matt und merkte, wie die Kräfte sie verließen. Wenn jetzt einer käme und sie an sich risse — sie würde nicht mehr die Befinnung haben, ihm zu widerstehen — ihre Willenslosigkeit würde sie zur Dirne machen.

Und da auf einmal begann der Schneesturm zu toben und die Nachtkälte ihr in die Glieder zu schneiden.

Jetzt — jetzt würde sie umsinken: vor Erschlaffung und Kraftlosigkeit, und dann . . . würde man sie von der Straße auflesen, wie eine Bagabundin, und an den Ort schleppen, wo die Heimat- und Obdachlosen, alle die, welche ein dunkles Gewerbe treiben, so häufig ihre Nächte zubringen.

Und während ihr die Sinne bereits zu schwinden drohten, ihr Blut langsamer zu kreisen begann — — — gewahrte sie plötzlich am Laternenpfahl einen jungen, schlanken Offizier, der in die Nacht und Kälte lugte. Dabei dächte es sie, als hätte sie dieses Gesicht schon irgendwo gesehen.

Sie richtete sich empor, ihre Lebensgeister waren wie erloschen und mit einem verzweifelten Entschlusse, wortlos, zwängte sie ihren Arm in den Gerharts.





IV.

Über Gerhart war eine gesegnete Fröhlichkeit gekommen; eine Glückstimmung beherrschte ihn, die seinem unruhigen Wesen Halt und Frieden lieh. Alles, was in seinem Innern unausgeglichen neben einander lag, schien in einheitliche Stimmung zu kommen.

Der beruhigende Einfluß gewisser Frauen auf das Nervöse, Flackernde, Hin- und Herwogende in den Seelen so vieler Männer ist bekannt; man weiß, daß sie durch den Blick ihrer Augen, den Klang ihrer Stimme, das Rosen ihrer weichen Hände, mit denen sie ihnen über die Stirn fahren, eine Wirkung ausüben, die, man könnte vielleicht sagen, einem sexuellen Magnetismus entspringt.

Magdalene übte eine solche Wirkung auf Gerhart aus; er vergaß in ihrer Gegenwart alles, er lauschte dem Klang ihrer melodischen Stimme oder blickte in ihre Augen, deren Unergründlichkeit zitternde Schwingungen in ihm hervorrief. Er brachte jede Stunde mit ihr zu, in Ton und Haltung von einer ritterlichen Scheu, als fürchtete er, er könnte sie verjagen oder doch verletzen.

Eine heiße Leidenschaft erfüllte ihn und löste in ihm mit befreiender Naturkraft reiche Reime, die lange von Eiskrusten umschlossen, in unfruchtbarer, starrer Ruhe ge-

schlummert hatten. Neue Gedanken strömten ihm zu, und Probleme voll Eigenart erfaßten ihn; er fühlte deutlich, wie alles Nüchterne in ihm sich auflöste, und der gestaltende Künstler nach Befreiung rang. Er empfand förmlich seine Wiebergeburt und mit naivem Selbstvertrauen, dem er mit heißem Verlangen lange sich entgegen-gelehnt, begann er zu malen.

Alles was ihn bewegte — sein ganzes Leben, das in hartem Ringen dahingeflossen, ließ er sie schauen.

Sie hörte ihm mit Teilnahme zu, in einem prickelnden Gefühle von Eitelkeit und Mitleid. Ihre Frauennatur reizte es, wenn er sie seine Befreierin nannte und sich in Dankesbeteuerungen nicht genug zu thun wußte.

Er ging in diesem Glücke auf, empfänglich für jede Miene, jedes freundliche Wort, das sie ihm schenkte. Von Tag zu Tag wuchs seine Neigung, und mit banger Sorge sah er die Zeit verrinnen und unerbittlich den Tag nahen, wo er die deutsche Erde verlassen sollte.

Als er zum ersten Male davon sprach, überzog eine leichte Blässe ihre Wangen, die in sorglosem Wohlleben schnell sich zu röten begonnen hatten.

Er sprach mit ihr über seine Kunst und tauschte ihren Einfällen, die weniger von tiefem Verständnis, als einem feinen, zarten Empfinden Zeugnis ablegten.

Was aber ihn, den Künstler noch besonders zur Bewunderung hinriß, das war die Art, wie sie sich zu leiden wußte.

Sie trug sich in geradezu gesuchter Einfachheit und erregte trotz alledem überall Aufmerksamkeit.

Ihm, dem Zurückhaltenden, bereitete es unendliche Freude, wenn man auf der Straße ihr nachblickte und in

lauten Äußerungen über ihre Schönheit und ihren eigenartigen Geschmacd sich ausließ.

Sie dünkte ihn wie das Meer so unerschöpflich und unergündlich, er konnte stundenlang stillschweigend malen, ein heimliches Entzücken in seiner Brust, wenn er sie in seiner Nähe wußte. Und jeden und jeden Tag erschien sie ihm neu — anders — ungeahnt: bald still und wellenlos, bald zitternd, bald aufschäumend und stürmisch bewegt.

Die Kameraden, die dem auffallenden Paar auf den Straßen begegneten, tauschten allerhand boshafte Bemerkungen aus.

Man hatte es ja immer gesagt: „Verfligter Kerl, dieser Gerhart von Rend — Heimlicher aber — Geschmacd süperb — konnte ihm keiner übel nehmen, daß er seine freie Zeit lieber mit „der“ zubrachte, als letzte Wochen bei Bruder Pastor in der „Einöde zu hausen“, wie er es sich eigentlich vorgenommen. Wer würde wohl Erbschaft antreten — — ?“ war der Schluß dieser Raisonnements.

Unaufhörlich erzählte Gerhart Magdalenen von seinem Bruder — es hätte seine eigentümliche Bewandtnis, warum er, der Reichbegabte, seit nunmehr 1¹/₂ Jahren seine Tage auf einem einsamen Landfleckcn zertriebe.

Dann erweiterten sich Magdalenens Augen, und sie hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Ihr Benehmen gegen Gerhart gestaltete sich herzlicher und hingebender von Tag zu Tag. Er aber hatte in ihr den Angelpunkt gefunden, der ihm Persönlichkeitsbewußtsein endlich verlieh.

Und das alles sollte er aufgeben müssen auf ein ganzes, langsam dahinschleichendes Jahr, um in eine un-

bekannte Welt, in der nur Fährnis und Drangsal seiner harrete, zu flüchten . . .

Und die Weite mit all ihrem romantischen Reiz erblaßte und stellte sich seiner Phantasie als dürres Haideland dar, jezt, da ihre Nähe und Gegenwart ihn bis in die tiefste Seele erfüllte. Aber er war zu sehr Offizier und von der bindenden Macht der Pflicht und des einmal gegebenen Wortes durchdrungen, um auch nur im Entferntesten daran zu denken, Stricke zu zerreißen, die er sich selber geflochten hatte.

Was aber sollte während dieser Zeit aus Magdalene werden? . . .

Zuweilen sah er sie mit einem Blicke an, in dem deutlich das Bekenntnis seiner Leidenschaft zu lesen war. —

Sie mied ihn dann geflüffentlich; eine unsichere Stimmung bemächtigte sich ihrer, die widerwärtige Bitternis in ihr erregte.

Denn Gerhart zählte zu jenen Männern, deren heißblütige Liebe ihnen Willen und Besinnung raubt; er vermochte nicht zu hüllen, was ihn zermühlte und erschütterte.

Aber das Jahr würde verfliegen, und heimkehren würde er, sein Glück zu umfassen mit starken Armen.

Er malte mit erregter Lust an ihrem Bilde, und der Liebhaber und Künstler — beide versenkten sich in ihre Schöne.

Einen heimlichen Wunsch nährte er: sie zu malen als das Meer in der Barte ihrer Gliedmaßen.

Er hätte aber nimmer es gewagt, ihr sein Begehren zu verraten. Und doch — er wurde ihn nicht los, diesen leidenschaftlichen Wunsch, der all sein Sinnen und Denken verzehrte.

Seine Briefe an Arnold strömten über von dem, was sein Innerstes bewegte.

Und immer näher rückte die Stunde der Trennung. Er mußte zu einem Entschlusse kommen.

Auch Magdalene bangte leise, wenn sie an sein Scheiden dachte. Aber sie empfand instinktiv Gerharts Hörigkeit unter ihre Reize.

Und da eines Tages hielt es ihn nicht länger — er hatte in unruhigen Nächten alles reiflich überlegt — nun wollte er handeln.

In Arnolds Hause sollte sie das kommende Jahr zubringen, bis er heimgekehrt, um sie, die „Braut“, zum Altar zu führen.

Ein dämmernder, grauer Abend! In entscheidungsbangem Schweigen hatten sie beide eine lange Weile verharrt, bis er aus gepreßter Seele sein Bekenntnis riß.

„Magdalene!“

Er war dicht an sie heran getreten.

Sie blickte erstaunt auf; denn der Klang seiner Stimme machte sie stußig. Und nun in abgerissenen Sätzen und einem gedämpften Ton der Leidenschaft preßte er das Geständnis seiner Liebe hervor, dann schwieg er.

Sie hatte stumm ihm zugehört; bei seinen letzten Worten irrlichtelierte es seltsam in ihren Augen, die sie jäh zu Boden senkte.

„Magdalene!“ schrie er auf und drückte sie in wildem Begehren an sich.

Sie sträubte sich nicht, als er in heißen Küffen sie umarmte.

„Du, was thust Du?“, sagte sie ängstlich und blickte

ihn plötzlich verschüchtert an — mich — mich zum Weibe . . . Gerhart — was soll daraus werden?“ . . .

„Glück!“ erwiderte er tiefest.

So war sie seine Braut geworden: wußte im Grunde ihrer Seele selbst nicht wie.

Unruhig pochte ihr Herz, und sie suchte sich darüber klar zu werden, ob sie fähig sei, seine heiße Liebe zu erwidern. Eines wußte sie: daß sie in warmer Neigung zu ihm sich hingezogen fühlte; und voll aufrichtiger Dankbarkeit dachte sie an all das Liebe, das er ihr seit jener schlimmen Nacht erwiesen, anspruchslos und bescheiden, ohne jemals Rechte geltend gemacht zu haben.

Auch ihre Eitelkeit war angeregt: „Frau von Renc“ — wie vornehm das klang.

Sicherlich — — Postmeisters im Himmel freuten sich des Glückes, das ihrer Einzigen zu Theil geworden.

Sie dachte an die kleine Stadt zurück, in der sie ihre Jugend verlebt, und die sie so kläglich hatte verlassen müssen. Ein beinahe spöttisches Lächeln umspielte ihren Mund, wenn sie sich das saure Gesicht vorstellte, das Frau Bürgermeisterin schneiden würde, wenn ihr der Postbote, der alte Friedrich Haserklein — der sie immer Gold-Magdalachen genannt hatte und sämtliche Karten und offenen Briefe zu lesen pflegte — mit einem schadenfrohen Blick das große Couvert überreichte.

Sie sah es förmlich im Geiste, wie Haserklein sich an der Thür noch etwas zu thun machte, ohne daß Frau Bürgermeisterin in ihrer Neugier es gewahrte. Wie sie dann den Aneiser suchte, um in unstäter Hast die goldgeränderte Karte hervorzuziehen. Und nun las sie, während die roten Flecken der Erregung auf ihre Backenknochen traten:

Meine Verlobung mit Fräulein Magdalene Dornis, einziger Tochter des verstorbenen Postmeister Dornis und dessen ebenfalls verewigten Gattin Dorothea, geb. Förster, zeige ich hiermit ergebenst an.
Berlin, im März 18 . .

Gerhart von Rend
Sekonde-Lieutenant im Garde-Pionier-Bataillon.

In diesem Augenblicke stieß Frau Bürgermeisterin einen kleinen Schrei aus, worauf Haserlein vernehmlich hustete und schleunigst sich empfahl, um die Neuigkeit in der Stadt herumzubringen.

Es war ihr beinahe zu Mute, als wenn Frau Bürgermeisterin den Ausschlag gegeben und leise Bedenken in den Hintergrund gedrängt hätte.

Gerhart nahm von alledem nichts wahr — ganz von seiner Liebe berauscht — er gab in so überreichem Maße, daß er darüber zu erwägen vergaß, ob er in gleicher Fülle empfing.

Von Arnold aber kam ein Schreiben, das soviel Herzlichkeit atmete, es als so selbstverständlich hinstellte, daß Magdalene während Gerharts Abwesenheit bei ihnen weilen sollte, daß sein Glück neue Weihe, neuen Glanz erhielt.

Beide, Arnold und Johanna, richteten ihre Einladung an Magdalene selbst, der sie in warmen Worten ihren geschwisterlichen Glückwunsch ausdrückten.

Magdalene erschraf — sie hatte mählich in Gedanken mit ihm die große Reise angetreten und war verwirrt, als sie ihre Pläne plötzlich zertrümmert sah.

Die Veränderung ihrer Mienen, als sie das Schreiben las, machte ihn betreten.

„Was ist Dir?“ fragte er verwundert.

Und sie: „Gerhart, nimm mich mit, ich bitte — bitte Dich.“

Und zum ersten Male umschlang sie ihn fester und senkte ihre Blicke in seine Augen, als wollte sie Gewährung sich erzwingen.

Seine Stirn zog sich in Falten, und sein Gesicht umbüfferte sich.

Es fiel diesem weichen Menschen verzweifelt schwer, ihr eine Bitte abzuschlagen, und in diesem Augenblicke, wo sie ihren Körper enger und enger an den seinen preßte, und ihr heißer Atem ihn umfing, litt er unsäglich.

„Magdalene, wo denkst Du hin!“ preßte er hervor, „wie kannst Du das von mir verlangen!“

„Gerhart — thu's — thu's!“ unterbrach sie ihn stehend.

Nun ließ er sie los.

„Laß das,“ sagte er dumpf, „Du weißt nicht, wie Du mich quälst — ich Dich solchen Gefahren preisgeben, ganz abgesehen davon, daß hier nicht einmal mein eigener Wille mitspielt, selbst wenn ich wollte,“ fügte er hinzu, „würden sich unüberwindliche Schwierigkeiten dem entgegensetzen.“

„Gerhart, nimm mich mit,“ verharrte sie gespannt.

Nun sprach er unentwegt in sie hinein, suchte sie von der Unmöglichkeit ihres Verlangens zu überzeugen, gab ihr alle erdenklichen Rosenamen, stellte ihr dar, wie schnell das Jahr dahingehen, wie herzlich Arnold und Johanna sie aufnehmen würden — — alles vergebens!

Sie wurde immer unruhiger und blieb bei ihrem einfüßigen: „Nimm mich mit!“

Er marterte sein Hirn, wie er ihr den unseligen

Gedanken aus dem Kopfe treiben könnte und fand keinen Ausweg.

Er geriet schier in Verzweiflung, während ihn doch auch die Wollust prickelte.

Seinen erregten Nerven war es Zündstoff, daß sie ihn nicht von sich lassen wollte.

Schließlich ließ sie den Kopf hängen; und ein ganz besonders eigenartiger Zug von verbissener Gleichgiltigkeit trat in ihr Anlitz.

Ihm selber schnitt es in die Seele, wenn er an die Trennung dachte, aber er suchte auf einmal mit Fatalismen über alle Schreckbilder hinwegzukommen.

Was mich treffen soll, das trifft mich hier und trifft mich dort, sagte er sich wohl hundertmal des Tages, ohne dieses Selbsttrostes recht eigentlich froh zu werden.

Und in diese ihn zerrenden Dualen, die an ihm nagten und bohrten, drängte sich ein Verlangen, das immer heißer seine Sinne umstrickte.

Und wenn ihm doch ein Unheil zustieße . . . wenn er irgend einer Horde zum Opfer fielen, oder das Klima dieses Himmelsstriches ihn dahinraffte, oder irgend ein Sonst, das er sich im Augenblicke nicht vorzustellen vermochte, die Fäden seines Daseins zerschneit — — wenn er stürbe elend und verlassen . . . ohne . . . sie . . . wie dann? . . .

Ja zuweilen, mitten im Rausche des Glückes und der Liebe war er hängen Todesahnungen empfänglich.

Denn dies ist eines der tiefgründigsten Rätsel im Seelenleben der Menschen, daß gerade in Zeiten der höchsten Freude Todessehauer sie umrieseln, die zwieträchtiger Natur, ihre Lust steigern, ihre Empfindungen schüren und auf der andern Seite ihnen die Schwingen lähmen.

Gerhart trug das mit sich herum, ohne gegen Magdalene eine Silbe zu äußern — aber brennender wurde sein Auge, je schneller die Tage dahinstoffen, und je näher seine Abreise heranrückte. Den letzten Tag wollten sie gemeinsam bei Arnold zubringen. So war's beschloffen.

Er wurde von Stunde zu Stunde unruhiger, und Magdalene, deren sich ebenfalls eine ihr unerklärliche Bestimmung bemächtigt hatte, gewahrte, wie er immer stürmischer und heißer in seine Lieblosungen plötzlich eine Erregung trug, die sie leise abließ und erschauern machte. Er hatte aber etwas auf der Zunge und vermochte es doch nicht auszusprechen in seiner Scheu, sie müßte ihn erraten, ihm zu Hilfe kommen.

Es war das ein Zustand, der unhaltbar zu werden drohte und Magdalene selbst die Zeit herbeisehnen ließ, wo sie Berlin verlassen würden.

Er dachte schon daran, sie auf der Stelle zu ehelichen, aus der kleinen Stadt ihre Papiere kommen zu lassen und den letzten Schritt zu thun, der sie noch von einander trennte.

Aber bald verwarf er diesen Plan; nein, erst mußte er jedes Abhängigkeitsverhältnis lösen, frei sein nach jeder Richtung hin, bevor er ihr die Ehe geben konnte. Auch mußte er, welch peinliches Aufsehen es erregen, welch zweideutigen Neben er Magdalene aussetzen würde.

Dein ist sie, und wenn sie Dein ist, so kann es nimmer unrecht sein, die Liebe zu stillen.

So dachte er und weiter: nur eine leere Form war's, die er zersprengte, und hohle Sitte, die er auseinander schnitt. Er bedurfte der Anderen nicht, um sein Recht sich zu erfüllen, er konnte Brautnacht halten, ohne es den Wächtern des Gesetzes geschwähzig kund zu thun. Und weil

er wußte, daß er ihr die Treue halten würde, weil er fühlte, daß die herbe Größe seiner Leidenschaft vor Verrat sie schützte, deshalb dünkte es ihn ein heiliger Wunsch, ein sittliches Verlangen.

Und wie er mit solchen Gedanken, die ihn aufwühlten, zur Selbstklarheit gekommen zu sein wähnte, da schalt er sich einen Feigen, da er des Muths ermangelte: Liebe zu bekennen und Liebe zu fordern.

Magdalene hätte jeden weiblichen Instinctes bar sein müssen, wenn sie sein Begehren nicht geahnt hätte.

Sie wich ihm ängstlich aus und suchte ihm, so oft es anging, zu entschlüpfen.

Sie nahm eine ratlose Miene an, als verstände sie sein Wesen nicht.

Da packte ihn die Verzweiflung, und er empfand die Unmöglichkeit, länger an sich zu halten.

Er wollte Gewißheit.

Und mit verstörtem Gesichtsausdruck schlich er in ihr Zimmer.

Vor der Thür blieb er stehen und horchte.

Keinen Laut vernahm er — da drückte er kaum hörbar die Klinke.

Sie schreckte zusammen und sprang vom Schaukelstuhle empor, in dem sie sich gedankenlos geräfelt hatte.

Seine traurige Miene that ihr weh, und sie küßte ihn voll Mitleid auf die Stirn.

Er aber in verhaltener Erregung: „Magdalene, sprich, hast Du mich lieb — so lieb, wie ein Weib nur immer zu lieben vermag?“

Und da sie bebend schwieg, und er ihr Schweigen im guten Sinne faßte: „Magdalene, schlag mir's nicht ab — ich fleh' Dich an, mich reißt es auf und macht mich toll.“

Sie hatte sich von ihm losgerissen und war in die äußerste Ecke geflüchtet — sie schrie zitternd auf, daß ihm das Wort auf der Lippe erstarb.

Greifbar deutlich — — hatte sie plötzlich den rot-haarigen Provisor vor sich gesehen, wie er mit seinen langen Armen herumschlenkerte und seine bittenden Augen zu ihr emporhob — diese Augen, in denen schleichende Demut und versteckte Lüsterheit dicht nebeneinander lagen.

Gerharts Antlitz aber hatte Leichenblässe überzogen. Und mit einer Stimme, deren Klang ihr tief in die Seele drang: „Magdalene — — das glaubte ich nicht, daß — ich Dir widerwärtig wäre.“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, eine heiße Wallung trieb ihr Blut.

„Gerhart,“ jammerte sie und drückte ihre kleine Hand auf seinen Mund „nein . . . nein . . . sei mir nur nicht böse . . . aber das . . . das . . . kann ich nicht . . . ich . . . ach, Du mein Gott . . . aber das . . . das . . . kann ich wirklich nicht . . . und vor mir selber müßt ich mich schämen . . . und Du, sprich nicht Gerhart . . . auch Du würdest mich verachten.“

Sie zuckte und bebte am ganzen Leib, und ein Schlußzen drang zu seinem Ohr.

In ihm kämpften Mitleid und Bitternis.

„Du“, sagte er traurig, „und wenn ich draußen sterbe und verderbe . . .“

„Gerhart“, schrie sie gellend, daß er zusammenfuhr und jäh verstummte, wie er ihr Gesicht sah, dasselbe hilflose, demütige, verängstete Gesicht, das er am ersten Abend wahrgenommen, und das sich mit grauenvoller Deutlichkeit in sein Gedächtnis geprägt hatte.

„Ich will nichts — nichts —“ sagt er dumpf und senkte wie erschüttert die Augen zu Boden — ihm war's, als hätte er nun alle Achtung bei sich selber eingebüßt.

Und er meinte plötzlich, er hätte in einen Spiegel geblickt, der ihm sein wahres Ebenbild gezeigt, sein ganzes, rohes, tierisches Empfinden; und während er in einer Flut von Selbstvorwürfen sich zu betäuben suchte, erschien ihm Magdalenas Bild heller und klarer.

Und in dem Mädchen ein Widerstreit, der ihr die Thränen in die Augen lockte. Und mit gepreßter Kehle, einem Singvögeln gleich, dem der Atem stockt, da es plötzlich der Freiheit beraubt und in den Käfig gesperrt wird: „Du — laß mich allein.“

Er ging.

Und wie er die Thür hinter sich geschlossen, rang sie verzweifelt die Hände und raufte sich ihr rotes Haar. Die Thränen flossen ihr unaufhaltsam.

Herr Gott . . . wie ihr die Augen geröthet waren . . . sie ging zum Krug und tränkte ihr feines Battisttücheln und hielt es sich vor die Augen . . . ah . . . wie das kühlte . . . ah . . . wie wunderbar . . . Sie ließ sich wieder im Schaukelstuhl nieder, faltete von ungefähr die zarten Hände und suchte sich selber zu finden.

Sie kam sich im Grunde räthselhaft vor und begriff nicht ihr eigenes Thun und Treiben, wenn sie rückblickend ihr Handeln über sah. Und ob Postmeisters zu allem Ja und Amen sagen würden, erschien ihr doch sehr zweifelhaft. Und nun, wo sich alles zum Guten gewandt, wo ihr nach Irrungen und Wirrungen ein großes, reiches Glück zu Theil geworden, um das sie zahlreiche Menschen beneiden mußten, fühlte sie sich matt und elend.

Sie überhäufte sich mit Selbstanklagen, nannte sich eine Thörin, die ihr großes Glück leichtsinnig verschmerzen würde, die undankbaren Sinnes all seine Güte nicht verdiente! Dann fühlte sie, wie all das Grübeln ihre Nerven quälte und rieb sich die Stirn, als könnte sie damit trübe Gedanken scheuchen.

Ein zages Klopfen — sie horchte auf, warf noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel, strich sich das Haar zurück, nickte leise und öffnete.

Sie stuzte . . . niemand da . . . und doch . . . sie hatte deutlich . . . ganz deutlich es klopfen hören . . . sonderbar . . . sie eilte wieder auf ihren Platz, trommelte gedankenlos mit den Fingern und wiegte sich in ihren Hüften.

Und plötzlich wurde sie glutrot, und ihr Herz schlug lauter, sie preßte die Lippen aufeinander, sprang empor, drückte den Kopf an die Wand und — schämte sich. Sie ging hastig im Zimmer auf und ab, ihre Erregung gewaltig niederdrückend. Und — er hatte geklopft . . . sicherlich . . . sicherlich . . . und dann war er davon gegangen, da sie gezögert, ihm auf der Stelle Einlaß zu gewähren . . . und wenn er stürbe, mit brechendem Auge noch verzweifelnd . . . wenn . . . wenn . . . wenn . . . Die Angst schnürte sie, und das Fieber einer ihr fremden Empfindung machte sie erschauern und frösteln.

Es war ganz still in ihrem kleinen Gemach — still wie zur Nacht.

Sie horchte und horchte.

Auch nicht der geringste Laut!

Aber doch . . . und jetzt . . . würde er die Klinke drücken . . . und jetzt würde er seine Arme auf ihre Schultern legen. Und sie würde bei seiner Berührung

nicht jenen stechenden Schmerz empfinden, der sie in den letzten Tagen gefoltert und vergiftet hatte.

Sie lauschte abermals.

Wie war ihr nur eigentlich . . . aber . . . und . . . das . . . das . . . waren das nicht Tritte . . . keine Tritte?

Sie spannte alle ihre Sinne zu hören . . . und nichts . . . und wieder nichts . . .

Sie ballte ihre Hände und hob sich auf die Fußspitzen.

Wie eine Raube schlich sie aus dem Zimmer.

Nun legte sie ihre rechte Ohrmuschel an das Schloß.

Aha . . . er schrieb . . . kitzelnd fuhr die Feder über das Papier.

„Gerhart! . . . Gerhart!“ rief sie durch das Schlüsselloch, und in der nämlichen Sekunde öffnete sie die Thür — sie wollte auf ihn zuspringen, aber ihr Fuß stockte — nicht einen Schritt vermochte sie ihn vorwärts zu bewegen.

Er hatte sich von seinem Sitz erhoben und stand aufrecht — gerade geredt, mit der Hand schwer sich auf den Schreibtisch stützend.

Er blickte sie verwirrt — fragend an und brachte nicht ein Wort hervor — ungelent und schwerfällig; in jeder seiner Bewegungen ein hilfloses Kind, das um Verzeihung bittet, sein Unrecht eingesteht.

„Sei gut“, stotterte er endlich mühsam, indem er mit aller Macht sich anstrengte, vor dem Weib, daß ihn in allen Fasern beherrschte, sein Zittern zu verbergen.

Dieser hochgewachsene Bursche, stolz von gesunder Kraft, empfand in diesem Augenblicke Furcht und Angst vor der schlanken Mädchengestalt, die an dem Thürpfosten

lehnte, und in deren Mienen plötzlich ein beinahe harter Ausdruck sich prägte — ein Ausdruck des Triumphes, den sie — das Weib, errungen; aber auch ein Ausdruck der Verachtung über die Schwäche des Mannes.

„Was thust Du, Gerhart?“ fragte sie, und ihre Stimme hatte einen spröden Klang.

Sie war an ihn herangetreten und blickte ihn fest und durchbringend an.

Und da er nichts erwiderte, glättete sie mit ihrer Hand die Falten in seiner Stirn und griff dann nach dem Brief, den er bei ihrem Eintritt unterbrochen hatte.

Das Schreiben war an Arnold gerichtet und meldete ihre Ankunft.

Magdalene ließ zuckend das Blatt auf den Tisch sinken und verließ schweigend das Gemach . . .





V.

Zwei Erster nach Dürenfurt“, sagte Gerhart.
„Der Beamte blickte einen Moment auf und reichte ihm die Billets.

Mit ein paar Säzen eilte er auf den Perron, wo Magdalene ihn erwartete.

Es war einer jener Apriltage, an denen die Sonne mit heißer Glut vom Himmel brennt, so daß man meinen konnte, schon am Ende des Frühlings zu sein.

Magdalene ging langsam auf und nieder, nicht achtend all der Blicke, die sie auf sich lenkte.

Sie hatte sich einen gedämpften, grauen Staubmantel umgethan, trug am rechten Arm an silberner Kette ein kleines Reisetäschchen und auf dem Kopfe einen weichen, schwarzen Filzhut mit breiter Krempe, der nur mit schwarzem Tüll garniert war. Der feingearbeitete Schleier war mit unzählig kleinen Goldpünktchen durchwirkt und ließ leise ihre Züge hervorschimern.

„Du, entschuldige, wenn es etwa lange gedauert hat,“ sagte er artig, „aber es ging nicht schneller.“

Nun reichte er ihr den Arm, und sie schritten gemächlich den Perron entlang.

„Viel Zeit,“ sagte er, „der Zug ist noch nicht einmal zur Stelle!“

„Wann geht er ab?“

„6 Uhr 25.“

„Es ist häßlich, so lange warten zu müssen!“

„Ja!“ erwiderte er einsilbig.

„Und wie lange fahren wir eigentlich?“

Er lachte. „Keine weite Reise, noch nicht anderthalb Stunden, Schatz.“

„Wie lange ist Dein Bruder eigentlich verheiratet?“

„Acht Jahre!“

„Und wie alt ist er?“

„Dreiunddreißig, Magdalene!“

„So hat er als Fünfundzwanzigjähriger geheiratet?“

„Das Exempel stimmt auffallend,“ scherzte er.

„Herr Gott, wie jung! . . . und sie leben glücklich miteinander?“

„Sehr glücklich — seine Frau ist grundbrav und geschickt!“

„Er hat sich in sie verliebt?“ fragte sie leise.

„hm — ja und nein — nämlich sie ist älter als er, zwei Jahre glaub ich.“

„Alter? zwei Jahre?“

„Ja, Magdalene, eine Art von Studentenliebe, wie man so zu sagen pflegt . . . Cousine von uns; als Arnold in Berlin studierte, verkehrte er viel im Hause von Onkel Konsistorialrat; die Tante ist 'ne sehr kluge Frau; das Geld war knapp im Hause, aber Töchter waren im Überfluß vorhanden — die verstand's, ich sage Dir, sie hat alle an den Mann gebracht und eine immer besser wie die andere. Sie hielt's mit den Studenten und jungen Kandidaten; sie ließ die Leute lachen, die sich darüber lustig machten, daß sie die grünen Jungen so beflissen in ihr Haus zog.“

„Aus Studenten werden Kandidaten und aus Kan-

debaten Theologen — und besser ein langer Brautstand als kein Ehestand,“ war ihre Devise.

„Und der Konsistorialrat?“ warf Magdalene spöttisch ein.

„Ist ein Waschlappen, der nach der Pfeife seiner Frau tanzt. Es war ihm streng verboten, einen der jungen Leute nach dogmatischen Dingen zu fragen — er hatte nämlich auf diese Weise mehrere weggegrault, im übrigen ist er grundgelehrt. Im Hause diente er als Aushängeschild und bekam, wenn er seine Rolle mit Anstand durchführte, mittags und abends ein Glas Rotwein vorgesetzt und zum Frühstück einen Kognak. Er schnapst nämlich für sein Leben gern, der Onkel Konsistorialrat.“

Bei dem geringsten Widerspruch aber wurden ihm die Getränke entzogen, unerbittlich. So gab er denn um des lieben Friedens und des Kognaks willen in allen großen und kleinen Dingen nach.“

Magdalene lachte herzlich.

„Wie lustig Du zu erzählen weißt,“ sagte sie, „von der Seite kenne ich Dich gar nicht.“

„Danke ergebenst,“ erwiderte Gerhard, indem er steifnackig salutierte.

„Auf diese Weise,“ forschte sie weiter, und ihre Mienen hatten einen interessierten Ausdruck, als läge ihr ungemein daran, mit diesen Familienverhältnissen sich vertraut zu machen, „ist auch Arnold geangelt worden, nicht?“

„Das kann man eigentlich nicht sagen,“ gab er zur Antwort, „in gewissem Sinne — natürlich, aber Arnold ist ein viel zu ausgeprägter Charakter, als daß er sich in's Schlepptau nehmen ließe. Johannes Kluges Wesen — sie soll als Mädchen sehr hübsch gewesen sein — ihre bestimmte Art, alles energisch in die Hand zu nehmen,

ihre Lustigkeit und eine gewisse Zärtlichkeit, mit der sie für ihn sorgte, auf alle seine Wünsche einging, fesselten ihn.

Und dann — Arnold ist Familienmensch von Grund aus, und weil er im Vaterhause das hatte entbehren müssen, sehnte er sich nach einer eigenen Häuslichkeit. Wenigstens betonte er das immer. Kurz vor seinem Examen verlobte er sich mit ihr, und dann ging sie, das ist nämlich Predigerstöchterbrauch, auf die Suche nach einer fetten Pfarre. Na — bei den Beziehungen ihres Vaters und denen unserer ganzen Familie war die schnell gefunden. Und da von Hause aus auf Arnolds Seite Vermögen vorhanden war, stand ihrer Verbindung weiter nichts im Wege. Aber da ist der Zug," unterbrach er sich.

Sie schritten nun die Wagen entlang, um ein passendes Koupee ausfindig zu machen.

„Für Nichtraucher?“ fragte er.

Sie sah ihn lächelnd an ob seiner Besorgnis.

„Für die kurze Strecke? — Nein.“

Sie stiegen nun ein und ließen sich auf dem weichen Polster nieder.

Und gleich darauf trat auch der Schaffner ein, um die Fahrkarten zu koupieren.

„Ich wünsche — wenn möglich — die kurze Strecke allein zu sein," sagte er und drückte dem Manne nachlässig ein Trinkgeld in die Hand.

Der nickte mit unterwürfiger Miene.

Es war ein bereits älterer Mensch mit durchfurchtem Angesicht und einem kummervollen Blicke.

„Soll geschehen, was in meinen Kräften steht," sagte er dienstfertig und verließ die Weiden.

„An der Miene solch eines Menschen und an der ganzen Art, wie er sich für ein paar lumpige Groschen

bedankt, kann man erkennen, wieviel hungrige Kinder und heimliche Sorgen er hat," warf Gerhart mitleidig hin. Und nach einer kleinen Pause: „Wahrhaftig — ein Hundebasein, das diese Leute führen — ich schäme mich mitunter, wenn ich bedenke, gelegentlich an einem Tage mehr zu verprassen, als diese Menschen in Monaten gebrauchen.“

„Bist Du Sozialdemokrat?“ fragte sie mit lebhaftem Blicke.

Der gellende Pfiff der Lokomotive übertönte seine Antwort; langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

Sag 'mal, hub sie wiederum an, was wollen eigentlich diese Leute?“

„Gleichheit!“ erwiderte er einfach. „Alle sollen genießen und alle sollen arbeiten — keiner mehr und keiner weniger.“

„Das geht garnicht,“ versetzte sie bestimmt, „partout nicht; manche Leute vermögen überhaupt nicht sich anzustrengen; ich — ich, Gerhart, das sage ich Dir gleich, ich kann nicht arbeiten, beim besten Willen nicht! Kochen! — brt . . . und wenn Du jemals so etwas von mir verlangen solltest . . . und, Deiner Schwägerin magst Du das gleich sagen . . . für die Wirtschaft laß ich mich nicht anlernen — hörst Du? . . .“

„Aber, Magdalene, als wenn ich je daran gedacht hätte, daß Du am russigen Kochherbe mit Deinen weißen Händen Dich abraderen solltest, um mich bei Tisch umständlich zu belehren, daß der Hammelbraten — den ich notabene ganz und gar nicht leiden mag — vorzüglich geraten, und sein Rezept so und so beschaffen sei; nein . . . nein!“ . . .

Nun lachten sie beide aus voller Kehle.

Dann trat sie an das Fenster und blickte stumm in die Landschaft.

„Ach Gott, wie traurig und elend,“ sagte sie.

Und nach Kurzem: „Wenn ich an meine Heimat denke . . . ach wie wundervoll ist's doch am Rhein, so ganz anders! Ich war einmal in Koblenz mit meinem Vater,“ plauderte sie weiter, „Koblenz nämlich liegt nur zwei Stunden von meiner Heimat, und wie wir die herrlichen Anlagen durchwanderten, traten wir auch in eine dieser kleinen Grotten; vor uns floß der Rhein, und die warme, blühende Luft machte einen beinahe schläfrig und müde. Und auf einmal ließt mein Vater — ach, meinen Vater, Gerhart, hättest Du kennen müssen — die Worte: Gesegnet sei der Rhein. Und da drangen ihm plötzlich Thränen in die Augen, und während er mich zärtlich anblickte, sagte er leise: Gesegnet ist der Rhein. — Gerhart, das werd ich nie vergessen,“ schloß sie, „wie der Anblick einer großen Natur auf diesen Menschen, der so gut wie ein Engel und so weich wie ein Kind war, wirkte.“

Er hatte sie zu sich gezogen und küßte ihre Hand.

Stundenlang hätte er ihr zuhören mögen, wenn sie von ihrem Vater erzählte.

In solchen Augenblicken hatte sie für ihn etwas unendlich Wehmütiges.

Eine kurze Strecke schwiegen beide, dann Magdalene: „Du wolltest mir erzählen, warum Dein Bruder auf einem einsamen Landfleden haust, warum . . .?“

„Das ist eine eigene Geschichte,“ unterbrach er ihre Fragen. „Bis vor drei Jahren war er in Königsberg, und dann hieß es, er sollte nach Berlin kommen. Er ist nämlich einer der wunderbarsten Kanzelredner, die Du Dir denken kannst — und stand merkwürdiger Weise bei dem

Kirchenrate in dem Rufe, orthodox zu sein, das heißt soviel wie: für höhere Karriere bei entsprechenden Anlagen wohl geeignet.

Da eines schönen Tages giebt Arnold unter dem Titel: „Leocadio“ ein Buch heraus, indem er eine Reihe christlicher Dogmen angreift und dann auf das heftigste gegen einen Teil seiner Amtsbrüder polemisiert, die unter gleichnerischer Maske ihr weltliches Treiben — darum der Titel: Leocadio — zu verbergen wüßten.

Das Buch hat natürlich ungeheuren Staub aufgewirbelt. Was soll ich Dir sagen: gegen Arnold wurde seitens des Kirchenrates eine Disziplinar-Untersuchung eingeleitet, deren Ergebnis die Einstampfung des Buches und die Versetzung nach dieser Einöde war. Ein Anderer wäre vom Amte suspendiert worden, ihn aber wußte Tante Konfistorialrat, die unter Johanna's Mitwirkung alle Hebel in Bewegung setzte, über Wasser zu halten.

Man verlieh ihm eine einträgliche Stelle und suchte ihn für's erste mundtot zu machen.

So predigt er vor einfältigen Bauern und verbringt in diesem Krähwinkel sein Leben. Um diese Zeit verlor er auch den größten Teil seines Vermögens.

Er ist aber ein so eigentümlicher Mensch, Magdalene, daß er das alles in Ergebung trägt, dabei von einer Charakterfestigkeit und einem ehernen Stolze, wie man ihn selten antrifft. So denke Dir, ich konnte ihn nicht dazu bewegen, auch nur einen Groschen von mir anzunehmen. Ich helfe mir selbst, war seine unerschütterliche Antwort.

„Ist er sehr fromm?“ fragte Magdalene mit kaum vernehmlicher Stimme.

„Das will ich meinen — sein Glaube ist unverwüßlich, er betrachtet alles als Schickung. Du darfst mich nicht mißverstehen, bei Leibe nicht denken, daß sein Buch etwa eine atheistische Flugchrift war. Fromm, das heißt im Grunde unserer Seele gottgläubig, sind wir Mendels alle,“ fügte er hinzu.

„Weißt Du, Gerhart,“ sagte sie nachdenklich, indem sie seine Hand zwischen die ihrigen nahm, „oft kommt es mir so vor, als ob ich zu dem lieben Gott kein rechtes Verhältnis hätte; ja wie es mir so schlecht ging, hab ich auf Gott und die Ewigkeit geflucht; und beten — beten — Du lieber Himmel, wie lange habe ich nicht mehr gebetet . . . als Kind fielen mir die Augen dabei zu, und als erwachsener Mensch kam mir's — erschrid' nicht Gerhart — so unendlich läppisch vor, mit dem Herrgott früh und abends über mein Wohlergehen zu verhandeln, zuweilen freilich trieb's mich in die Kirche, aber dann galt's wohl mehr den vollen Glodentönen, der brausenden Orgel und dem prachtvollen Gesange. Am Rheine versteht man zu singen. Vielleicht hing's auch damit zusammen, daß meine Mutter katholisch, mein Vater evangelisch war, ich selbst aber in der Religion des Vaters, der auch nicht viel von heiligen Dingen hielt, erzogen wurde. — Und dann, in unserer Stadt gab's nur für die Katholischen 'ne Kirche.

Aber ein „Ave Maria,“ sie schmalzte vor Behagen mit der Zunge, daß Gerhart zusammenfuhr, ein „Ave Maria“ mußt Du hören, wie sie's am Rheine singen.“

Sie schloß erinnerungsverloren die Augen und lehnte sich ermüdet an seine Schulter.

Gerhart hatte ihr schweigend zugehört, aber ein unruhiges, peinliches Gefühl, das sich während ihrer Reden seiner

bemächtigt hatte, vermochte er auch jetzt nicht abzuschütteln.

Es schwirrte ihm aber durch den Kopf, wclch Ach und Zeter wohl entstehen würde, wenn Magdalene vor Johanna sich eine solche Äußerung entschlipfen ließe.

In christlichen Dingen verstand die Schwägerin keinen Spaß.

Er schielte zu ihr hinüber.

Sie hatte den Schleier über den Hut gezogen, unter dessen breiter Krempe ihr rotes Haar hervorblinzte. Die untergehende Sonne tanzte gerade neckisch auf diesen feinen Strähnen und erzeugte ein schimmerndes Gold, das in eigenartigem Glanze leuchtete. Und da fiel ihm auf einmal wieder ihre Erzählung ein von jenem Spaziergange an den Ufern des Rheins.

Und wie er an das zurückdachte, war jede Mißstimmung verschwunden. Er blickte sie zärtlich an und gewahrte, daß sie eingeschlafen war. Und wie er das Flimmern der sterbenden Sonne auf ihrem Haare bemerkte, da reizte es ihn, den Hut von ihrem Köpfchen zu nehmen, um ihren Schmuck in seiner ganzen Fülle zu bewundern. Dieses rotgoldene Haar übte auf seine Sinne einen eigentümlichen Reiz aus und erzeugte in ihm jedesmal ein zitterndes Lustgefühl.

Ja, sie ist ein Kind des Rheins, dachte er, und hat seine unergründliche Schöne und seine zauberische Macht. Und da schien ihm vieles an ihr klarer, und er glaubte das Seltsame, Todende ihres Wesens besser zu verstehen.

„Dürenfurt . . . Dürenfurt!“

Er schreckte empor.

Dann trat er auf sie zu und legte seine Hand leicht auf ihre Schulter.

Sie zuckte zusammen, und mit einem kurzen Schrei der Überraschung schlug sie die Augen auf.

„Guten Morgen, Kind, hast gut geschlafen? wir sind an Ort und Stelle!“ rief er, und dann: „Herr Gott . . . da seh ich . . . Arnold.“

Sie hielt ihn nervös am Mantel fest.

„So wart doch einen Augenblick,“ sagte sie erregt, „gestatte doch, daß ich meine Toilette erst ein wenig in Ordnung bringe, Du kannst mich doch nicht . . .“ sie brach jäh ab, zog einen kleinen Taschenspiegel hervor, ordnete hastig ihr Haar und bückte sich, damit er ihr den Hut aufsetzte. Sie hatte ihn mählich an solche kleinen Zofendienste gewöhnt, die er halb unterwürfig, halb schamhaft verrichtete.

„Mach ein wenig schnell,“ bat er, „sieh, mich drängt's.“

Sie sah ihn plötzlich seltsam an und ließ ihm den Vortritt, er sprang auf den Perron, reichte ihr die Hand, während gleichzeitig sein Blick auf den hochgewachsenen Mann fiel, dessen Auge suchend den ganzen Zug entlang glitt.

„Du, das ist Arnold!“ rief er in überströmender Liebe und dann mit einer Stimme, in der ein tiefes Beglücktsein lag: „Arnold . . . Arnold . . . hier!“ Aber im Nu sah er erschreckt nach Magdalene, die ein Beben durchrieselte.

„Was ist Dir — Gott im Himmel — — Du wirfst doch nicht . . .“

„Nichts — wahrhaftig nichts — so komm doch nur, ich fühle mich wirklich wohl — ganz wohl — — bitte, bitte, sieh mich nicht so besorgt an!“ . . .

Jetzt stand Arnold vor ihnen, und die Brüder umarmten sich und drückten einander die Hände, und ihre Mienen leuchteten.

„Da hast Du meine Braut,“ sagte Gerhart, während er mit verlegener und gleichzeitig gespannter Miene beobachtete, welchen Eindruck sie auf einander ausüben würden.

Arnold neigte sich mit einer leichten Beugung seines schlanken Nackens, während er ihr mit einer priesterlichen Bewegung — einer Bewegung, wie sie den Geistlichen aus dem Menschlichen Hause eigentümlich war, gleichsam von oben herab die hierzu halbkreisförmig gekrümmte Hand derartig reichte, daß er sie, ohne ihren Gegendruck zu erwarten, ruckartig wieder fahren ließ.

Und mit seinen großen, grauen und durchdringenden Augen, die unter einer schneeweißen, gleichmäßig gewölbten Stirn hervorstrahlten, blickte er sie prüfend an. Diese in der Mitte bedeutsam hervortretende Stirn gehörte ihrer ganzen Form nach zu denjenigen, deren Träger selbständige Gedanken hervorzubringen pflegen. Wenn nicht ein leiser, frommer Zug um seine etwas starken, roten und lebhaften Lippen sich geschmiegt hätte, man würde schwerlich seinen Stand erraten haben. Er hatte eine muskulöse kraftstrotzende Gestalt mit starken Hüften und breiten Schultern. Das Haar war ihm kurz und ohne Scheitel über die Stirn gekämmt. Seine jäh vorspringende Ablernase, die fein gebogen war, und deren Flügel sich beständig zu bewegen schienen, seine großen, energisch geformten Ohrmuscheln und der wellige, dunkle Bart, der sein sonnengebräuntes Gesicht umrahmte, verliehen ihm das Aussehen eines gereiften, selbständigen Mannes, der sich seiner Würde, seiner Persönlichkeit bewußt ist.

Aber nichts Hochfahrendes lag in seiner Erscheinung, ja aus seinen grauen, hellen Augen sprach unendliche Reinheit und uner schöpflische Seelengüte.

Er sah sie treuherzig und mit einem aufrichtigen Blicke der Bewunderung an und sagte mit einer Stimme, deren tief sonorer Klang etwas Metallisches hatte: „Und herzlich willkommen, Magdalene nicht wahr, ich darf zu der Braut meines Bruders Magdalene sagen?“

Sie erröthete und nickte schweigend mit dem Kopfe.

Eine Verlegenheitspause trat ein.

„Wie gefällt Ihnen der kleine Bahnhof?“ wandte er sich wieder an Magdalene.

Sie schlug langsam die Augen zu dem aus roten Backsteinen schmucklos aufgeführten Bau empor, der ganz und gar nichts Merkwürdiges aufzuweisen hatte.

„Mich heimeln diese kleinen Bahnhöfe an; sie erinnern mich an meine Vaterstadt,“ gab sie zur Antwort und senkte unwillkürlich ihre Stimme.

Er glaubte ein wehmütiges Gefühl in ihr gewedt zu haben und suchte mit einem feinen Lächeln auf etwas anderes zu kommen.

„Meine Frau läßt sich Ihnen herzlich empfehlen, sie freut sich ungemein auf Ihre Ankunft, ich fürchte, sie wird mir böse sein, wenn wir sie zu lange warten lassen, auch denke ich . . .“

„Verzeih,“ unterbrach ihn Gerhart, „ich hab noch nicht einmal nach Johanna's und Erich's Befinden mich erkundigt.“

„Es geht ihnen ausgezeichnet, aber jetzt mein' ich, Brautleute scheinen für so profane Dinge keinen Sinn zu haben, besorgen wir das Gepäck und setzen uns auf den Wagen. Wir haben eine tüchtige Strecke vor uns.“

Gleichzeitig winkte er dem großen, ungelenteten Burschen, der vor dem Einspanner stand, in der schwieligen Rechten

die Peitsche hielt, und die Mütze schief auf dem Kopfe, unaufhörlich nach Gerhart und Magdalene hinschielte.

Er kam linksch auf sie zugetrollt, nahm die Mütze ab und mit einem Lächeln um den breiten Mund: „Dag ooch, Herr Leitenant, seinse willkommen!“

„Na, Friße, wie geht's uns,“ sagte Gerhart und klopfte ihm auf die Schulter, während er ihm gutmütig seine Rechte bot.

„Man wütt et nähmen, wie et kümmt,“ erwiderte der Gefragte.

„Nun besorg den Herrschaften das Gepäc, Friße!“ brach Arnold ab, „und wenn's auf dem Wagen untergebracht ist, dann wolln wir endlich losfahren.“

Der Burfsche setzte wieder die Mütze auf sein flachs-gelbes, ausdrucksloses Haar und mit einem halben Seitenblick nach Magdalene entledigte er sich innerhalb weniger Sekunden seines Auftrages. Und während er scheinbar mit dem Aufladen der verschiedenen Koffer emsig beschäftigt war, wußte er doch heimliche Blicke auf den neuen Gast zu werfen. Dabei flog über sein bartstoppeliges Gesicht ein verschmitztes Lächeln, und mit den listigen, kleinen, braunen Augen zwinkerte er wohlgefällig über ihre Gestalt hin.

„In Gottes Namen denn!“ kommandierte Arnold, und Friße Krüger knallte mit seiner Peitsche und ließ, als wollte er in seiner ganzen Kunst sich zeigen, den Klappen dahinsausen.

„Sie müssen jetzt die Augen schließen,“ sagte Arnold; „denn unsere Gegend ist dürr und traurig!“

Bald ließen sie die kleine Stadt, die in einer Thal-fenkung sich erstreckte, hinter sich und fuhren die holperige Chaussee entlang, zu deren beiden Seiten eine Kette leiser Hügel sich erhob.

Das erste Knospen hatte kaum begonnen, und kahl und öde lag die Gegend da in ihren weiten Feldern, auf denen erst bescheidene Winterhalme sich regten, einen trostlosen Anblick gewährend. Hin und wieder zeigte sich eine kurze Strecke dünnen Tannenwaldes, der halb gelichtet, griesgrämlich in die Landschaft starrte.

„In sechs Wochen sieht's schon besser aus,“ tröstete Arnold, „Sie sollen einmal sehen, hier läßt's sich leben, wenn erst der Weizen und der Roggen besser stehen, und der Hederich lustig wuchert. Und in der Nähe von Bornhof giebt's auch Wald und Wiesengrund, und im Pfarrhause ist's gut sein — wie Gerhart?“

Sie blickte plötzlich Arnold lange an, dann ergriff sie mit einer instinktiven Bewegung Gerharts Rechte und sprach: „Glauben Sie mir, daß mir unendlich wohler zu Mute wird, wenn ich den freien Himmel wieder mir zu Häupten habe, ach, Sie können sich gar nicht vorstellen, wie dieses Häusermeer und die vielen Menschen mich beengten und wenn,“ sie stockte und sah verwirrt zu Boden.

„Und wenn —“ wiederholte Gerhart gespannt.

Sie gab ihm keine Antwort.

Arnold blickte erstaunt empor, und Magdalene fing diesen Blick auf.

Sie ward über und über rot, und mit einer verschämten Miene beugte sie sich, als gälte es einen plötzlichen Einfall zu Gerhart und flüsterte ihm etwas in's Ohr.

„Aber nein,“ antwortete dieser und ein Lächeln flog über seine Züge.

„Du — Du,“ unterbrach sie ihn und legte ihre Hand auf seinen Mund.

„Meine Herrschaften,“ rief Arnold, „ich habe nichts gehört, wirklich nichts, Magdalene,“ wiederholte er etwas

betroffen, als er ihr hochrotes Gesicht wahrnahm, und wie sie plötzlich seinen Blick mied.

„Sag, Arnold, hast Du meine Drucksendungen empfangen und etwas von den Sachen gelesen?“ schalt Gerhart ablenkend ein.

Der Ältere sah empor und legte seine Stirn in leise Falten.

„Ja!“ erwiderte er, „aber zu urteilen vermag ich über diese Dinge nicht. Dieser dürre Rationalismus, diese aufdringliche Brutalität, diese ewigen naturwissenschaftlichen Phrasen, dieses Herumwerfen mit Schlagwörtern stößt mich derartig ab, daß ich an dem offenbaren Talente, das in diesen Dichtern steckt, keine Freude habe. Von diesen Leuten, die doch in ihrem Alter mir ziemlich nahe stehen, fühle ich mich durch Generationen getrennt, für mich ist das nicht Fortschritt,“ fuhr er erregt fort, „sondern Rückschritt, eine Dichtung der Unsitlichkeit, die ungeheuerlichen Schaden anrichtet.“

Magdalene horchte auf.

„Es ist die Dichtung eines individuellen Naturalismus,“ bemerkte Gerhart, „eine Dichtung mit der Tendenz, daß der Mensch im Grunde Persönlichkeit und nicht Herdentier, das Recht hat, sich auszuleben.“

„Geh mir mit Deinem Individualismus,“ wehrte Arnold ab, „man kennt diese ewigen Phrasen, erst individualisch, dann, so heißt's wohl, genialisch und schließlich — und damit soll das höchste Ziel erreicht sein — bestialisch.“

„Ob Du da nicht,“ warf Gerhart ein, „verzeih den Ausdruck, etwas orthodox urteilst?“

Arnold hustete kurz auf, dann klopfte er dem Bruder auf die Schulter. Und mit einem Seitenblick auf Magda-

Iene und einem feinen Lächeln: „Ich versteh Dich, mein Lieber, Du magst Recht haben, zwei Jahre auf einer Landpfarre, meinst Du — da — da verbauert man schon etwas.“

Als Gerhart, ganz betroffen, nichts zu erwidern wußte, zu ehrlich, um Versteck zu spielen, wandte sich Arnold unvermittelt an Magdalene, die diesem ganzen Gespräche mit gespannter Teilnahme gelauscht hatte.

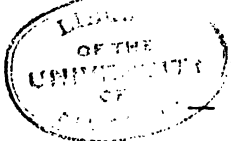
„Sehen Sie, diese schmale Häuserreihe mit den Stroh- und roten Ziegelbächern? — nun wohl, das ist Bornhof — und das da — er wies mit dem Finger nach einer bestimmten Richtung — das ist die Kirche unseres Dorfes, ein Palast ist sie gerade nicht.“

Sie warf einen flüchtigen Blick auf das schmucklose Gotteshaus, das aus Stein aufgeführt, noch aus dem 15. Jahrhundert herrührte, und an allen Ecken und Enden gestrichelt und ausgebeffert war. An der einen Stelle war die Mauer kreuzartig durchrisfen. Das einzig Bemerkenswerte waren zwei grüne Glasfenster, die in ihrem Dunkel beinahe geheimnisvoll hinauslugten.

„Herr Gott!“ flatschte sie in die Hände, „eine Windmühle, mitten auf einem kleinen Berge.“

„Das ist der Mühlberg,“ schaltete der Pfarrherr ein und sah sie verduzt an, sie, die in diesem Augenblicke zärtlich sich an Gerhart schmiegte.

In dem Manne aber, der in ländlicher Einsamkeit in psychologischen Grübeleien schwelgte, war plötzlich ein Interesse an diesem Mädchen erwacht. Ihr Gebahren schien ihm widerspruchsvoller und eigenartiger als das derjenigen Frauen, denen er bisher in seinem Leben begegnet war.



Er blickte auf einmal Gerhart voll in das Gesicht und versuchte aus den Mienen des Bruders etwas — etwas ganz Bestimmtes zu ergründen.

Er sah aber nur einen Zug weltvergessener Glückseligkeit, der ihm alles und doch nichts enträtselte.

Er schüttelte mit einer energischen Bewegung das Haupt, als wollte er von einer unfruchtbaren Empfindung sich befreien.

Eine Weile verstummten diese drei Menschen, jeder in seine Gedanken versunken.

Und plötzlich machte Fritz Krüger: „Brrr!“ und der Wagen hielt vor dem ephreumkrankten Pfarrhaus.

Magdalene fuhr empor, und Arnold, der schnell aus dem Wagen gesprungen, war ihr beim Aussteigen behilflich.

In diesem Augenblicke trat Frau Johanna, ihren Knaben an der Hand, aus der Thür des Hauses.

Mit einer entschlossenen Bewegung schritt sie auf das Mädchen los, und während sie Gerhart fröhlich zunickte, umarmte sie mit einem herzlichen „Willkommen!“ die junge Schwägerin, die sie von der Seite mit einem halb scheuen Blicke maß.

Erich war blitzschnell, jubelnd auf Onkel Gerhart zugeflogen, der ihn in die Höhe hob und küßte.

Dann trat er auf Frau Johanna zu, die mit ihren fleischigen Händen seine beiden Backen ergriff, um ihm ohne viel Umstände, als wäre er ihr Ältester, der zu den großen Ferien heimgekehrt war, einen mütterlichen Empfang zu bereiten.

Wieder war der Pfarrherr an Magdalens Seite getreten und mit einer Stimme, deren tiefem Klang das Mädchen so eigen berührte, sagte er die wenigen

Worte: „Das, Magdalene, sei ein gesegneter Tag, an dem Sie unser Haus betraten.“

Nun fiel sein Blick auf seinen Knaben, der, da Frau Johanna mit Gerhart sich zu thun machte, dem großen, schwarzen Hofhund durch das Fell fuhr, gleich dem Tiere muckstill, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Erich!“ rief er, „so komm doch heran und sag der Tante einen schönen, guten Tag.“

Und während der Hund, mit dem Schwanz wedelnd und die Schnauze plötzlich hängen lassend, in gemessener Entfernung folgte, schritt der Knabe langsam näher.

Nun stand er still und regte sich nicht.

Magdalene beugte sich zu ihm herab und küßte ihn auf die Stirn.

Das Kind zuckte zusammen, und ein Frösteln ging durch seinen Körper.

„Willst Du mir nicht einen Kuß geben?“ fragte sie.

Der Knabe schüttelte schweigend den Kopf und blickte sie gleichzeitig mißtrauisch an.

Arnold hob ihn verwundert in die Höhe.

„So gieb doch der Tante einen Kuß, mein Jung,“ sagte er.

Mit einer linkschen Bewegung ging er auf Magdalene zu. In seinen großen Augen flimmerte es seltsam. Mit einem feierlichen Blicke, und als koste es ihn einen heimlichen Kampf und einen bestimmten Widerwillen, gehorchte er dem Vater, der erstaunt dem Treiben seines Kindes zusah.

„Zum Essen!“ kommandierte die rundliche Frau Pastor, und die kleine Gesellschaft begab sich in das Innere des Hauses.





VI.

Sie waren alle in das Wohnzimmer getreten, wo der Tisch zum Nachtmahl bereits gedeckt war.

Frau Johanna hatte, obwohl man in der Mitte der Woche stand, zu Ehren ihrer Gäste ihr bestes Gedeck aus dem Wäscheschrank hervorgeholt und ihre feinsten Teller und die geschliffenen Gläser auf den Tisch gestellt.

Hier auf dem Lande gab es ohnehin selten genug Gelegenheit, ihre Hausfraueneitelkeit zu befriedigen.

Magdalene ließ flüchtig ihr Auge über den niedrigen Raum gleiten, ohne doch etwas Besonderes zu bemerken. Sie hatte sich in ihrer Phantasie auch von der äußeren Einrichtung eines Pfarrhauses unbestimmte, aber besondere Vorstellungen gemacht und fühlte sich einigermaßen enttäuscht und gleichzeitig erleichtert, als sie ein bürgerliches Wohnzimmer vorfand, dessen Stil schlecht und recht, in keiner Weise bestimmende Merkmale aufwies.

„Aha,“ — sie blinzelte verstohlen — da an der Wand eine Marmorstatue vom Heiland, wie er segnend die Hände ausbreitet, und da ein Ölgemälde des Gekreuzigten, das ihr, wie alle diese Bilder, Schauer und Entsetzen einflößte.

Sie sah sich weiter um und nahm an dem Fenster einen kleinen Nähtisch wahr, vor ihm einen gepolsterten, altmodischen Schaukelstuhl und diesem gegenüber ein

schwarzledernes Sofa mit zwei Sesseln, die in ihrer dunklen Färbung für sie etwas Abstoßendes hatten. In der Mitte aber stand der rundliche Tisch, auf dem zwei hohe, etwas steife Lampen, offenbar noch ein Hochzeitsgeschenk, brannten, die mit ihren Glasglocken ein ziemlich unangenehmes Licht verbreiteten.

„Nun wollen wir beten,“ sagte Arnold ernst, nachdem sich alle niedergesetzt hatten.

Er schlug die Augen nieder, und Frau Johanna, Gerhart und Erich folgten seinem Beispiel.

Magdalene aber sah, wie auf aller Mienen ein frommer Zug trat, und ein heimliches Lachen regte sich in ihr; denn das war ihr neu und fremd.

Sie betrachtete blizschnell Frau Johanna, wie sie da saß in ihrer rundlichen Breite, das Haar glatt geschüttelt, hinten in einem Netze aufgefangen, und auf ihrer Gesichtshaut jener ganz bestimmte Glanz, wie er häufig Frauen, die ihre erste Jugend hinter sich haben, eigentümlich ist. Gleichzeitig bemerkte sie in den Mienen der Frau Pastor einen breiten, salbadernden Zug, wie er in Predigerfamilien nicht selten gefunden wird.

In diesem Augenblicke aber wurde sie in ihren Betrachtungen unterbrochen und senkte ebenfalls unwillkürlich die Augen.

„Komm Herr Jesu, sei unser Gast

Und segne, was Du uns bescheret hast,“ klang die Stimme Arnolds.

„So, Johanna, und nun laß uns speisen,“ sagte er, indem er die Hände auseinander faltete.

Magdalene wurde sich nicht klar über das sie bewegende Gefühl, aber wie alles Neue reizte ihr Empfinden diese Frömmigkeit.

Nach dem ersten Bissen verzog sich krampfhaft ihr Gesicht, dann preßte sie ihre Schenkel zusammen und zwang sich weiter zu essen. Pastors Kost würde ihr nicht behagen, daß wußte sie im Augenblicke, aber während sie in jedem anderen Falle die Gabel aus der Hand gelegt hätte, hieb sie hier mit wahrer Todesverachtung in den Kalbsbraten ein. —

Sie empfand bereits, wie ihr die Thränen vor Anstrengung in die Augen traten, und als jetzt Frau Pastor sie fragte, wie ihr das Essen schmecke, geriet sie vor sich selber in Erstaunen, mit welcher Ruhe sie das „Ausgezeichnet!“ hervorbrachte.

„Ja — ja!“ meinte Frau Johanna, „zu leben verstehen wir auch hier auf dem Lande. Der Schlächter in Dürenfurt — wir bekommen nämlich das Fleisch immer erst aus der Stadt,“ — setzte sie erklärend hinzu, „führt eine vortreffliche Waare, was Arnold?“

Er schien ihre Frage überhört zu haben, denn er erhob sich hastig, eine leichte Röthe auf seinen Zügen. Nun griff er zum Weinglas, und indem er Magdalene und Gerhart fest in's Auge faßte, sprach er: „Ich trinke auf das Wohl des jungen Brautpaares und siehe zu Gott, er möge es in seinen allmächtigen Schutz nehmen.“

„Amen!“ ergänzte Frau Johanna mit gefalteten Händen und einem Blicke gen Himmel.

„Ich trinke aber auch,“ fuhr er fort und senkte seine Stimme, „auf ein treues Einvernehmen und auf Brüderschaft.“ —

Hierauf trat er auf Magdalene zu, stieß nach diesen schlichten Worten mit ihr an und küßte sie auf die Stirn.

Sie wurde glutrot und blickte verstohlen nach Gerhart, der in seiner Verlegenheit, nicht wissend, wie Magdalene

all das aufnehmen würde, ihnen den Rücken gelehrt hatte und an seiner Uhrkette herumspielte.

Frau Johanna folgte ergriffen Arnolds Beispiel und umarmte ebenfalls die junge Schwägerin. Erich aber, der all diesem Treiben mit kindlicher Neugier zusehen, war zu Gerhart geschlichen.

„Onkel,“ bat er schmeichelnd, „bring mir einen rechten, schönen Löwen aus Afrika mit, aber vergiß es auch nicht.“

Gerhart lachte laut auf.

„Wenn Du Tante Magdalene recht lieb haben willst, verspreche ich es Dir.“

Das Kind sah zu Magdalene hinüber, dann schüttelte es entschlossen sein Blondhaar und mit einer Stimme, in der Eifersucht und Groll mit einander rangen, sagte es: „Ich mag die Tante nicht — ich —“

In diesem Momente wurde das Gespräch der beiden durch ein hartes Pochen an der Thür unterbrochen, und ein mittelgroßer, unproportionierter, dünner Herr, der keinen Bauch zu haben schien, trat in das Zimmer.

Er hatte ein podennarbiges Gesicht, dessen Hautfarbe kupferartig schien, kleine geschlitzte Augen, die unter doppelten Gläsern hervorschielen, und eine herabhängende Unterlippe, um deren Mundwinkel ein etwas spöttischer Zug sich eingegraben hatte. Sein Haar war zottig und unordentlich gekämmt. An die um ein Erkleckliches höhere rechte Schulter lehnte er beständig seinen Kopf, dessen niedrige, aber nicht ausdruckslose Stirn durch eine Falte gleichsam in zwei Teile geschnitten war, von denen jeder auf der äußersten Rechten und Linken zwei buckelartige Erhebungen zeigte. Diese Buckel traten, sobald er sich ein wenig erregte, wie Hörner

hervor. Er trug eine Art Henri-quatre-Bart, durch den er beständig mit seiner Rechten fuhr.

Dieser Mann, der etwa vierzig Jahre zählen mochte, war der Kreisphysikus Lürsen, der mit Pastors sehr vertraut verkehrte und im Umkreis von vier Stunden wegen seines scharfen Verstandes und seines kaustischen Witzes nicht wenig gefürchtet war.

Die einen behaupteten, er sei ein Cyniker, die anderen hielten ihn für einen Gemütsmenschen.

Er war keins von beiden; aber durch sein ganzes Wesen ging ein problematischer, grüblerischer Zug, der ihn von den Duzendmenschen dieser Gegend trennte.

Er wie Arnold hatten ihre Eigenart sofort herausgefunden, und mehr durch den Zwang der Verhältnisse als durch gemeinsame Anschauungen waren sie einander näher gekommen.

„Lürsen ist der einzige intelligente Mensch hier in der Gegend,“ pflegte Arnold des öfteren zu seiner Frau zu sagen. „Um seine Religion kümmere ich mich nicht, ich bin froh, einmal ein vernünftiges Wort mit jemandem reden zu können, der eigene Gedanken hat.“

Lürsen aber war Junggeselle und kam häufig in's Pfarrhaus; er pflegte stets den Weg von der Stadt bis in's Dorf zu gehen und jedesmal unangemeldet in das Haus zu treten.

„Ah, sieh da, Lürsen,“ rief Arnold und sprang dem Gaste, der in der Linken seinen Schlapphut hielt, mit der anderen seinen Bart gleichsam in die Länge zog und kaum merkbar lächelnd in der Thür stehen geblieben war, entgegen.

„Das aber nenn ich eine Überraschung,“ beteuerte der Pfarrherr, indem er ihm Hut und Stock aus der Hand nahm.

„Gestatten die Herrschaften,“ und mit einer leichten Bewegung: „Unser lieber Freund, Herr Kreisphysikus Dr. Kürsen — meine Schwägerin, Fräulein Magdalene Dornis — mein Bruder Gerhart.“

Der Kreisphysikus räusperte sich, und indem er ein rotes Bauerntaschentuch hervorgriff, den Kneifer mit einer geschickten Bewegung von der Nase fallen ließ und eifrig zu putzen begann, ließ er sich auf dem Sopha nieder.

Er hatte in seinem ganzen Auftreten etwas sehr Energisches, man konnte sagen, Unverschämtes.

„Übrigens,“ begann er, „gratuliere ich noch nachträglich, hatte freilich nicht gehofft, heute noch so viel Glück hier anzutreffen — Brautleute sind doch das personifizierte Glück — nicht, mein Fräulein?“ wandte er sich an Magdalene, die in dem Augenblicke, wo dieser Mensch eingetreten war, ein unangenehmes Gefühl hatte.

Es dünkte sie aber, als ob er bei seiner Frage sie mit einem herausfordernden Blicke maß, der ihr das Blut wirbeln machte.

Und ohne recht zu wissen, was sie antwortete, mehr unter einem hypnotischen Druck, der von dem Arzte zu ihr herüberdrang, erwiderte sie: „Man sagt das, Herr Kreisphysikus!“

Kürsen beugte seinen Kopf noch mehr auf die Schulter, schob sich die Brille zurecht, setzte seinen Kneifer darüber und blickte sie schärfer an, während, wie Magdalene es schien, ein filouartiger Zug vom linken Nasenwinkel bis zum Munde auf sein Gesicht trat.

„Man sagt das?!“ wiederholte er sarkastisch. „Und wie stellen Sie sich zu der Frage?“

Gerhart, der mit Arnold und Johanna im Gespräch vertieft war, aber so, daß er mit dem einen Ohr und

Auge immer bei Magdalene war, hatte diese letzten Worte aufgefangen und wandte sich jählings zur Seite.

Das ganze Gebahren des Mannes mißfiel ihm gründlich.

Er blickte mit einem gespannten Ausdruck nach Magdalene hin.

„Ich weiß nicht, Herr Doktor,“ entgegnete sie, „ob Sie das interessieren kann — —“

„Sehr — sehr — mein Fräulein!“ unterbrach er sie brüsk.

„Dann — dann,“ versetzte Magdalene und lächelte auf einmal eigentümlich, indem sie die Arme verschränkte, „auch dann will ich es Ihnen nicht sagen.“

Lürsen blickte überrascht empor, verbeugte sich kaum merklich vor Magdalene, erhob sich vom Sopha und wandte sich mit einer gleichgiltigen Frage an Arnold.

Gerhart aber war zu Magdalene geeilt, und in einem aufwallenden Gefühle drückte er sie an sich.

„Du Einzige,“ sagte er kaum hörbar, und wie im Taumel preßte er ihr Handgelenk.

Sie fühlte einen körperlichen Schmerz, aber sie regte sich nicht; in ihr wogte ein Meer von Empfindungen, die einander widerstritten und sich kreuzten.

Und in einem unbestimmten Drang zog sie ihn näher zu sich heran und lehnte sich an seine Schulter.

Sie war in ihren Liebesbezeugungen nie verschwenderisch gegen ihn gewesen, so daß ihre heiße Zärtlichkeit ihn umsomehr entflammte. In seinen Augen blitzte es unruhig hin und her, und er vergaß völlig seine Umgebung.

Er ergriff ihre Hand und schmiegte sie an sich.

Sie zog sie hastig zurück und sah ihn verschämt an.

In diesem Augenblicke erhob sich der Kreisphysikus, und während er flüchtig die beiden streifte und seine Mundwinkel noch mehr wie gewöhnlich herunterhängen ließ, griff er zu Stock und Gut.

Und zu Frau Johanna, die ihn zum Bleiben nöthigte: „Geht nicht, verehrte Frau — wissen ja selbst, hab bis zur Stadt noch einen sauren Weg — und dann will ich heut nicht länger stören!“

Hierauf verbeugte er sich vor Magdalene und reichte Gerhart die Hand, die dieser kaum flüchtig berührte.

„Das ist ein unangenehmer Patron,“ sagte Gerhart, als jener hinter sich die Thür geschlossen hatte, „mit dem könnte ich unmöglich verkehren.“

„Du bist ein schlechter Menschenkenner,“ entgegnete Arnold, „überhaupt ist es gefährlich,“ fuhr er fort und sah seltsam zu Magdalene hinüber, die emsig ihre Fingernägel zu betrachten schien, „einen Menschen nach dem ersten Eindruck zu beurteilen. Ich behaupte, das stimmt in hundert Fällen noch nicht einmal. Und was den Kreisphysikus anbetrifft, so kann ich Dir versichern, daß der in einer grundbraven Haut steckt. Das, was Du gesehen hast, ist nur die Schale — aber der Kern — der Kern ist gut. Er hat seine eigene Religion, dieser Mensch — und trotzdem mag ich ihn leiden; dabei ist er mäßig und hat natürlichen Verstand.“

Und sich unterbrechend: „Wie, Magdalene, hat er Dir gefallen?“

Er duckte sie in diesem Augenblicke zum ersten Male und alle berührte es in gleicher Weise sonderbar.

Magdalene aber antwortete, ohne zu ihm aufzublicken: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich sagen, er gehört

zu jenen Menschen, die mir Angst einflößten, ohne daß ich den Grund dafür anzugeben wüßte.“

„Das begreif ich nicht,“ sagte Frau Johanna, — „wirklich nicht, er ist übrigens,“ fügte sie zusammenhanglos hinzu, „in sehr guten Verhältnissen und hat eine große Praxis.“

Arnold hatte sich erhoben.

Er nahm vom Nähtisch die in schwarzes Leder gebundene heilige Schrift und schlug sie langsam auf.

„Ich denke,“ sagte er, „es ist gut, unsere Andacht abzuhalten.“ Und zu Magdalene: „Bevor wir uns zur Ruhe legen, pflegen wir noch einen Abschnitt aus der Bibel zu lesen.“

Alle setzten sich wieder um den runden Tisch.

Der Pfarrer schob sich die Lampe näher, Frau Johanna öffnete die Thür und rief den Knecht und die Magd herein.

Fritz Krüger trat mit einem verschmitzten Gesicht in das Zimmer, und dicht hinter ihm eine robuste Person, der die Vorderzähne fehlten, und die ein Gesicht hatte, in dem Beschränktheit und Sinnlichkeit um die Herrschaft stritten. Ihre plattgedrückte Nase und ihre obere Mundpartie, die männlich ausgebildet, mit einem Bart versehen war, gaben ihr einen komischen Anstrich. Sie blinzelte dem Knechte von der Seite zu, schielte neugierig zu den Gästen hinüber und ließ sich breitbeinig auf die äußerste Kante des Stuhles nieder.

Dann faltete sie die Hände, während ihr die Augen vor Müdigkeit beinahe zufielen.

Bevor Frau Johanna ihre fromme Stellung einnahm, warf sie der Magd noch einen strengen Blick zu, worauf

diese zusammenfahrend, sich aus ihrer müden Haltung emporrichtete.

Wenn in Magdalene diese ganze Betscene ein unwiderstehliches, leises Lachen weckte, so empfand sie doch in dem Augenblicke etwas wie heilige Scheu, als Arnolds Stimme zu ihren Ohren drang.

Sie hörte keines seiner Worte. Sie lauschte nur mit einer unbestimmten Wollust dem Klange seiner sonoren Stimme, und sie fuhr förmlich auf, als er plötzlich mit einer schwachen Bewegung das Buch zuklappte. Sie wollte emporspringen, sah aber, wie alle in ihrer starren Ruhe verblieben, Arnold die Hände faltete und sein Haupt tief herabbeugte.

Und während alle mit gesenkten Augen dasaßen, und der Pfarrer in gläubigem Tone das Vaterunser sprach, betrachtete sie ungestört seine Züge.

Und wie sie den fast verklärten Ernst auf den Zügen des Mannes entdeckte, dessen Frömmigkeit von einer reinen Gesinnung durchdrungen war, packte sie ein Gefühl weicher Rührung, und sie dünkte sich selber in dieser Sekunde fromm und gottergeben. Und gleichzeitig hatte sie den Drang, ebenfalls die Augen zu senken und ebenfalls zu beten. Und begreiflich fand sie und natürlich, was ihr kurz vorher noch heimliches Lachen erregt hatte.

Sie schüttelte den Kopf und war gerade im Begriff, mitzuthun und zum Erdboden hinabzusehen, als sie ein Blick Friße Krügers traf, der in seiner Zubringlichkeit sie stutzig machte.

Dieser unverschämte Schlingel hatte in dieser ganzen Zeit an alles Andere, nur nicht an das Beten gedacht und sich die allgemeine Frömmigkeit in der unverstörtesten Weise

damit zu nütze gemacht, daß er auf das Dreifteste Magdalene angestarrt hatte.

Und während sie über des Burschen Unverschämtheit noch hin und her überlegte — den Frauen schmeichelt es nicht selten, gerade bei tief unter ihnen stehenden Personen Gefallen zu erregen — hatte Arnold das Gebet zu Ende gesprochen, und alle hatten sich von ihren Sitzen erhoben.

Denn nach der Andacht pflegte im Pfarrhause kein Wort der Unterhaltung mehr gewechselt zu werden, jeder begab sich mit einem schlichten: „Gute Nacht!“ in sein Bett.

„Träum auch was Schönes,“ sagte Arnold, indem er ihr die Rechte bot, die langfingerig und knöchig bis zum Handgelenk ein Netz auffallend starker Adern hervortreten ließ. In der Linken hielt er die Lampe, um ihnen in dem dunklen Flur zu leuchten.

Sie hätte beinahe aufschreien mögen, als sie wiederum seine so sonderbare, so priesterliche Bewegung verspürte.

Ein Blick aus ihren Augen traf ihn.

Dann zitterte sie und starrte jählings nieder. Und während sie Gerhart zum Gute-Nacht-Kuß willenlos den Mund reichte, überzog eine plötzliche Blässe ihr Gesicht.

„Gefällt's Dir im Pfarrhause?“ flüsterte der kaum vernehmlich ihr in's Ohr.

Sie nickte mit dem Kopfe. Darauf sah sie in sein Gesicht und wie ein Schatten flog es über ihre Züge; sie richtete den Kopf zur Seite und wand sich von ihm los.

„Eina, bring den Jungen zu Bett,“ sagte Frau Johanna zur Magd, die eben einen verständnisvollen Blick mit Fritz Krüger ausgetauscht hatte und aus dem Zimmer schleichen wollte.

„Und nun komm Magdalenchen, morgen ist auch

noch ein Tag," wandte sie sich in neckischer Vertraulichkeit an das junge Mädchen und faßte ihren Arm.

Magdalene Dornis wußte nicht, wie ihr geschah, aber sie schmiegte sich an die fleischige Frau Pastor und schritt mit ihr die Treppe hinauf, die zu ihrem Zimmer führte.

Oben angelangt wurde das Licht entzündet, und das Mädchen überfah mit einem schnellen Blicke das bescheidene Stübchen, das für ein ganzes Jahr sie nun beherbergen sollte.

Bevor sie jedoch zu weiteren Beobachtungen kam, hatte Frau Johanna sie zu dem kleinen Sopha gezerrt, den Arm um ihren Hals geschlungen und sah sie mit jenem Zuge gespannter Neugier an, der Müttern eigentümlich ist, wenn sie in die Kammern ihrer Töchter dringen, die stumme, etwas lauernde Frage im Auge: „Nun, was hat er gesagt, und wie weit steht ihr miteinander?“

Magdalene, deren frauenhaftes Ahnungsvermögen ungemein geschärft war, und die andererseits zur Vertrauensseligkeit nicht die geringste Neigung besaß, befand sich in einer peinlichen Lage.

Sie fühlte sich dieser Frau als Weib überlegen und hatte gleichzeitig das Bedürfnis, diese Überlegenheit unter mädchenhafter Scheu zu hüllen.

Sie war sich über all das ganz und gar nicht völlig klar und ward von dem, was sie bewegte, verwirrt und beklommen, so daß es sie däuchte, als ob sie innerliche Thränen weinte, die ihr das Herz noch schwerer machten.

Und plötzlich — Frau Pastor schrak in die Höhe — brach sie in Schluchzen aus und umflammerte in überströmender Herzlichkeit Frau Johanna.

„Aber liebes, liebes Kind, was ist Dir denn?“ brachte diese nur hervor und fuhr gleichsam beruhigend mit der Hand durch des Mädchens volles Haar.

Und dann, als erinnerte sie sich einer bestimmten Zeit aus ihrem eigenen Leben, wo auch über sie plötzlich ohne jeden Anlaß diese heißen Erregungen gekommen waren, lächelte sie verständnisvoll. Sie dachte daran, daß diese Zeit im Grunde die glücklichste einer jeden Frau ist, die Zeit, wo der Körper und die Seele hängen und hängen.

Und in einem gewichtigen und zugleich gerührten Tone sagte sie: „Du liebe Unschuld, Du!“ und streichelte ihr zärtlich die Wangen.

Dann hielt sie es für das beste, das Mädchen jetzt allein zu lassen. Und mit jenem heiteren und selbstgefälligen Gesichtsausdruck, den wir Menschen anzulegen pflegen, wenn wir meinen, uns besonders geschickt und schön benommen zu haben, verließ sie behutsam das Zimmer.

Magdalene aber riß sich die Taille auf, als ränge sie nach Luft und Atem. Dann jagte sie durch das Zimmer, und immer und immer . . . immer . . . sah . . . sie . . . die . . . schmale . . . Hand . . . Arnolds . . . fühlte sie seinen Druck . . . hörte sie den Klang seiner weichen Stimme.

Sie verbarg ihr Gesicht und stöhnte, dann ließ sie die Arme schlaff sinken und sah wie eine Verzweifelte scheu zu Boden.

„Herr Gott — — Herr Gott — — hilf mir!“ wimmerte sie leise; und auf einmal sank sie nieder — es war so nächtlich still, und eine fromme Wehmut überkam sie.

Ja beten — beten wollte sie, im Pfarrhaus beten. Sie bewegte krampfhaft die Lippen.



VII.

„Wie gefällt sie Dir?“ fragte Frau Johanna ihren Mann, der eben in das Ehegemach eintrat.

Er pflegte stets, wenn er die Abendandacht abgehalten, noch eine halbe Stunde, wie er sich ausdrückte, mit seinen Gedanken spazieren zu gehen, d. h., eine Promenade durch den Hof- und Pfarrgarten zu machen, um nachzusehen, ob der Knecht die Scheune und die Ställe geschlossen, und sonst alles in gehöriger Ordnung wäre.

Sie war gerade im Begriff, sich die Strümpfe aus-zuziehen und in ihr Bett zu steigen.

„Was soll ich Dir darauf antworten,“ erwiderte er, „Du weißt, ich lasse mich nicht von ersten Eindrücken leiten.“

Dabei zog er seinen Rock aus, um sich ebenfalls zur Nachtruhe zu rüsten.

„Und wie war der erste Eindruck?“ forschte Frau Johanna hartnäckig weiter.

„Aber Kind — so laß mich doch in Frieden!“

„Mir gefällt sie sehr,“ ergriff sie von neuem das Wort, „sie ist ein herziges Geschöpf — das arme Ding — so ein ganzes Jahr — sie muß furchtbar in ihn verliebt sein, was? sag mal, was erzählte Gerhart über ihre Verhältnisse?“

„Eigentlich nicht mehr, als er schon geschrieben hatte. A propos sie muß viel durchgemacht haben, und Gerhart bittet uns, an ihrer Vergangenheit, die, bevor er sie kennen gelernt hat, sehr traurig gewesen sein soll, nie zu rühren. Ich habe ihm das selbstverständlich auch in Deinem Namen versprochen.“

„Sie ist also arm,“ sagte Johanna etwas enttäuscht, „nach ihrem Toilettenaufwand“, fügte sie hinzu, „hätte ich das nicht geglaubt.“

„Bermögen bringt sie ihm nicht mit,“ erwiderte Arnold, „aber wenn ich sehe, was sie aus ihm gemacht hat, wie er in seinem ganzen Wesen sich total geändert hat, mit welcher Zuversicht er von der Zukunft spricht, dann sage ich mir, es ist ein großes Glück für ihn.“

„Bürgerlich ist sie auch,“ meinte Frau Johanna, „da macht sie doch eine glänzende Partie an ihm — als armes Mädchen aber sollte sie doch bescheidener in ihrem Äußeren auftreten; wenn ich an meine Mädchenjahre denke — was will denn übrigens Gerhart unternehmen, wenn er heimkehrt?“

Zunächst seinen Dienst quittieren und dann seinen künstlerischen Neigungen leben. Ich war vorhin auf seinem Zimmer, wo er seine Sachen auspackte; er hat mir da sein letztes Bild gezeigt, ein lebensgroßes Porträt von Magdalene, Du, ich war ganz erstaunt — das hätt ich ihm nie und nimmermehr zugetraut — ich glaube, es steckt doch etwas in ihm — im übrigen ist er derselbe prachtvolle Kerl geblieben, alles in ihm ist Natur, nirgends ein geschwinkter Zug — und männlicher ist er geworden und selbstbewußter. Kann ich auslöschen?“

„Meinetwegen!“

Lürsen — wie das schon Klang — so heimlich — so versteckt — so — ach — Gott — was wußte sie. . . . Lürsen . . . Lürsen — was für ein eigenes Schürfen der Name in ihrem Ohr erzeugte.

Nun nahm sie ihr langes Haar, zweekheilte es und schlang es in einem Knoten über ihren zarten Nacken, derart, daß es wie ein roter Spitzenshal über ihren schlanken Leib bis zu den Knieknöcheln herunterwallte und ihr Hemd wie mit einer Franse umschloß.

Was . . . der . . . Knabe . . . nur . . . gegen . . . sie . . . haben . . . mochte — fuhr es ihr durch den Sinn — des Pastors Knabe . . . und wie verschüchtert, scheu und mißtrauisch von der Seite er sie angeblickt, und dann auf einmal wieder sah sie Gerharts glückstrahlendes Gesicht, sah, wie die Brüder sich die Hände drückten, sah, wie Gerhart all die Zeit immer und immer zu ihr hinübergeblickt, in sorgender Angst, ob sie sich auch in den neuen Verhältnissen zurecht fände.

Sie glaubte plötzlich, daß etwas Verbrecherisches in ihr stecke — ein Drang zu irgend etwas Schlechtem, ja Niederträchtigem, ein Drang, der lange heimlich in ihr gewuchert und nun mit Gewalt sich loslöste.

Und mit einem Schläge sah sie ihr ganzes Leben vor sich, das bis zur Stunde gleich einem Traum dahingeflossen war.

Ein unheiliger Ausdruck spiegelte sich in ihrem Antlitz wieder. Aber — nein — nein — nein und das — — allmächtiger Gott — — und es war über sie gekommen und hatte sie niedergeschleift und alles in ihrer Seele umgewälzt.

Oder — ach — ja und so — und anders konnte und durfte es nicht sein — — Zerrbilder waren es, die

sie quälten — und morgen — morgen — wenn die Sonne erwachte — und die Nacht vorüber — morgen war alles — alles wieder gut — — und sie — Magdalene Dornis . . . und jetzt vermochte sie nicht weiter zu grübeln — so seltsam — so weich — so warm ward ihr zu Mute.

Sie erhob sich, kniete vor dem Sofa wie vor einem Altar nieder und stammelte, während ihre Mienen sich glätteten, mit kaum hörbarer Stimme wirre Laute.

Dann auf den Fußspitzen, als könnte sie jemand hören, zur Lampe.

Sie drehte die Schraube herunter und schlich in ihr Bett.

Das Dunkel der Nacht that ihr wohl, sie seufzte erleichtert auf und blickte mit ihren blauen Augen in das flimmernde, flackernde Flämmchen, das auf- und nieder-schlug und mit dem Tode rang.

Dann sah sie, wie es immer kleiner und kleiner wurde, und schließlich nur noch ein winziger, blauer Punkt übrig war, der wie ein Stern zu ihr herüberstrahlte. Und plötzlich, noch ein kurzes, jähes Aufflammen, und todesfinster wurde es um sie herum.

Nun schwirrten rote und graue und grüne und gelbe und blaue Streifen um sie her, die in ein heliotropes Farbengetön sich auflösten. Die Augen wurden ihr schwerer, die Lider senkten sich herab — alles verschwamm in unbestimmtem Wirrwarr — und der Schlaf senkte sich über ein Menschenherz, das in Aufruhr und Empörung, seiner selbst noch unbewußt, einer irren Zukunft entgegenträumte.





VII.

„Wie gefällt sie Dir?“ fragte Frau Johanna ihren Mann, der eben in das Ehegemach eintrat.

Er pflegte stets, wenn er die Abendandacht abgehalten, noch eine halbe Stunde, wie er sich ausdrückte, mit seinen Gedanken spazieren zu gehen, d. h., eine Promenade durch den Hof- und Pfarrgarten zu machen, um nachzusehen, ob der Knecht die Scheune und die Ställe geschlossen, und sonst alles in gehöriger Ordnung wäre.

Sie war gerade im Begriff, sich die Strümpfe ausziehen und in ihr Bett zu steigen.

„Was soll ich Dir darauf antworten,“ erwiderte er, „Du weißt, ich lasse mich nicht von ersten Eindrücken leiten.“

Dabei zog er seinen Rock aus, um sich ebenfalls zur Nachtruhe zu rüsten.

„Und wie war der erste Eindruck?“ forschte Frau Johanna hartnäckig weiter.

„Aber Kind — so laß mich doch in Frieden!“

„Mir gefällt sie sehr,“ ergriff sie von neuem das Wort, „sie ist ein herziges Geschöpf — das arme Ding — so ein ganzes Jahr — sie muß furchtbar in ihn verliebt sein, was? sag mal, was erzählte Gerhart über ihre Verhältnisse?“

„Eigentlich nicht mehr, als er schon geschrieben hatte. A propos sie muß viel durchgemacht haben, und Gerhart bittet uns, an ihrer Vergangenheit, die, bevor er sie kennen gelernt hat, sehr traurig gewesen sein soll, nie zu rühren. Ich habe ihm das selbstverständlich auch in Deinem Namen versprochen.“

„Sie ist also arm,“ sagte Johanna etwas enttäuscht, „nach ihrem Toilettenaufwand“, fügte sie hinzu, „hätte ich das nicht geglaubt.“

„Bermögen bringt sie ihm nicht mit,“ erwiderte Arnold, „aber wenn ich sehe, was sie aus ihm gemacht hat, wie er in seinem ganzen Wesen sich total geändert hat, mit welcher Zuversicht er von der Zukunft spricht, dann sage ich mir, es ist ein großes Glück für ihn.“

„Bürgerlich ist sie auch,“ meinte Frau Johanna, „da macht sie doch eine glänzende Partie an ihm — als armes Mädchen aber sollte sie doch bescheidener in ihrem Äußeren auftreten; wenn ich an meine Mädchenjahre denke — was will denn übrigens Gerhart unternehmen, wenn er heimkehrt?“

Zunächst seinen Dienst quittieren und dann seinen künstlerischen Neigungen leben. Ich war vorhin auf seinem Zimmer, wo er seine Sachen auspackte; er hat mir da sein letztes Bild gezeigt, ein lebensgroßes Porträt von Magdalene, Du, ich war ganz erstaunt — das hätt ich ihm nie und nimmermehr zugetraut — ich glaube, es steckt doch etwas in ihm — im übrigen ist er derselbe prachtvolle Kerl geblieben, alles in ihm ist Natur, nirgends ein geschwinkter Zug — und männlicher ist er geworden und selbstbewußter. Kann ich auslöschen?“

„Meinetwegen!“

Er pufete das Licht aus und stieg in ihr gemeinsames Bett. Und indem er sich die Decke zurecht zog: „Du, was ist heut mit Erich los gewesen, ist der Junge etwa krank?“

„Daß ich nicht wüßte,“ gab sie zur Antwort, „weßhalb kommst Du darauf?“

Er erwiderte nichts.

Nach einer Weile: „Wolln schlafen, Johanna — ich bin müde — gute Nacht, Kind!“

„Gute Nacht, Vater!“

„Was die nur von Kürsen wollen?“ sagte sie schon halb im Schläfe.

Und da er keine Antwort gab, verstummte auch sie.

* * *

Die nächsten Tage flossen den Bewohnern des Pfarrhauses im Fluge dahin.

Man hatte das Bedürfnis, jede Minute auszukosten, die wenigen Tage, die Gerhart noch beschieden waren, in vollem Umfange zu genießen.

Man lebte sich gleichsam aus und überspannte seine Nerven, und aller bemächtigte sich eine gewisse Nervosität, die kaum noch einer Steigerung fähig war.

Der Pfarrherr hatte seine philosophischen Beschäftigungen, mit denen er den größten Teil des Tages für gewöhnlich auszufüllen pflegte, unterbrochen und gab sich ganz dem Umgang mit dem Jüngeren hin.

Er schlug wie auf einem Instrument in dem Gemütsleben des Bruders die verschiedensten Töne an und fand überall reichen Wiederhall.

Er meinte es förmlich zu sehen, wie die Risse in Gerharts Seele ausgefüllt waren; und da, wo er leise

Dissonanzen fand, glaubte er mit seinen liebegeheiligsten Sinnen schon den Prozeß zu erkennen, der widerstrebende Theilchen in einander fügte. Er, der alles von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachtete und mit einer philosophischen Weltanschauung die sittenstrenge Kraft seines Glaubens vereinigte, er, der zu jenen receptiven Naturen gehörte, die die Errungenschaften einer ganzen Kultur in sich verarbeiten, und in einem gewissen dogmatischen Sinne individualisieren, sah in der Entwicklung, die der Jüngere genommen, in dem plötzlichen Erwachen seines künstlerischen Triebes etwas so Außergewöhnliches, daß er es sich kaum zu erklären wußte. Aber wo sein Wissen brach zu werden anfang, und sein psychologischer Blick versagte, hielt er sich an seinen Glauben, indem er es für vermessend hielt, über Dinge zu grübeln, die dem menschlichen Geiste von Gottes wegen verschlossen waren.

Gerhart hingegen empfand eine stolze Genugthuung über die Achtung, die er dem Älteren einzufößen wußte, und wenn nicht sein ganzes Empfinden gerade in dieser Zeit des Abschieds in verdoppeltem Maße Magdalenen gehörte, wenn er nicht mit jedem Gedanken sich an sie geklammert hätte, er würde allein in dem Ideenaustausch mit Arnold eine ungeahnte Befriedigung gefunden haben.

Er ließ aber kein Auge von Magdalene, die unruhig mit verflörten Blicken hin- und herflatterte.

Sie sprach kein überflüssiges Wort, litt alle seine Liebesreden, küßte ihn auf die Stirn, schloß sich zeitweilig in ihrem Zimmer ein, um mit verweinten Augen wieder in den kleinen Kreis zu treten.

„Wie ihr der Abschied schwer fällt — das arme — arme Wurm,“ sagte mitleidig Frau Pastor zu ihrem Manne.

Arnold nickte mit dem Kopfe und sprach von Demut und Ergebung.

„Du solltest ihr in ihren Seelennöten Trost zusprechen,“ riet sie ihm.

Er sah sie auf solches Reden mit feinem Lächeln an.

„Was Du für ein großes Kind bist, Johanna — als wenn in solchen Dingen nicht jeder aus sich selbst Ruhe und Frieden schöpfen müßte.“

Der letzte Abend, den Gerhart noch in Bornhof zubrachte, war gekommen, und er und Magdalene waren in den Pfarrgarten geflüchtet, der zum größeren Teil in Gemüsebeete, Obstplantagen und Wiesenterrain, zum kleineren in Lustplätzchen zerschnitten war.

Auf einem versteckten Grasshügel, in dem eine kleine Terrasse eingegraben war, stand eine mächtige Linde, über deren starken, breiten Ästen eine Bank gezimmert war.

Der Pfarrherr hatte im Scherz das Plätzchen die Liebesede genannt.

Dorthin hatte Gerhart Magdalene gezogen, dürstend nach Einsamkeit. Und zwischen den hangenden Zweigen, die in ihrem zarten Knospenschmucke prangten, zog er sie an sich, während Abschiedsbeben ihn durchschauerte.

Hinter dem Garten lag ein kleiner Pfuhl, im Dorfe „das rote Luch“ genannt. Eine große Schlacht sollte hier vor Unzeiten stattgefunden haben, wo das Blut in Strömen den Erdboden getränkt hatte.

Das eintönige Quaken der Frösche, die unzählig hier ihr Wesen trieben, drang zu ihnen herüber.

Sonst war es nächtlich still, nur jene feine Ausdünstungen, die die Natur zumal in Übergangsperioden von sich giebt, teilten sich ihnen mit.

Und während er sich enger an sie schmiegte, war es ihm, als ob ihre Herzen in einander schlugen.

Es wurde ihm plötzlich so eigen zu Mute, eine Stimmung, die ihn aufzulösen drohte, jedes Atom von Willenskraft zerstörte und mit einer heißen Wärme ihn durchstrahlte, bemächtigte sich seiner.

Er ließ den Kopf in ihren Schoß sinken, die Augen traten ihm in sinnlicher Glut hervor, und er blickte zu ihr empor wie ein schwaches, fieberkrankes Kind, dem die Lippen brennen, und das nach Kühlung lechzt.

Sie fuhr ihm wirbelnd durch das Haar, und bei ihren kosenden, weichen Berührungen schloß er einen Moment die Augen.

Dann streckte er ihr seine flache Hand entgegen in unsagbarem Wunsch und Blicke.

Er sah nicht, wie ihre Mienen finsterner wurden, er sah nicht, wie ein harter, fast verächtlicher Zug auf ihre Lippen trat, wie jenes Mitleidsgefühl sie erfüllte, das die Frauen dem Manne gegenüber empfinden, dessen Liebe sie nicht zu teilen vermögen, und der in seiner Leidenschaft zum demütig bettelnden Kinde wird.

Und dann auf einmal, wie sie an den Anderen dachte, und die Schamröte sie überzog, beugte sie sich tief zu ihm herab und grub ihre kirschroten Lippen in seinen Mund, bis sie ihm bis auf die Zähne drang.

Die Zweige knatterten und knisterten, und die beiden fuhren empor schreckgelähmt, als hätten sie Sündhaftes begangen.

Langsam schritten sie durch den Pfarrgarten dem Hause zu.

Die Magd, gerade im Begriff, die Hühner in den Stall zu treiben, kam ihnen entgegen. „Herr Gott, Magdalene, wie weh ist mir zu Mute,“ sagte er tief auf-

atmend. Und während er seinen Arm in den ihren schob und mit der freien Hand ihre Rechte faßte, sah er sie tieftraurig und bekümmert an — sie, die stumm neben ihm schritt.

„Aber weißt Du“, entfuhr es ihm, und über sein unwölktes Angezicht ging es wie Sonnenstrahl, „Dich hier — hier bei Arnold zu wissen — das ist mir ein unendlicher Trost. Meinst Du“, fuhr er leiser fort, „ich begriffe nicht, daß mancherlei in solch einem Haushalte Dich abstoßen müßte, aber glaube mir, mit jedem Tag wirst Du Dich wohler und heimischer fühlen.“

Sie hatte sich mit einem wilden Ruck von ihm losgerissen und strauchelte, und da er sie verwirrt emporhob, starrte sie ihn weitäugig, irren Blickes an, daß sein Blut sich staute.

Sie wollte schreien — schreien in die Nacht hinaus, aber unfähig aus der Kehle auch nur einen Laut zu bringen, ballte sie die Hände und stierte bewegungslos vor sich hin.

Bevor er noch zur Besinnung kam, war sie wie ein gehektes Wild entflohen.

Eine Sekunde stand er wie gelähmt — beklommen da, dann fuhr er mit der Hand durch sein Haar und eilte ihr nach.

Vor ihrem Zimmer blieb er stehen und lauschte. Er klopfte vorsichtig an.

Ihm war's, als ob sie sich in ihren Klissen wälzte.

Und da sie keine Antwort von sich gab, drückte er kaum hörbar die Klinke nieder.

Aha . . . sie hatte zugeriegelt. Nun wurde er ganz ängstlich, und der Schweiß perlte ihm von der Stirn. Er hielt den Atem an und horchte wieder.

Auch nicht einen Laut vernahm er.

„Du . . . Magdalene . . . ich . . . ich . . . ich bin's . . . so sprich doch nur ein Wort . . . was ist Dir

denn geschehen . . . ich . . . Herr Gott . . . wenn Du wüßtest . . . wie ich leide . . .“

Endlich hörte er, wie sie sich erhob und auf die Thür zuschritt.

Und jetzt . . . schob sie den Kiegel auf und stand . . . vor ihm.

Sie versuchte zu lächeln und verzerrte dabei ihre Züge.

In ihre Stirn hatte sich eine Falte eingefurcht, die ihren Mienen etwas Kummervolles und zugleich Drohendes verlieh.

„Mir ist plötzlich“, stammelte sie verwirrt, „der Atem vergangen . . . eine Art Krampf“ — fügte sie hinzu — „woran ich früher häufiger gelitten, aber nun, nun ist alles gut.“

Und während er in zweifelnder Angst sie anblickte, hing sie sich an seinen Arm.

„Das geht so schnell vorüber, als es kommt,“ sagte sie dumpf, „und Grund zur Sorge ist da, weiß Gott, nicht vorhanden. So laß uns doch hinuntergehn“, drängte sie, da er noch immer unbeweglich neben ihr stand und keinen Rat sich wußte.

„Was sollen die von uns denken“, setzte sie ungeduldig hinzu.

Sein Blick fiel plötzlich auf die Stelle, wo das Bild des Heilands noch immer der Wand zugekehrt, gar wunderbarlich sich ausnahm.

„Was ist das?“ fragte er. Und ehe sie sich's versah, hatte er den Rahmen vom Nagel genommen.

„Ich mag die Christusbilder nicht leiden“, sagte sie unruhig — und das in einem erregten Tone, der jede weitere Frage abschnitt.

„So komm!“ sagte er traurig. — Ihm war zu Mute, als wenn man ihn aus weichen Träumen in eine harte Wirklichkeit gerissen hätte.

Wortlos schritten sie die Treppe hinab — sie stützte sich schwer auf ihn, als bedürfte sie der Stütze, noch ermattet und geschwächt von dem kurzen Kampfe, der sie von ungefähr ergriffen hatte.

Und während er besorgt auf jede Stufe, die er nahm, achtete, als befände er sich auf irgend einem Gipfel, wo mit jedem Schritte Gefahr des Lebens drohte, sah sie ihn beständig von der Seite an und suchte zu ergründen, ob er etwa ahnte, was in ihr vorging.

„Lina — Friße — kommt lesen!“ hörten sie Erichs Stimme, als sie dicht vor dem Wohnzimmer angelangt waren.

Pastors fuhren erstaunt empor, als sie den Familienraum betraten.

„Wir dachten, Ihr hieltet heute Eure eigene Andacht ab“, sagte der Pfarrer und blickte beide forschend an.

Frau Johanna nickte dem Schwager zu und zog Magdalene auf das Sofa; gleichzeitig trat Erich, der Knecht und die Magd ins Zimmer.

Arnold las diesmal nur einen Psalm Davids, sprach dann das Vaterunser und schloß die Andacht.

Im Gegensatz zu den vorangegangenen Tagen jedoch blieb er auf seinem Platze sitzen, als hätte er das Bedürfnis, noch ein paar Worte zu plaudern.

Über alle hatte sich eine schwüle Stille gebreitet, und die Rede wollte nicht in rechten Fluß gelangen.

Zum Scherzen war niemand aufgelegt; denn der Ernst der Stimmung hemmte die Freiheit des Gespräches.

„Daß Lürsen die ganze Zeit nicht da war!“ bemerkte endlich Frau Johanna, „er wird doch am Ende nicht krank geworden sein.“

Arnold lachte.

„Fürsten — und krank sein — das sind für mich zwei Begriffe, die ich nicht zusammen zu reimen vermag. Warum er nicht gekommen ist? mein Gott, Du kennst ihn doch, er fürchtet in diesen Tagen zu stören; bei seiner Zurückhaltung —“ und sich unterbrechend zu Gerhart gewandt: „Nämlich, es kommt uns das so sonderbar vor, es ist das geradezu Gewohnheitsbrauch geworden, daß der Kreisphysikus jeden zweiten Tag im Pfarrhause vorspricht, für meine Frau sind diese Besuche beinahe unentbehrlich, auf diesem Wege erfährt sie den neusten Klatsch aus Dürrenfurt, ob der Kataster-Kontrolleur wieder jemandem im Kartenspiel das Geld abgenommen, oder der Kreissekretär, der des Landrats rechte Hand ist, noch immer der Frau Bürgermeisterin den Hof macht.“

„Bist Du endlich fertig?“ fragte Frau Johanna, „mich so schändlich zu verläumden! nein, Arnold, Du bist ein schlechter Mann.“

„Als wenn ich das jemals geleugnet hätte. — Im übrigen, Frau, könntest Du Deinem Sohne sagen, daß es Zeit ist, zu Bett zu gehen.“

„Bitte — bitte, noch ein bißchen,“ bat der Kleine und drängte sich an Gerhart.

Magdalene war plötzlich aufgestanden.

„Verzeiht“, sagte sie schüchtern, aber ich weiß nicht, was mir ist, es muß wohl an der Frühlingsluft liegen — diese Schwere — diese Müdigkeit — kaum daß ich die Augen offen halten kann — und dann möchte ich morgen munter sein, wenn wir Gerhart an die Bahn bringen.“

Sie schritt auf ihn zu und umschlang ihn zum ersten Male vor dem Pfarrherrn und dessen Frau.

„Du, sei mir nicht böse,“ flüsterte sie.

„Wie könnte ich das,“ erwiderte er ebenso leise.

Und es lag in diesen schlichten Worten und in dem Tone, wie er sie hervorbrachte, das ganze Bekenntnis seiner tief eingewurzelten Leidenschaft, die durch keine ihrer Launen und Absonderlichkeiten, deren Ursprung ihm räthselhaft war, in's Wanken gebracht werden konnte.

„Ich möchte den Knaben zu Bett bringen,“ sagte sie demüthig zur Pfarrfrau.

Gerhart glaubte seinen Ohren nicht zu trauen; wie er sie aber jetzt sah in ihrer etwas nach vorn gebückten Haltung, der Antwort harrend, und neben ihr seine Schwägerin, in deren Mienen sich eine gewisse mütterliche Eitelkeit abspiegelte, jubelte es in ihm auf.

Erst wollte Frau Johanna abwehren, dann willfahrte sie dem bittenden Blick des Mädchens.

„Gieb der Tante die Hand!“ sagte sie zu ihrem Knaben.

Erich folgte stumm, nachdem er den Vater und die Mutter geküßt. In seinen Augen glänzte es feucht, und er biß in stillem Troße die Lippen aufeinander.

Magdalene ließ sich von der Pastorin auf die Stirn küssen, dann verbeugte sie sich leicht vor Arnold, ohne ihm die Hand zu reichen.

Der Pfarrherr fühlte, wie eine feine Röthe sein Gesicht färbte, und seine Augen um ein wenig sich erweiterten.

Er kränkte sich, ohne recht zu wissen weshalb und zog seine Stirn in Falten. Dann erschrak er leicht über seinen grundlosen Ärger, der ihn schier in Verlegenheit setzte und bewegte die Finger in der Luft, als wollte er in die Taster greifen und irgend eine fromme Melodie sich zum Bewußtsein bringen. Und immer noch in seinen

Gedanken hin- und hertüftelnd, schien er seine Umgebung gänzlich zu vergessen. Wenigstens sah er eine Sekunde Gerhart wirr an, als dieser auf ihn zutrat und ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Arnold“, sagte er weich, „ich muß Dir und Johanna noch einmal für all das Gute danken, daß Ihr mir zeit- lebens erwiesen. Das Beste, was ich auf Erden besitze,“ fuhr er gedämpft fort, „lasse ich Euch zurück. Noch einmal: Nehmt Euch ihrer an und zweifelt nicht an ihr, wenn Euch manches in ihrem Wesen auch sonderbar erscheint. Laßt sie ihren freien Gang gehen, denn Formeln und Regeln widerstrebt sie ihrer ganzen Art nach, ein unbändiges Naturkind, das vom Schicksal hin- und hergeworfen wurde. Ich will Euch“, stammelte er verlegen auf den Boden starrend, „keine Vorschriften machen, aber,“ er stockte, „liebe Johanna, das läßt sich nicht in rechte Worte fassen — aber Du — Du — nicht wahr, Johanna, — Du verstehst mich. Denn sieh — niemanden auf Gottes Erdboden hat sie, der ihr Liebes erwiese, und ich glaube,“ schloß er nachdenklich, „sie sehnt sich nach Liebe.“

Johanna hatte ihr Taschentuch hervorgekommen und fuhr sich über die Augen — eine weiche Rührseligkeit war über sie gekommen.

So eilte sie auf Gerhart zu und drückte ihn an ihre Brust.

„Wer wird sich gleich so hingeben,“ mahnte Arnold, „was wollen wir uns die letzten Stunden noch schwerer machen, als sie ohnehin es sind, Komm, Alte, bring 'ne Flasche guten Wein, wir wollen auf die Zukunft anstoßen.“

„Aber um die Zeit!“ wandte sie ein, während sie Gerhart frei ließ.

Ihre Kleinlichkeit selbst in dieser Stunde verstimmte ihn.

„Thut nichts!“ antwortete er kurz.

Sie verließ das Zimmer, um bald darauf mit einer entkorkten Flasche Weins und drei Gläsern, die sie aus Besorgnis, sie könnten ihr entgleiten, etwas täppisch gegen den Busen preßte, wieder zum Vorschein zu kommen.

Langsam schenkte Arnold den Wein ein, als zählte er die Tropfen — immer noch nachdenklich und unbewußt verstimmt.

„Den ersten Schluck auf das, was wir lieben!“

Die Gläser klangen zusammen.

„Den zweiten Schluck auf Gerharts Heil!“ sagte er mit warmer Stimme.

Und wieder stießen sie an, einen hellen Klang erzeugend, der ehern — glockenrein ertönte.

Eine Zeit lang Schweigen!

„Auf das Pfarrhaus zu Bornhof unsern Nest!“ rief Gerhart, „und daß Erich ein ganzer, ganzer Mann werde!“

Johanna hörte nur noch mit halbem Ohr zu, und während sie mit der Rechten das Glas zum Munde führte korkte sie mit der Linken die Flasche zu.

„Ich denke, nun ist es Zeit zum Aufbruch,“ sagte Gerhart und erhob sich.

„Gute Nacht, schläfst wohl!“

„Und Du auch!“ gab Johanna zurück.

Ob die beiden glücklich sind, wirklich glücklich — dachte Gerhart, als er in sein Schlafgemach trat und noch eine Welle am Fenster in den gestirnten Horizont blickte. —

Und ist das wirklich, grübelte er weiter, das große — unendliche Glück, von dem er Zeit seines ganzen Lebens mit wachen und geschlossenen Augen geträumt hatte?! — —

Und dann verglich er sein Verhältnis zu Magdalene mit Arnolds und Johanna's Ehe.

Und da fand er vor allem den grundlegenden Unterschied, daß Magdalene bis in die einzelnen Fäden ihres Seelengewebes verknüpfter was als Johanna, die in ihrer etwas beschränkten Gutmütigkeit, ihrer haushälterischen Tüchtigkeit und ihren streberischen Lüsten, wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihm lag.

Ja — das gerade ist es, schloß er, was mich an sie fesselt — was mich treibt und schürt, daß sie widerspruchsvoll und entwicklungsreich, jeden und jeden Tag anders und anders ist.

Und mit diesen Gedanken legte er sich zur Ruhe — die letzte Nacht im Pfarrhaus zu Bornhof . . .





VIII.

Am Bord des Buenos-Ayres.

Du, innigst Geliebte!

Die hochbewegte See mit ihren schäumenden Bogen giebt mir den heißen Willen, Dir Magdalene meine Seele auszuschütten. Denn der Aufruhr des empörten Elementes steht so recht im Einklang mit dem, was in mir gährt und zehrt, und der Anblick dieser einsamen Meeresfläche treibt und bewegt zu Dir tiefinnerste Gedanken. Möven, die aus der Tiefe emporschießen und in kreisendem Fluge über die Masten unseres Schiffes, das wie eine Schale schwankt und wankt, zum Horizont sich schwingen, möcht ich Dir als Boten senden.

In mir strömt alles über, und ich weiß nicht, womit ich beginnen soll. Aber versuchen will ich, der Reihe nach zu erzählen.

Warum ich nicht aus Hamburg schrieb?

Magdalene — ich ging wie im Taumel einher, die Hand versagte; unfähig war ich, nur ein Wort, nur Deinen Namen zu Papier zu bringen. Nachdem ich am Bord des Schiffes mich gemeldet, schritt ich

wie ein Trunkener durch die Straßen dieser merkwürdigsten Stadt der Krämer und der Handelsherren. Dann wieder auf das Schiff!

Als nur noch ein einziger Streifen der Elbmündung dem Auge sichtbar war, und bald auch dieser letzte Rest deutschen Landes schwand, da packte mich so mildes Weh, daß ich die Zähne in die Lippe grub, um meinen Schmerz gewaltsam zu betäuben.

Was das für ein Gefühl ist — alles — alles hinter sich zu lassen! Aber ein starker Windzug, der mir in's Gesicht fuhr, rüttelte mich wieder zum Bewußtsein.

Ich dachte an mein großes Glück, ich dachte an Dich, Magdalene, an das, was ich Dir schulde. Steh, ich werde weich, und ein bebendes Gefühl beherrscht mich, in dem meine Männlichkeit sich löst. Ich weiß, dem Manne steht das schlecht, mich aber drängt und treibt es, Dir, Geliebte, gerade jetzt, wo ich einer dunklen Zukunft entgegensteure, noch einmal meine ganze, grenzenlose Leidenschaft und Liebe zu gestehen. Denn Du . . . Du lehrtest mich die Liebe, lehrtest mich, was das Leben bedeutet. In Dir fand ich seinen Inhalt und sein Wesen. Und wenn es Schicksal ist, Dich nicht mehr wiederzusehen — ich will mit ernstem Blicke auch auf das Furchtbarste gefaßt sein — so gehört mein letzter Gedanke, mein letztes Sehnen Dir Einzigen. Herr Gott, ich schritt in Nacht und Finsternis, bevor ich Dich — Dich — Dich sah, und dann — dann begriff ich erst, daß die Sonne scheint, daß die Sterne strahlen, daß aus jeder Nacht ein neuer, junger Tag emporsprießt. Aber

wenn — wenn ein gütiger Gott mich bewahrt, so soll ein Leben beginnen, das nur Deinem Glück geweiht ist; denn wenn ich Dich lächeln sehe, Dich mit Deinen glänzenden Augen, so kann ich nicht glauben, daß es weder hinieden, noch in einer andern Welt höhere Seligkeit giebt. Mich überwältigt's. Hier breche ich ab, um, wenn mein Blut ruhiger, von neuem zu beginnen.

Vier Tage später.

In wenigen Stunden fährt unser Schiff in den Lajo ein. Mich zwingt's zur Feder. Durch Meer und Land von Dir getrennt, Du meine Seele, Du meine Sonne, fühle ich Deine Nähe. Als wenn Du vor mir stündest, Rheintöchterlein! Und, Magdalene, all die traurigen, schweren Stimmungen sind von mir geflogen, und mit beschwingter Zuversicht trete ich die große Reise an. Allmächtiger, großer, gütiger Gott, erhalte mir mein Glück! Weißt Du, ich komme mir mitunter kindisch, erbärmlich, heidnisch vor. Ich denke an Dein Wort, daß es unwürdig sei, mit dem Herrgott zu schwachern, und doch ich, Magdalene, daß ich Dir's gestehe, ich bin ein solches großes Kind. Und Gott wird mir meinen Glauben nicht zertrümmern! Gott wird . . . Gott muß . . . Ich mag nicht weiter freveln. So ein schwaches Erdenkind — fast erschreck ich vor mir selbst — will die Gottheit kommandieren und von ihrer Willfährigkeit seine Demut abhängig machen.

Geliebte, jetzt erst begreife ich den geheimnisvollen, vereinigenden Zusammenhang zwischen Mann und

Weib, jetzt erst fange ich an, dunkle Geseze zu ahnen, die zwischen ihnen walten, und die kein Menschengeist aufzudecken vermag. Ich weiß nicht, ob Du mich begreiffst, ob ich fähig bin, auszudrücken, was ich fühle. Ich quäle mein Hirn und grübele, wie es möglich ist, daß so ein armer Mensch verurteilt ist, ein ganzes Leben hindurch als etwas Halbes sich herumzuwälzen, in sich zu verkümmern und zu vertrocknen, um dann erst, wenn er den von Natur ihm bestimmten, ihn ergänzenden Teil gefunden, zu einem neuen Dasein zu erwachen.

Mitten in die gewaltigsten Natureindrücke, die diese Reise mir bisher beschieden, stiehlt sich immer wieder und immer wieder Dein Bild, Du Holde. Und dann schwindet alles, und wenn die Anderen in Entzücken geraten, vermag ich nicht mitzuthun, in Dich versunken. So sah ich kaum die wundervolle Küste von Dover, sah kaum, nachdem wir im biscoy'schen Meerbusen von einer tollen Brise tüchtig durchgewalft waren, die pittoreske Küste Spaniens . . . in Lissabon ende ich dies Schreiben, man ruft mich soeben, die Einfahrt in die Wunderstadt mitanzusehen.

Am Lande in Lissabon.

Was ist das für ein merkwürdiger Zustand, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben! See- und wetterfest habe ich dennoch den letzten Tag dem Lande geradezu entgegengehungert. In dem Augenblicke, als ich mein Schreiben abbrach und auf dem Deck anlangte, bot sich meinem Auge ein Bild von

überwältigendem Eindruck. Auf grandios gezacktem Bergflamm liegt ein Schloß, mit Namen Cintra, das mit seinen stolzen Giebeln einsam auf die See schaut. Das unendliche Meer und über demselben der zerrissene Berg mit seinem wundervollen, stolzen Bau — Magdalene das ist ein Bild von solcher Eigenart, von so schwermütiger Größe, daß die Seele davon überquillt. Getrennt von Welt und Menschen mit Dir auf dieser ragenden Höhe — das müßte Götterleben sein! Sich aus- und ineinander leben, nur sich und sich allein — Allmächtiger, ich wüßte nichts Größeres und Schöneres zu denken. Denn Du bist meine Welt, Du bist mein Ein und Alles, Du Zielgeliebte. Und weh ward mir zu Mute, als unser Schiff die Bogen zerschneid und Schloß Cintra auf einsamer Höhe weit hinter unseren Blicken ließ. Noch ein paar Stunden später und wir fuhren in den gewaltigen Tajo ein. Lissabon! Zum Teil amphitheatralisch, weit am Ufer der Bai sich hebend, zum Teil zwischen drei großen und vier kleinen Hügeln hingestreckt, von denen der höchste Buenos-Ayres ist, gewährt es mit seinen hellen, schmucken Häusern, die aus dem quellenden, saftigen Grün der Gärten hervorragen, von der See aus einen imposanten Anblick. Ein Stück von der Geschichte Portugals entrollt sich vor dem geistigen Auge, wenn man die ehrwürdigen Reste maurischer Architektur mit ihren vielen Thürmchen und Zinnen zum ersten Male sieht. Über dem Häusermeer erhebt sich das Schloß des Königs und noch weiter oberhalb die Felsencitabelle. Nur Konstantinopel und Venedig, so sagt man mir, können, was wunderbare Lage anbetrifft, mit Lissabon verglichen werden.

Aber ich weiß nicht, ob ich nicht am Ende mit alledem Dich schläfere. Ich sende Dir die Ansichten der einzelnen Stadtteile, die besser als meine Schilderungen Dir ein Bild dieser eigenartigen Stadt geben dürften. In drei Tagen geht die Reise weiter. Unser Ziel: Loanda. Bevor es erreicht ist, denke ich Dir noch eine Nachricht zu geben. Mit jedem meiner Gedanken hänge ich an Dir. Noch eins: Wenn irgend welches Unheil mir begegnet, so ist für Dich gesorgt. Mein letzter Wille, der Deine Zukunft sicher stellt, ruht in den Händen des Justizrats Bruch, Berlin, Körnerstraße 19. Und nun will ich endlich Abschied nehmen — Abschied! Wie herzzerreißend das in meinen Ohren gellt! Lebe wohl Du Einzige, Du Golde! Dich in Arnolds Haus zu wissen, das ist mein Trost! Ich umarme und küsse Dich! Grüße mir Arnold, Johanna und grüße meinen kleinen Erich! Noch einmal lebe wohl, Geliebte:

Emig Dein

Gerhart.





IX.

„Und daß ich Dich hinauswerfe bei dem geringsten Anlaß, — darauf kannst Du Dich verlassen — Du gemeine Person, schämst Du Dich denn garnicht, unter meinem Dach — Du fittenloses Geschöpf Du!“

Frau Pastor war es, die hochroten Gesichtes, stoßweise, in einem fort nach Luft schnappend, diese Worte hervorsprudelte.

Vor ihr stand die Magd mit einem dummfrechen Mieneausdruck, den zahnlosen Mund halb geöffnet, ihre beiden Augen zu Boden gerichtet, und mit den breiten Mannshänden an der schmutzigen, blauen Schürze herumspielend.

„Und das mit dem Wasserholen und dem stundenlangen Ausbleiben,“ fuhr sie erregt fort, durch das starre Schweigen des Frauenzimmers immer mehr in Wut geratend, „hat auch sein Ende erreicht, verstehst Du mich, Du nichtsnußiges Ding Du — ich werd Dich lehren, mich hinter's Licht zu führen und solche Schweinereien — schweig,“ herrschte sie das Mädchen an, das eben einen Einwurf wagen wollte — „willst Dich wohl noch gar entschuldigen, Du saubere Liese, Du — und dem Galgenstrick von Friedrich wird mein Mann auch schon den Standpunkt klar machen und jetzt —“ sie war so abgeäschert, daß sie sich kaum noch zu rühren vermochte — „marsch an die Arbeit, erst gehst Du melken und dann auf die Wiese.“

Die Magd verließ die Küche, und Frau Pastor blickte ihr noch durch das Fenster nach, wie sie über den Hof dem Stalle zuschritt.

Frixe Krüger stand mitten auf dem Hof und pußte den Wagen.

„Pst,“ machte er, als die Magd aus der Hausthür schritt, und da sie des Zeichens nicht achtend, mit den Melkeimern in den Kuhstall ging, warf er einen vielsagenden Blick zur Küche, wo er gerade noch Frau Pastors Rock bemerkte, der ihm in diesem Augenblicke ein ungemein drohendes Aussehen zu haben schien.

Er kraute sich verlegen hinter dem Ohr, stieß aus seiner kurzen Tabakspfeife ein paar mächtige Züge hervor, senkte den großen Schwamm in den Eimer Waschwassers, der vor ihm stand, und fing mit Übereifer von neuem zu pußen an.

Dann hielt er inne, zog mit dem Zeigefinger der rechten Hand den entsprechenden Mundwinkel zum Ohre hin, schob die klöbige Unterlippe empor und begann zu grinzen.

Die Pfarrfrau war inzwischen in's Wohnzimmer geeilt, wo Magdalene müßig am Stützrahmen saß, die Hände über einander gefaltet.

Sie sprang erschreckt empor und umhalfste unvermittelt Frau Pastor, in deren Arm sie schmiegsam den ihrigen gleiten ließ, nachdem sie vorher die breiten Hüften der Frau nach Mädchenart umschlungen hatte.

„Was ist denn?“ fragte sie mit einem offenbaren Ton der Angst, während sie ihr furchtsam und lauernnd in's Gesicht blickte.

„Ja — ja, Magdalene“, sagte sie endlich, nachdem sie einigermaßen zu Atem gekommen, „man hat schon seine Sorgen! nein, dieses Paß — es ist kaum noch zum Aushalten —

so eine unfittliche Gesellschaft, und was wir mit diesem Kerl von Knecht nicht schon durchgemacht haben — kein Mädchen ist vor dem Burschen sicher — jeder Schürze läuft er nach.“

„Was hat er denn gethan?“ warf Magdalene interessiert ein.

„Was er gethan hat? — dieser Schlingel ist der amateur en tout cas — jeden zweiten Monat müssen wir mit der Magd wechseln, sie mag noch so abschreckend häßlich sein, dieser Bursche wird sich doch an ihr vergreifen — es ist wahrhaftig nicht mehr zum Durchkommen — und im Dorfe machen sie sich bereits lustig.“

„Aber,“ fragte Magdalene und schielte zur Thür, „ist es denn nicht viel einfacher, den Knecht zu entlassen und auf diese Weise dem Übel abzuhelfen?“

Frau Johanna machte ein wehleidiges Gesicht: „Wenn das ginge,“ sagte sie ärgerlich, „aber das ist es ja gerade — es ist unmöglich hier eine Mannsperson für den Dienst zu erlangen. Die Leute sind fast durchweg wohlhabend und die Söhne alle auf dem eigenen Gut beschäftigt. Das Frauzimmer haben wir uns auch von außerhalb verschreiben müssen. Und was den Friße Krüger anbetrifft, so ist er uns geradezu unentbehrlich geworden. Mein Mann und ich,“ fuhr sie fort, „waren ja in heller Verzweiflung, als wir hierher verschlagen wurden — von Landwirtschaft keine Ahnung — und dabei ist in unser Einkommen nicht zum geringsten der Pfarracker eingerechnet. Einen Teil haben wir für ein Sündengeld verpachtet — die Leute haben aus unserer Nothlage ihren Nutzen gezogen — Du glaubst garnicht, wie schlau der Bauer hier zu Lande ist — den anderen bewirtschaften wir selbst — das heißt Fritz Krüger besorgt das alles; wenn der Lämmel nicht eine solche Ar-

beitskraft wäre, nicht das Feld, den Garten und das Pferd so musterhaft in Ordnung hielte, er wäre zehnmal schon hinausgeflogen. Aber was der Laugenichs angreift, gelingt, und Du kannst ihn hinstellen, wo Du willst — überall ist er auf dem Posten — er bastelt Dir an den Schlössern — er beschlägt das Pferd — hilft unserem klapprigen Ofen auf die alten Beine — steht mit dem Glockenschlage auf — und stiehlt nicht.

Magdalene lachte, ein etwas schrilles Lachen, das mühsam und gezwungen klang.

„Er stiehlt nicht,“ sagte sie, „ist denn das auch eine Tugend?“

„Und ob! Hier auf dem Dorfe gelten spartanische Grundsätze: Stehlen ist erlaubt — nur darf man sich nicht dabei erwischen lassen — und aus dem Pfarrgarten das reife Obst und Ableger zu mausen, gilt als ein förmliches Privileg.“

„Wenn wir aus diesem Neste erst wären,“ sagte sie nach einer Weile, „aber davon fang Du mal Arnold gegenüber an — in was für eine Rage er dann gerät.“

Sie rückte näher an das Mädchen heran, als hätte sie das Bedürfnis, ihr ganzes Herz endlich einmal einer mitfühlenden Seele auszusüßten.

„Will Arnold denn zeitlebens hier auf dem Dorfe bleiben?“ fragte Magdalene.

„Ach Gott, was weiß ich — sobald ich ihm Vorstellungen mache und in ihn dringe, er solle sich um eine andere Stelle bewerben, um unserer- und des Kindes willen, gerät er in eine Wut, als ob ich ihn zu einem Verbrechen verleiten wolle. Es gefiele ihm hier ganz gut, antwortet er jedesmal, welchlichen Ehrgeiz besäße er nicht, und der

Verlehr mit seinen Büchern, besonders diesem — ich hätte beinahe etwas gesagt — also diesem Hegel, ich kann den Kerl nämlich nicht leiden," schob sie ein, „entschädige ihn für alles andere. Weißt Du," sagte sie, „ich bin gewiß fromm und beginne kein Ding ohne meinen Herrn — aber diese Demut, mit der er sein Los trägt — diese Gottergebenheit — geht doch etwas zu weit. Das ist meiner Ansicht nach der reine Türken glaube. Der Herrgott hilft keinem, der nicht selber Hand an's Werk legt. Aber Arnold lebt in einer andern Welt und meint, die gebratenen Tauben müßten ihm nur so in den Mund fliegen. Und dabei giebt er den letzten Groschen hin, wenn er hört, daß irgendwo Not am Manne ist. Wie ich noch ein junges Mädchen war, und auch als junge Predigersfrau meinte ich, das wäre alles so in der Ordnung und war förmlich von seiner Christusmilde hingerissen. Das aber hat sich, Gott sei Dank, bei mir gelegt — meine Mutter war nämlich einmal zu Besuch bei uns und hat mir ins Gesicht gelacht und mich gefragt, ob ich einen Spleen hätte, wie sie die verschiedenen Löffchen mit Bouillon und Fleisch sah, die ich an so und soviel Kranke in der Gemeinde auf sein Geheiß schicken mußte — „Mehlsuppe thut's auch," meinte sie, „und auf diese Weise würden wir bald Matthäi am letzten sein — mein Mann ist ein großes Kind," schloß sie, „und hat vom praktischen Leben keine Ahnung.“

„Überhaupt," hub sie von neuem an, „und das rat ich Dir, Magdalenchén, man muß als Frau mitunter selbst die Zügel in die Hand nehmen — wenn ich nicht," fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, „natürlich darf er davon nichts wissen, auf eigene Faust handelte, würden wir unser Lebtag hier versauern.“

Sie lächelte verschmigt.

„Das verstehe ich nicht, was kannst Du dazu thun?“ fragte neugierig Magdalene.

„Märchen, das will ich meinen, daß Du das nicht raten kannst, er selber hat ja keine Ahnung. Wenn ich nämlich in Berlin bin, meint er, daß ich meine Mutter besuche, in Wahrheit ist das aber nur ein Vorwand, ich mache dann meine geschäftlichen Gänge ab, d. h., ich gehe zu Brückner und Rögel. Wie oft die mir nicht schon Versprechungen gegeben haben, aber ich lasse nicht locker, die verfügen nämlich über alle Stellen — und wenn sie es nicht um meines Mannes willen thun, dann vielleicht um mich endlich einmal los zu werden. Außerdem schreibe ich ihnen regelmäßig alle vierzehn Tage Briefe — ich will hier nicht bleiben — auf keinen Fall.“

Was für eine Energie sie hat — dachte Magdalene und sah starr auf den durchschimmernden Scheitel Frau Johannas, die auf einmal sich erhob.

„Entschuldige mich, liebes Kind, will eben doch noch einmal sehen, ob das Frauenzimmer schon auf der Wiese ist — im Hofe wirtschaftet Friße Krüger herum, und da trau' ich nicht dem Frieden.“

Magdalene war allein.

Sie stützte die Ellbogen auf ihren Schoß, that die Hände vor ihr Angesicht und lugte durch die ein wenig gespreizten Finger.

Ein rötlicher Hintergrund tauchte vor ihren Augen auf — sie versank in düsteres Träumen.

Wochen waren seit Gerharts Abreise vergangen, und sie hatte Muße gehabt, über das, was in ihrem Innern lebte und webte, sich klar zu werden.

Sie war ihres Weges geschritten, dumpf vor sich hinbrütend, es dünkte sie, als ob ihre Seele zerrissen

wäre, und die Teile nur noch durch ein Fädchen Zusammenhang besäßen.

Was eigentlich in ihr vorging, und wie es über sie gekommen und Besitz von ihr genommen, wußte sie nicht zu ergründen.

Wohin sie trieb, auch darüber dachte sie nicht nach.

In jeder ihrer Mienen glaubte sie sich zu verraten. Es war ein Wahnsinn, der sie jählings zu Grunde richten mußte, der sie bis zur Verzweiflung auftrieb, ihr ganzes Nervensystem in Aufruhr brachte.

Eines empfand sie deutlich, daß das Gefühl, das sie Gerhart entgegengebracht, eine Mischung von Mitleid und Dankbarkeit — Not und Eitelkeit gewesen war. Und dann — daß sie für den Andern etwas empfand, das zu denken Sünde — das auszusprechen Verbrechen war.

Und in ihre schamhafte Jungfräulichkeit drängten sich plötzlich erotische Bilder, deren heißer Glanz sinnvergiftend auf sie wirkte.

Sie, die in spröder Scheu jede leiseste Berührung mit den Männern gemieden hatte, in ihrer kleinen Stadt um dessentwillen gehöhnt — sie, deren Verhältnis zu Gerhart nur durch merkwürdigen Zwang der Umstände möglich gewesen war — sie empfand plötzlich jenen intimen, siedenden Drang, der in ihrem ganzen Körper Verheerungen und Zerstörungen anrichtete, in ihrem Gemütsleben Stimmungen erzeugte, die ihr Denken und Empfinden in Aufruhr und Empörung brachten.

Wenn es wahr ist, daß gerade auf spröde Naturen die Gewalt der Liebe körperlich und geistig eine Wirkung ausübt, die sie erst zum Bewußtsein schlummernder Reime bringt, und wenn es wahr ist, daß dieses Erwachen ihrer tiefinnersten Persönlichkeit, die auf jeden Fall sich durch-

zusehen bestrebt ist, ein ungeahntes Glücksempfinden bringt, so läßt sich ermessen, von welch unendlichem Leid und Weh ein solches armes Menschenherz gepackt wird, das in sich eine Leidenschaft empormachsen sieht, die es nicht niederzukämpfen vermag.

Magdalene litt unsäglich, und ihr ganz fremde Zustände ergriffen sie.

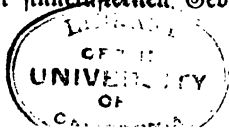
In dem ängstlichen Bestreben, niemandem einen Einblick in ihr Inneres zu gestatten, immer Ruhe und Kaltblütigkeit zu wahren, verzehrte sie sich. Das Mitleid, das sie mit dem Manne empfand, der hochherzig ihrer sich angenommen, rang mit der Bitternis, eine Fessel zu tragen, die ihr von Tag zu Tag unerträglicher wurde.

Soviel sie ihr Hirn marterte, sie fand keinen Ausweg aus dem Labyrinth, in das sie ein tückisches Schicksal geschleudert hatte.

Sie begehrte ihn heiß und empfand es theils als eine Erniedrigung, daß er von dem, was in ihr vorging, nichts zu ahnen schien, theils erfüllte sie es mit einer gewissen Genugthuung, ihr Geheimnis angstvoll zu verbergen — Widersprüche, in denen sie ihre Seele auftrieb, das Gleichmaß ihrer Kräfte verlor . . .

Es graute ihr aber vor diesen bangen — bangen Nächten, wo sie endlich von Erschöpfung und Müdigkeit überwältigt, sich ausschweifenden Phantasieen preisgegeben sah, die wie ein äzendes Gift den Prozeß, der sich in ihr vorbereitete, beschleunigen halfen.

Sie glied in ihrem Liebeswahnsinn jenem Typus von Frauen, der in der Ophelia seinen dichterisch größten Ausdruck gefunden hat. Ihr keusches, jungfräuliches Empfinden sah sie plötzlich von finnelüsternen Gedanken zerseht.



Sie hatte versucht, in einer fieberischen Thätigkeit Ruhe zu finden, aber der Widerwille, den sie jeder Arbeit von vornherein entgegenbrachte, ihr angeborener Trägheitsfönn ward nur noch gesteigert durch die nervöse Hast, mit der sie jedes Ding in Angriff nahm.

Sie dachte auch daran zurück, wie all das Leid ihr erspart geblieben wäre, wenn sie damals in ihrer Not, wo sie durch die Straßen der Großstadt herumgeirrt, den Mut besessen hätte, ihrem Dasein ein Ende zu machen. Aber des Wankenden und Schwankenden ihrer Natur, die sich zu solcher That nicht aufzuraffen vermochte, ward sie sich auch jetzt bewußt, wo sie zum andern Mal mit Sterbegebanken sich herumtrug.

Nein — nein — nein — sie mußte sich an dieses Leben klammern, sie sprach das nicht aus, sie dachte es nicht klar, aber doch erfüllte es den Kreis ihrer Vorstellungen, daß es ein Genießen gäbe, wo man erst eigentlich zu Leben anfing.

Wenn sie in dem Blatte, das der Pfarrer hielt, von Selbstmord las, und wie zwei Menschen aneinander gefettet im Tode sich vereinten, weil ihnen das Leben jede Möglichkeit dazu benommen, so erschauerte sie, das dünkte sie eine Riesenthät.

Die Todesfürcht packte sie. Ihr würde die Erde nicht leicht werden — diese kalte, feuchte Erde — ihr mit ihrem heißen Wollen.

Sie glaubte aber an einem Abgrund einherzuschreiten, wo es nur eines leisen Stoßes bedurfte, um sie in die Tiefe zu schleudern.

Und in ihrer hellen Verzweiflung begann sie ganz vorsichtig die Bande zu lösen, die sie an Pflicht und Sitte fesselten.

Warum, fragte sie sich, gingen Liebende in den Tod — warum besaßen sie nicht die Kraft, allen Hemmnissen und der Welt zum Trotz, ihr gegenseitiges Recht geltend zu machen. Und dann schien es ihr im Grunde muthiger, diesen Kampf mit aller Energie zu führen, wo endlich der Sieg für alle Leiden reich entschädigen mußte, als feigfinnig in die Nacht und Finsternis zu fliehen.

Wenn sie aber solchermaßen leidenschaftlich und gewaltsam Knoten auf Knoten zerhieb, dann wieder ward sie in unsagbaren Jammer zurückgeschleudert, wenn sie des Pfarrherrn gedachte, der so ruhig neben ihr herschritt, sicher in jeder seiner Bewegungen, höflich, mitunter auch herzlich, wie es ihr verwandtschaftliches Verhältnis mit sich brachte, aber nie . . . und doch . . . zuweilen . . . aber das . . . das . . . waren ihre Einbildungen — ihre hellseherischen — krankhaften Träume.

Eine Zeit lang, unmittelbar als Gerhart sie verlassen, hatte sie geglaubt, alles würde sich zum Guten wenden, die Einsamkeit und Stille würden ihr die Seelenruhe wiedergeben.

Und wenn die Glocken des Dorfes in der Frühe, des Mittags und des Abends klangen, und wehmütige Stimmung sie überkam, so hoffte sie, sie würden auch ihr den Frieden läuten, dem sie sich bang entgegensehnte.

Ein paar Tage war sie ruhiger — aber dann . . . dann . . . Und gerade diese Einsamkeit und Stille war es, die sie schürte und trieb.

Hier auf diesem weltverlassenen Flecken, im Verkehr mit den kleinstädtischen, verbauerten Existenzen der benachbarten Kreisstadt, wo ihren Sinnen jeder Wechsel fehlte, und ihr Hauptumgang aus einigen Pastorenfamilien der Nachbarschaft und dem weiterblickenden Bürgen bestand,

mußte sich naturgemäß ihr entfachtcs Gemüt mit aller Macht auf das einmal in Angriff genommene Ziel richten.

Der Kreisphyſikus, deſſen Verkehr ſie mit Angſt entgegengeſehen, ließ ſie unbeachtet und in Frieden; nur zuweilen ſchien er mit ſeinen geſchlißten Augen von unten herauf ſchielende Blicke auf ſie zu werfen, ſo daß ſie ſich jedesmal auf die Lippe biß, um ihre grundloſe Furcht vor dieſem Menſchen zu bergen.

An Frau Johanna ſchmiegte ſie ſich mit ſchlangehaftem Roſen und war gegen ſie von einer ſolchen Beſcheidenheit und Zärtlichkeit, daß die gutmütige Frau, die mit ihren kleinen Sorgen zu ſehr beſchäftigt war, um über des Mädchens Stimmungen auch nur eine überflüſſige Viertelſtunde zu grübeln, eine herzliche Neigung zu ihr faßte und vertrauensſelig all ihre Kümmerniſſe ihr erzählte. In ihrer Naivität deutete ſie Magdalenens bleiches Ausſehen und ihre plöbliche Traurigkeit und Beſtimtheit auf den Trennungſchmerz und die Sorge um Gerhart.

Sie ſuchte dann ſie redſelig zu tröſten, ohne auch nur im leiſeſten zu ahnen, welch Unheil ſie damit zu Wege brachte.

Als ſie jetzt das junge Mädchen verlaſſen und Magdalene, nun ſtill vor ſich hinbrütend, des Jammers gedachte, den ſie in den verfloſſenen Wochen durchlebt und dann plöblich Frau Johanna lei bhaf tig vor ſich ſah, mit der ſie nicht aus irgend welch bewußter Abſicht, ſondern aus dem Inſtinkte ihrer Frauennatur heraus ein ſo niederträchtiges Spiel trieb, verzerrte ſie in eigentümlichem Lächeln ihre Züge. —

Sie schämte sich einen Augenblick, dann ließ sie die Hände von ihrem Gesicht fallen, breitete sie platt auf dem Schoße aus und schüttelte den roten Kopf.

Sie begriff sich selbst nicht mehr in dem Auf und Nieder ihrer Gefühlsäußerungen.

Sie glich einem Steine, der in's Rollen geraten war und nun aufenthaltslos von der Höhe herabstürzt.

Sie trat vor das Fenster und preßte ihre Stirn an das Glas, als wollte sie sich fühlen.

Dann öffnete sie es vorsichtig und beugte sich hinaus.

Die Sonne senkte sich bereits; denn später Nachmittag war es.

Vor dem Pfarrhause stand ein Fliederbaum, der krumm und schief gewachsen, sich vornüber beugte, als wolle er jeden Augenblick zur Erde sich senken. Von dem drang der Duft der Blüten zu ihr herüber — und sie sog ihn ein mit geschlossenen Augen und halbgeöffnetem Munde.

Nun streckte sie die Arme über den Kopf und kammerte sich an das niedrige Fensterkreuz, dabei trat sie einen Schritt zurück, als gälte es die Glieder zu weiten.

Ihr Blick schweifte über das Dorf, wie es dalag in einer Thalsenkung und mit seinen schmucklosen, kleinen Häusern, seinen verwitterten Strohdächern einen gar armseligen Anblick bot. Und sie dachte über das Leben dieser Leute nach, die von früh bis spät herumwirtschafteten und nicht eher rasteten, als bis der Abend angebrochen war, um dann müde, mit ihren zerarbeiteten Körpern das lange Mahl zu sich zu nehmen. Und wie des Sonntags die Männer im groben Feiertagsrock, die Frauen in ihren bauschigen, breit abstehenden Röcken, den Bellerinen und den hutartigen Hüten in der Kirche sich versammelten, nicht etwa um die Predigt des Pfarrers zu

hören, sondern um von den Mühsalen der Woche sich zu erholen und in aller Ehrbarkeit im Gotteshause ihr kleines Schläfchen abzuhalten.

Mit den ersten Klängen der Orgel nickten diese guten Leute ein, um erst wieder zu erwachen, wenn die Predigt zu Ende war, und von neuem die brausenden Töne erschallten.

Wie Magdalene das alles jetzt in den Sinn kam, und sie an diesem eisernen, zähen Fleiße, der keine Rast und Ruhe während der Werkeltage kannte, ihr eigenes Treiben maß, erfüllte sie eine traurige Bitterkeit.

„Warum bin ich, wie ich bin“ — fragte sie sich bekümmert „und warum . . .“

Sie wandte sich jählings um . . . die Arme sanken ihr schlaff herab, ein brennendes Rot auf ihrem Gesicht — starrte sie dem Pfarrherrn entgegen, der angezogen mit einem langen, schwarzen Gehrock, einen mit Tuch überzogenen Hut auf dem Kopfe, die Thür geöffnet hatte.

Sie zitterte am ganzen Körper und glaubte das Gleichgewicht zu verlieren. Dann stützte sie sich mit der geballten Rechten auf das Fensterbrett.

„Habe ich Dich erschreckt?“ fragte er.

Eine kurze Weile blieb sie bewegungslos, dann: „Ja . . . ja . . . wahrhaftig!“

„Ich will noch einen Gang nach meinem Ader machen und sehen, wie es mit dem Korn steht — willst Du mit, Magdalene?“

Sie schüttelte den Kopf, während sie doch den brennenden Wunsch hatte, ihn zu begleiten.

„Komm mit!“ bat er, „sieh, das wird Dich ablenken.“

„Ich müßte mir erst meinen Hut holen,“ gab sie zögernd zur Antwort.

„Gut, so warte ich,“ erwiderte er.

Sie eilte ohne ein Wort hinaus.

Auf dem Flur begegnete ihr Frau Johanna.

„Wohin so eilig?“ fragte diese.

„Mit Arnold auf das Feld!“

„Recht so!“ meinte Frau Pastor.

Und da ihr Knabe hinter ihr schritt, fragte sie ihn, ob er mit wolle.

„Ich will bei Dir bleiben,“ entgegnete Erich kurz, und Magdalene stürmte an ihnen vorüber.

In ihrem Zimmer angelangt, riß sie in einer plötzlichen Laune sich die Kleider vom Leib, holte ein leichtes battistartiges Gewand hervor, das weiß und durchsichtig — von blauen Blüten durchzogen war, und machte blizschnell vor dem Spiegel Toilette. Ein weißer Spitzen-einfaß, der vom Halse bis zum Busen reichte, und durch dessen Rand aus schmalem Bande Schleifchen von derselben matten Farbe gezogen waren, ließ ihre schimmernde Haut hervorleuchten.

Sie setzte einen breiten Sommerhut auf, der mit Farrenkraut und ein paar müden Rosen garniert war, die im Entblätterungsproceß begriffen, ein naturähnliches Aussehen hatten.

Dann stürmte sie hinunter.

„Da bin ich schon!“

Ein leises „Ah!“ entfuhr seinen Lippen.

„Jetzt müßte Dich Gerhart sehen,“ sagte er in ehrlicher Bewunderung.

Er bemerkte nicht, wie sie ihr Gesicht abseits wandte, und ihre Züge finsterer wurden.

Aus der Thür schritten sie nun ins Freie — schweigend.

Bald hatten sie die wenigen Häuser des Dorfes hinter sich, und weites Acker- und Wiesenland bot sich ihren Blicken.

Auf einer Rasenstrecke lag zum Trocknen gebleichte Wäsche ausgebreitet, die ein leiser Wind hin und wieder in die Höhe blähte.

Sie sah auf die weiße Fläche, und ein Beben ergriff sie.

Nun blickte sie starren Auges in den blutroten Sonnenball, dessen eine Hälfte von einer schwebenden Wolke umhüllt war.

Unter dem Glanze der Sonne nahm das wogende Korn, an dem sie vorüberschritten, einen rötlichen Schimmer an, und in seinem Gegensatz zum braunen Sauerampfer und gelben Federich, der hier in ganzen Strecken wucherte, erzeugte es eine eigenartige Stimmung. Dazwischen blaue Kornblumen, die diesem Bilde einen lebendigen Ton verliehen. Am Horizonte aber rings um die Sonne feine Streifen von dumpfem Grau, von zartem Rot, von leichtem Blau. Und in der ganzen Natur bereits jener süppige, frauenhafte Zug, der sich betäubend auf die Nerven legt.

Sie wußte nicht, was sie that, aber von ungefähr ergriff sie seine Hand und blickte ihn mit ihren glänzenden Augen an, halb in frommer Demut, halb in sinnlicher Erregung.

Sie sprach kein Wort, sie drückte nur seine knochige Hand.

Und plötzlich ließ sie dieselbe fahren und wich zur Seite.

Das alles verwirrte seine Sinne, daß er keines Lautes mächtig, die Hände kreuzartig über einander legte, das Haupt rückwärts beugte und von den letzten Strahlen der purpurnen Sonne sich treffen ließ.

Und auf einmal hatte er dasselbe Gefühl, wie an jenem letzten Abend, den Gerhart in seinem Hause zugebracht, und wo Magdalene, ohne ihm die Hand zu reichen, das Zimmer verlassen hatte.

Er wurde unruhig — beinahe ängstlich.

Jetzt stand er still und blickte über das weite Feld, das ihm zu eigen war.

„Das Getreide steht gut,“ sagte er mit schwerer Zunge. Und nachdem noch einmal sein zerfahrener Blick über den Acker geflogen war: „Komm — laß uns nach Hause gehen.“

Nun wartete er eine Weile ihrer Antwort — sie aber schwieg beharrlich.

Sie hatte den Hut von ihrem Haar gelöst und ließ ihn in der Luft flattern.

„Was mir nur ist,“ sagte er auf einmal, mehr in sich verloren, als zu Magdalene gewandt.

Und während er mit seinen muskulösen Armen in rhythmischen Bewegungen in der Luft herumfuhr, als wäre er im Wasser und triebe seinen Körper, war Magdalene plötzlich mehrere Schritte vorgerannt und beugte sich auf den Knien zur Erde nieder.

„Herr Gott . . . Herr Gott . . .“ rief sie leise, „so sieh nur Arnold.“

Nun bückte er sich ebenfalls herab.

„Was giebt's denn?“ fragte er mit unsicherer Stimme, die in ihrem zitternden Klange in ihr widerhallte.

„Da schau“ — sagte sie tief bewegt.

Mitten im Grase lag ein Nest mit grau gepunkteten, kleinen Eiern, die sie mit brennenden Augen betrachtete.

„Sieh nur!“ Sie faßte ihn wiederum am Handgelenk, ohne daß er ihrer Berührung sich entzogen hätte.

„Um Gotteswillen — nur nicht atmen,“ sagte sie leise.

„Aber warum nicht,“ fragte er in demselben Ton.

Sie sah erstaunt und zweifelnd zu ihm empor.

„Das weißt Du nicht?“ gab sie zurück, „daß, wenn ein Hauch die Schalen trifft, die Alte das Nest verläßt?“

„Nein,“ erwiderte er stoßend.

Die Wärme, die von ihrem Körper ausging und zu ihm drang, die weiche Berührung ihrer Hand verfeßten ihn in eine schwüle Stimmung.

„Die Alte kommt — schnell fort!“

Sie ließ seine Hand frei und zerrte ihn am Ärmel hinweg.

Und nun, neugierigen Kindern gleich, beobachteten sie, wie eine Lerche sich zu ihrem Jungenneste sich herniederließ.

Einen Augenblick verweilte die Alte und irrte mit den kleinen Augen umher, als wollte sie sich überzeugen, ob von keiner Seite ihrer noch in der Hülle verborgenen Brut Gefahr drohe. Dann ließ sie sich ruckweise in die Höhe gleiten und oben in der Luft schwermütige Weisen erschallen.

Da empfanden sie beide einen tiefen Zusammenhang mit sich und der stillen Natur und erschauerten — und keiner wagte Wort noch Blick.

Dieses kleine Lerenest wob zwischen beiden ein Empfindungsnetz, dessen Fäden sich bereits zu engen Maschen verknüpften.

Der Pfarrerherr fühlte etwas in sich regen, das ihm so fremd, so völlig neu war.

Aber in seiner naiven Denkweise meinte er, daß der soeben wahrgenommene Werdeprozeß, der Magdalene so tief gerührt hatte, und die weite, blühende Gottesnatur, eine unberührte Seite habe in ihm erklingen lassen, durch die seinem religiösen Wesen eine neue Weiße sich mitteilte. Und gerade den beklemmenden Druck, den er dabei verspürte, legte er sich als einen Trieb seiner tief eingewurzelten Demut aus, die wieder zum Durchbruch kam, jetzt, wo er in jedem Halm auf dieser weiten Ebene die göttliche Allmacht und die eigene Unzulänglichkeit zu erkennen glaubte.

Er wähnte sich reiner und besser und hinweggetragen über alles Niedrige und Gemeine.

Er gefiel sich aber in seiner mürrischen Demut und hatte das Bedürfnis, von sich zu geben, was ihn, wie er meinte, bis in's Innerste erschütterte.

Dieses große Kind, das am Scheidewege seines Lebens stand, ahnte in diesem Augenblicke noch nicht im entferntesten den Konflikt, der sich in seine Brust gesenkt und Wurzeln zu schlagen begonnen hatte.

Seine Mienen waren plötzlich tieftraurig geworden, und ein feines Blaß hatte sich über sie gebreitet.

„Magdalene,“ sagte er mit seiner weichen, jetzt vor Erregung bebenden Stimme, „glaube mir, das Einzige, was in unserem Leben Wert hat, das ist die Demut, die Selbsteinkehr der Glaube an eine höhere, bessere und reinere Macht. Ich weiß recht wohl,“ fuhr er leiser fort, „modern ist solcher Glaube nicht, und wie Sie sagen, all die gelehrten Herren — ein Lügenbekenntnis für die schwachen Geister. Als wenn die Lüge soviel sittliche Kraft in sich trüge, um eine solche Kulturmacht, einen solchen Kulturwert schaffen zu können.“

Er hielt inne, dann mit gesenkter Stimme: „Nur durch sich selbst erfährt man Förderung, nur durch sich selbst kann man dies Dasein sich daseinsmöglich gestalten. Selbstkritik, schonungslose Selbstkritik — das ist der Hebel, den wir fortwährend in Bewegung setzen müssen. An unser Thun den denkbar strengsten Maßstab legen, so daß die Scheelsucht der Anderen uns nicht zu treffen vermag und wir, unsere eigenen Richter, jene Ruhe und Lauterkeit der Gesinnung erreichen, die allein als gültiges Gut und Merkzeichen eines sittlichen Menschen gelten darf.“

Er hatte warm und herzlich gesprochen, in aufwallendem Gefühle, selber bewegt von dem, was er gesagt. Nun schwieg er, tief aufatmend.

In Magdalene aber hatten seine Worte die gemischtesten Empfindungen hervorgerufen.

Mit ihrem feinem Ohre glaubte sie aus dem Tone, in welchem er sprach, eine sinnliche Färbung heraus zu hören, die ihr, dem Weibe galt, während der Inhalt seiner Rede sie abstieß.

Sie fühlte, daß er an eine eherne Moral gefesselt war, die ihn über das Irdische gewissermaßen emporhob und eine unübersteigliche Klust zog zwischen dem begehrenden Weibe und dem priesterlichen Manne, der an so ernste, strenge Grundsätze gebunden war.

Und da er jetzt stumm und beinahe feierlich zu ihr empor sah und mit dem Tuche sich über die Stirn fuhr, bemerkte er auf ihrem Antlitze jenes leise, lockende Lächeln, das die Frauen in bestimmten Lagen hervorzubringen wissen, wenn ihr Blut bereits von der Luft vergiftet ist, und sie unbewußt den Kampf begonnen haben. Dabei glänzten

ihre Augen thränenfeucht, als stünde sie noch unter dem Eindruck seiner Worte.

Er wurde durch diesen ihren Gesichtsausdruck ganz verwirrt, er fragte sich, ob dieses Lächeln in ihren Augen oder auf ihrem Munde zu lesen sei — und schlug unwillkürlich den Blick nieder.





X.

„Guten Abend, Frau Pastor!“
„Frau Johanna, die am Fenster saß, einen Haufen zerrissener Strümpfe vor sich, zuckte empor.

„Guten Abend, lieber Doktor, einen so zu erschrecken, wie häßlich!“

„Na, na,“ sagte Bürsen und zog sich langsam seinen grauen Überzieher aus, den er auch bei der größten Wärme niemals von sich ließ, „so schlimm wird's doch am Ende nicht gewesen sein. Seit wann sind Sie denn nervös?“

Dabei schob er sich seine Brillengläser zurecht, warf Mantel und Schlapphut auf den nächsten Stuhl und ließ sich auf dem Sofa nieder, während er die Füße lang vor sich ausstreckte.

„Wo steckt Ihr Herr Gemahl?“ fragte er nach einer Weile.

Er hatte sich unterdessen seine Cigarre in Brand gesetzt mit jener behäbigen Ruhe und Sicherheit, als befände er sich in seinem eigenen Hause.

„Arnold ist mit Magdalene und Erich auf dem Felde,“ antwortete Frau Johanna, „aber sie müssen — danke schön!“ unterbrach sie sich, da Bürsen aufgestanden war, um ihr das herabgefallene Knäuel aufzuheben.

„Wie gesagt, sie müssen in jedem Augenblick zurück sein!“

Lürsen klappte das eine Bein über das andere, blies in qualmigen Ringen den Rauch von sich und schwieg eine Zeit lang; dann bemerkte er trocken: „Diese Spaziergänge scheinen jetzt auf der Tagesordnung zu stehen.“

„Allerdings, lieber Doktor,“ entgegnete Frau Johanna.

„Nun, ich habe nichts dagegen, man braucht bei einer unschuldigen Frage nicht gleich so paßig zu werden, verehrte Frau!“

Johanna lachte kräftig. „Was Sie mir da wieder einreden — Sie sind wirklich ein sonderbarer Mensch!“

Der Doktor that auf einmal, als ob ein Husten-anfall ihn ankäme.

„Bin ich das wirklich,“ sagte er endlich und strich sich mit den fünf Fingern der Rechten das Haar aus der Stirn.

„Sagen Sie mal,“ begann er dann ganz unvermittelt, „wie gefällt Ihnen denn eigentlich Ihre junge Schwägerin — und harmonieren Sie mit ihr?“

Johanna hielt erstaunt in ihrer Arbeit inne.

„Was Sie alles zusammenfragen, Doktor,“ entfuhr es ihr etwas brüsk; denn die Art seines Examiniereus hatte sie peinlich berührt.

„Übrigens,“ fuhr sie gutmütig fort, „kommt es mir so vor, bester Lürsen, als wenn Sie etwas gegen Magdalene hätten.“

Lürsen lächelte eigentümlich und zog beide Schultern in die Höhe.

„Wenn Sie glauben,“ sagte er mit nachdrücklichem Tone, „daß ich gegen Fräulein Dornis irgend eine Abneigung empfinde, so irren Sie, Beste der Frauen.“

Johanna sah ihn fragend an.

„Aber ihr ganzes Benehmen,“ bemerkte sie zaubernd, „weckt doch jedenfalls den Schein, als ob — und Magdalena selbst —“

„Was giebt's mit Mag was meint das Fräulein selbst,“ fiel er ihr hastig in die Rede und beugte seinen dünnen Oberkörper etwas vor, während er auf Sekunden seine Selbstbeherrschung verlor.

Frau Johanna schüttelte den Kopf: „Wie Sie das interessiert, Herr Doktor.“

Er preßte die Lippen auf einander und nahm einen stumpfen Gesichtsausdruck an.

„Finden Sie meine Cigarre gut?“ fragte er in trockenem Tone und zog dabei seine Stirn in unzählige kleine Falten.

„Hören Sie, Herr Doktor, Sie sind mir ein zu listiger Fuchs, mit Ihnen laß ich mich nicht ein, ich glaube beinahe, Magdalena hat Recht.“

„Wenn ich nur wüßte, werter Freundin, worin,“ warf er ungeduldig hin.

Frau Johanna verzog ihre Mundwinkel.

„Wenn Sie schwören, das für sich zu behalten,“ sagte sie scherzhaft, „will ich's Ihnen sagen.“

Lürsen richtete sich in seiner ganzen Länge empor, und indem er Frau Johannas Pathos noch zu steigern suchte und den Zeige- und Ring-Finger in die Höhe hob: „Also ich schwöre, reinsten Mund zu halten.“

„Schon gut . . . schon gut — hören Sie nur auf! Und zur Strafe erfahren Sie jetzt die ganze Wahrheit. Also Magdalena sagt, Sie wären ein sogenanntes, stilles Wasser, und vor Ihnen hätte sie geradezu Angst!“

Der Kreisphysikus holte sich eine Weichspitze aus der Hosentasche, in die er den Rest seiner Cigarre steckte.

„A propos — von der Frau Bürgermeister auch 'nen schönen Gruß — sie ließe sich für das Rezept bestens bedanken,“ bemerkte er in lässigem Konversationston.

Sie nickte flüchtig.

Stille! Dann: „Wo die nur heute stecken, ich begreife garnicht um die Zeit —“

„Man kann sich doch verspäten,“ wandte Lürsen ein, der an das Fenster getreten war und die Dorfstraße entlang blickte.

„Übrigens eine Frage,“ wandte er sich in gleichgültigem Tone wieder an sie, „hat Ihr Mann etwa die Absicht, Bornhof zu verlassen?“

„Wie kommen Sie denn auf die Idee?“ fragte sie erschreckt.

„Sehr einfach — die Leute in Dürenfurt sind der Meinung, daß um dessentwillen regelmäßig alle vierzehn Tage Briefe nach Berlin an Brückner und Kögel wandern.“

Frau Johanna wurde hochrot.

„Diese Niedertracht“ — brachte sie mühsam hervor, „nein diese Niedertracht — in meinen Briefen herumzuspionieren und in der Stadt breitzutratschen, mit wem ich correspondiere.“

„Aha!“ sagte Lürsen satirisch, „Sie also wollen aus Bornhof fort, und Sie sind die Schreiberin,“ dabei trat auf seine Lippen ein verkniffenes, ironisches Lächeln.

„Ich bitte Sie, meine liebe Frau Pastor,“ sagte er spöttisch, „mit den Leuten nicht so streng in's Gericht zu gehen — in Dürenfurt liegen nicht so viel wichtigere Dinge vor, als daß man Ihr Haus außerhalb des Spielplans liegen lassen könnte. Und der arme Postmeister, mein Gott und Vater, wenn er es mit der Frau Bürger-

meister nicht verderben will, so muß er eben beichten, was innerhalb seines Reiches sich abspielt.“

Nun schwieg er.

Sie aber sah mit unsicherem Blick zu Boden.

Dann: „Sie glauben gar nicht, wie fatal mir das ist. Nämlich . . . wenn ich selber nicht was thäte . . . Arnold ist im ganzen Leben dafür nicht zu haben nein dieses Klatschmaul von Postmeister und dieses neugierige Weib. Was soll ich denn nur thun, daß er nichts davon erfährt?“ schloß sie kläglich.

Statt aller Antwort nahm Lürsen einen Stuhl und rückte ihn dicht zur Pfarrfrau heran.

„Wenn ich Ihnen einen Rat geben soll,“ sagte er ernst, und seine Mienen hatten in diesem Augenblicke nichts Überlegenes, drückten vielmehr reines Wohlwollen aus, „so bestände er darin, nicht hinter Ihres Herrn Gemahls Rücken Schicksal spielen zu wollen — das Frau Pastor, führt zu nichts Gutem!“

Frau Johanna wehrte ab.

„Lieber Freund,“ — sagte sie elegisch, „das ist nun einmal nicht zu ändern, denn da er nichts, rein nichts thut, so muß ich schon dafür sorgen, daß er nicht in diesem Krähwinkel bei seinen Philosophen mir versauert.“

„Wem nicht zu raten ist, Frau Pastor — na, den Schluß kennen Sie ja; im übrigen, des anderen wegen brauchen Sie sich nicht zu ängstigen. Die Leute werden sich hüten, zu Ihrem Manne davon zu reden. Merken Sie sich, beste Freundin, eine gültige Regel, wenn ein Klatsch sich breit macht, erfahren es die Beteiligten gewöhnlich erst, wenn die Katastrophe erfolgt ist.“

Er sah sie mit halb zugekniffenen Augen einen Moment scharf an und wandte ihr den Rücken.

„Was ihre Privat-Correspondenz aber anbelangt,“ nahm er süffisanten Tones das Wort wieder auf, „so würden Sie in der Folge gut thun, anstatt in den Postkasten, immer in den laufenden Zug Ihre Briefe zu werfen — dann sind Sie geschützt.“

„Da haben Sie wahrhaftig Recht,“ entgegnete sie, „so ist es in der That am einfachsten — ich, in meiner Vertrauensseligkeit —

„Das soll man nie — nie sein,“ warf Kürsen dazwischen.

„Herr Doktor, die Geschichte wird mir eine Lehre sein.“

„In diesem Falle,“ sagte der Kreisphysikus nachdenklich, „würde ich mich aufrichtig des kleinen Zwischenfalles freuen.“

„Sie zweifeln, daß ich vorsichtiger sein werde?“

Der Kreisphysikus bekam wieder einen Hustenanfall und blieb die Antwort schuldig. Und bevor noch Frau Pastor etwas erwidern konnte, hörten sie Schritte — Stimmen — Geräusch — und Magdalene, Arnold und Erich traten in die Thür.

„Mutter!“ schrie Erich und übertönte jede Begrüßung, „was wir gesehen haben, denk dir nur — und gestern konnte man noch nichts — garnichts — Dunkel Doktor, dir muß ich's auch zeigen,“ zerschnitt er seine Rede, während er vor Erregung nur so glühte.

„Aber so sprich doch, mein Jung!“

Und nun kam's heraus.

„Ein Nest mit kleinen Vögeln — wenigstens sechs, Mutter, und die Schnäbel haben sie aufgerissen, so weit, Mutter, und ganz dicht neben einander lagen sie — ach Gott, es sah zu hübsch aus. Aber weißt du — ganz

wenig Federn — die kleinen Köpfe sahen so nackt aus — und nach der Alten haben sie gepiept.“

Er hielt erschöpft inne.

„Kosloffal!“ sagte Lürsen, der mit Magdalene gerade ein paar Worte wechselte, „natürlich mußt du mir das zeigen.“

Dabei blickte er nach dem Pfarrherrn, auf dessen Zügen er eine gewisse Unruhe wahrzunehmen glaubte.

„Herrschaften,“ rief Frau Pastor, „jetzt wird der Tisch gedeckt, „wenn ihr euch inzwischen im Garten oder sonst wo“

Magdalene war bereits mit einem Sprunge zur Thür geeilt.

„Ist's gefällig?“ fragte sie und öffnete sperrangelweit.

Lürsen nahm den Knaben an die Hand und schritt voran.

Der Pfarrherr und Magdalene folgten.

Sie schritten über den Hof, wo die Hühner ihnen gackernd entgegeneilten und an den verräucherten Scheunen vorbei, die so morsch und wackelig dastanden, als müßte sie der erste Sturm über den Haufen werfen.

Die Magd zog gerade frisch gewaschenes Zeug auf Leinen, und der Hund, der ein paar Käzchen in einen Haufen dürerer Zweige gejagt hatte, die in einem Winkel aufgetürmt dalagen, kam ihnen entgegengekläfft.

„Ruf dich, Nimrod!“ rief der Pfarrherr.

Arnold öffnete das niedrige Gitter, und an den Rosenbeeten vorbei, die in voller Blüte prangten, schritten Sie auf die geästete Laube zu.

„Ah — das ist doch eine Pracht,“ sagte Lürsen und ließ seinen Blick über den Garten gleiten, der ein wildes und eigenartiges Gepräge hatte.

Da waren rote, weiße und gelbe Akazien, die in der Luft wie Schmetterlingsflügel, vom Winde leise bewegt, hin- und her sich wiegten, umschlossen vom Lebensbaum, der Cypresse und Trauerweide. Ein stimmungsvoller Anblick von wehmütigem Grundton! Und da — da prangte der Rot- und Weißdorn und inmitten von beiden absterbender Flieder, und ihnen gegenüber die düstere Blutbuche, die lichte, gelbe Sommereiche und wieder Weißdorn. Ringsherum Obstbäume und Gemüsebeete und wild verwachsenes Strauchwerk. Dabei die Wege so schmal, daß kaum zwei Menschen neben einander gehen konnten.

„Ja, hier ist's schön,“ sagte Arnold und blickte zu Boden.

„Man kann hier melancholisch werden, nicht Fräulein?“ fragte schnarrend Lürsen.

Magdalene drückte ihre weißen Zähne in die Unterlippe, verschränkte ihre runden Arme, und mit einer problematischen Miene suchte sie jenen Blick statt aller Antwort aufzufangen.

„Du Onkel — ich muß dir mal was zeigen,“ sagte Erich, dem die Zeit bereits lang zu werden drohte.

Und der Kreisphysikus erhob sich gutmütig: „Komm mein Jung!“ sagte er.

Arnold stand hastig auf.

Eine bleierne Bangigkeit besiel ihn seit seinem ersten Spaziergange auf das Feld jedesmal, wenn er mit Magdalene allein war.

Und doch hatten sie Tag für Tag den Gang wiederholt und jedesmal, von ihren Sinnen getrieben, beim Lerchenneste Halt gemacht.

Er hatte aber aus einem unbestimmten Gefühl heraus immer seinen Knaben mitgenommen, in dessen Gegenwart er sich freier fühlte.

Diese Spaziergänge lasteten wie ein Druck auf ihm und waren ihm andererseits zum innersten Bedürfnis geworden.

Nicht als ob er zu jenen Menschen zählte, die sich gern reden hören, aber er empfand ein geschmeidiges Lustgefühl, wenn er an ihrer Seite schritt und aus dem Vorne seines Wissens und Empfindens schöpfen durfte, während sie mit ihren glänzenden, farbigen Blicken ihn zuhörte.

Er sprach dann so aufwallend, daß er über sich selbst in Staunen geriet.

Er schrieb ihr aber geheime Weckkraft zu, die auch auf ihn belebend wirkte.

Und doch war sie in keiner Hinsicht produktiv; sie gab ihm weniger aus sich heraus Anregungen, als daß sie ihn durch ihren stummen Beifall reizte.

Er aber war zu schlicht und in Dingen der Liebe zu unerfahren, um das, was in ihm vorging, zu begreifen. Er ahnte nicht einmal, daß dieses Weib, das neben ihm schritt, einen tollen Kampf gegen ihn führte, ihn mit ihren Blicken lockte und liebte.

„Komm!“ sagte er.

Sie war wie im Taumel der Sinne.

Immer noch die Arme verschränkt, immer noch den gleichen Gesichtsausdruck mit den vorgeschobenen Zähnen trat sie dicht vor ihn hin.

Ihr Kopf war wie eine überheizte Maschine, die vor Blut jeden Augenblick zu zerspringen drohte.

Nun suchte sie ihren Blick, mit denen sie all die Tage ihn umwoben und umworben, in ihn hineinzubohren.

Und da geschah es, daß der Pfarrherr plötzlich die Farbe wechselte, daß er auf einmal das Gefühl hatte, als stünde er auf wankendem Moorboden und müßte unter-sinken, erbarmungslos.

Er starrte sie an, als hätte er eine Erscheinung vor sich, er maß jede Linie ihres Gesichtes, während seine Pupillen sich erweiterten und in geradezu unheimlicher Weise immer größer und größer wurden, daß sie schließlich beinahe das ganze Auge ausfüllten. Diese grauen, hellen Augensterne schienen plötzlich ein förmlich durch-sichtiges Aussehen zu haben.

„D . . . d . . . d . . . du . . . w . . . w . . . was thust Du?“ stotterte er fassungslos.

Sie wurde blutrot, als sie seine hilflose Haltung sah, und ein unsägliches Mitleid, das ihr fast die Thränen in die Augen trieb, und eine grausame Lust, in der sie fühlte, wie das Blut ihr wogte, ihr junges, lebendiges Blut, packten sie.

Sie hob sich auf den Beinen, ließ die Arme sinken und ließ keinen Blick von seinen Zügen, auf denen sie einen Ausdruck zu lesen meinte — einen Ausdruck, nach dem sie mit all ihrer schäumenden Begehrlichkeit in un-klaaren Vorstellungen geradezu gelehzt hatte.

Dann ruckartig über und über erglühend, wandte sie ihm den Rücken und jagte davon.

Er wollte aufschreien, aber die Kehle war ihm wie ausgetrocknet. Er blickte ihr in leisem Stöhnen nach, und eine tödliche Angst überfiel ihn.

Er sank auf die Bank und hüllte sein Angesicht.

„Allmächtiger Vater!“ stammelte er und faltete fromm die Hände.

Er schlug fröstelnd die Augen nieder, und eine Beklemmung, die ihn schnürte und würgte, überkam ihn.

„Herr Gott,“ schrie er auf einmal auf, und seine Züge waren grau wie Asche, „Sie . . . Lürsen . . . Sie . . .“

Er hatte ihn nicht kommen hören und empfand jetzt bei seinem unvermittelten Anblick einen quälenden Schmerz.

Des Kreisphysikus Miene war unbeweglich.

„Es wird kühl,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „kommen Sie — lassen Sie uns hineingehen.“

Arnold folgte willenlos.

Als sie wieder im Hofe waren, knallte Friß Krüger mit der Peitsche, der eben mit dem heubeladenen Wagen durch das geöffnete Thor hereingefahren kam.

Der Duft des gemähten Grases drang dem Pfarrherrn in die Nase und weckte ihn gleichsam.

Er nickte dem Knechte zu, der seine Mütze zog, wischte sich mit dem Taschentuch die Stirn, und in dem unbewußten Drange, jetzt irgend etwas sprechen zu müssen — in diesem Drange, in dem wir eine peinliche Stimmung vor einem Anderen verschleiern zu müssen glauben, auch wenn wir längst durchschaut sind, sagte er: „Einen Hunger aber habe ich, der kaum zu stillen ist.“

Bei diesem Nachtmahl bestritten der Kreisphysikus und Frau Johanna die Kosten der Unterhaltung.

Arnold würgte jeden Bissen herunter, unfähig auch nur ein Wort hervorzubringen — und Magdalena schwieg ebenfalls, hin und wieder nur zu Erich gewandt, der auf ihre Fragen einsilbige Antworten gab.

„Frau Pastor, wie denken Sie über eine Schachpartie,“ fragte Lürsen, als der Tisch abgedeckt war.

Er rieb sich die Hände, als spürte er eine eifige Kälte.

„Und werden die Andern damit einverstanden sein?“

„Öffentlich!“ gab Lürsen zurück, „da es ja Sitte ist, den Wünschen der Gäste — ah, sieh da, das nenn ich einen Hauswirt,“ bedankte er sich bei Arnold, der ihm das Schachbrett und die Figuren reichte.

Sie setzten sich an den Tisch, und begannen zu spielen.

Der Pfarrherr stand daneben und blickte mit Interesse zu, wenigstens dem Scheine nach.

Magdalene hatte sich den Spielenden gegenüber gesetzt, den Stuhl neben sich dicht herangezogen in einer ganz bestimmten Erwartung, er müßte — müßte neben ihr Platz nehmen. Dabei blickte sie starr auf das Schachbrett, als verfolgte sie mit verzweifelter Aufmerksamkeit jeden Zug, obwohl sie vom Spiele selber nicht die leiseste Ahnung hatte.

Zuweilen bligten ihre Augen zu Arnolds Gestalt hinauf, dann wieder senkten sie sich oder zuckten, wenn Frau Johanna's Blick sie gerade traf, mit einem bestimmten Ausdruck empor.

Sie verstand es aber meisterhaft, ihr Mienenspiel zu beherrschen.

Nach einer Weile grub sie scheinbar unbewußt den Zeigefinger in ihre linke Wange, so daß sie gleichsam eine kleine Höhlung grub.

Und jetzt — jetzt that sie, als wenn sie es nicht einmal bemerkte, als Arnold auf sie zukam und — neben ihr sich niederließ.

Nun wieder spitzte sie den Mund, und indem sie Zeige- und Ringfinger der rechten Hand etwas spreizte und

reichen, um auf diese Weise glücklich der Berührung mit ihr aus dem Wege zu gehen.

„Wenn man's bedenkt,“ nahm der Kreisphysikus den angefangenen Satz wieder auf, „wenn man's bedenkt,“ wiederholte er noch einmal und sah der Reihe nach Arnold, Johanna und Magdalenen dabei an, „so gleicht unser Leben doch auffallend einer Partie Schach, die im besten Falle remis wird, in der Regel aber verloren geht.“

Er hatte jedes Wort jäh hervorgestoßen und dabei gleichzeitig Brille und Kneifer in seiner Seitentasche verschwinden lassen.

Arnold aber fühlte sich durch seinen Ton, der ihm heute scharf und markig vorkam, gereizt und herausgefordert.

„Das ist eines Ihrer paradoxen Bilder, Doktor,“ sagte er mit Stirnrünzeln, „die mir geradezu widerlich sind. Wie kann man überhaupt das Leben mit einem Spiel vergleichen. Und wenn ich selbst Ihr Bild als zugänglich durchgehen ließe, so bliebe immer noch die Schlußfolgerung brüchig. Im besten Falle — remis, sagen Sie,“ fuhr er mit erregter Stimme fort, „nun denn — ich meine, auch der Geringste kann aus dieser Lotterie zum mindesten mit dem Einsatz herauskommen, wenn er nämlich, was an ihm ist, seine Pflicht erfüllt. Das mit dem kategorischen Imperativ des alten Kant ist ein Sittengesetz von ewiger, eherner Gültigkeit.“

Der Kreisphysikus zuckte die Achseln.

„Lieber Freund,“ entgegnete er und zog sich seinen Paletot an, bei jedem Worte Magdalenen anstarrend, „ich bin ein Narr, über solche Dinge breit zu debattieren. Sie haben von ihrem Standpunkte aus zweifelsohne Recht — nur teile ich diesen Standpunkt nicht — für mich sind das alles Phrasen. Und deshalb, denke ich, sollten wir

beide bei verschiedener Anschauungsweise über derartige Dinge einfach mit Stillschweigen hinweggehen. Sie werden mich nicht befehren, und mir behagt es nicht, Ihnen gegenüber Profelytenmacherei zu treiben. Zu meiner nihilistischen Moralanschauung könnten sie erst durch Erfahrungen hinübergetrieben werden, die ich Ihnen — offen gestanden — ganz und gar nicht wünsche. Sollten Sie aber trotz alledem einmal in die drängende Lage geraten, wo ihr Sittenkoberg — na, dann Bester, wenden Sie sich nur getrost an meine Adresse. Auf dem Gebiete bin ich thatsächlich Spezialist und in der Lage, Ihnen das beste Rezept zu verschreiben. Also für die Zukunft rechne ich auf Ihre Rundschaft.“

„Aber,“ sagte Frau Johanna, „das hab ich doch noch nicht erlebt — was ist denn das für ein Gespräch? Sie sind mir der richtige Jakob — anstatt als besorgter Hausarzt für möglichst gute Nachtruhe zu sorgen . . .“

„Abjes, Frau Pastor!“ unterbrach er sie rasch.

„Fräulein Magdalene, bitte leuchten Sie mir hinaus!“

„Ja, gehen Sie nur,“ scherzte Frau Johanna, während Arnold schweigend durch das Zimmer schritt.

„Komm, Alter, wir finden uns im Dunkel schon hinauf!“

„Magdalene — kannst ruhig die Lampe nehmen.“

Dabei küßte sie das junge Mädchen auf die Stirn.

„Wann kommen Sie wieder?“ fragte Arnold mit unsicherer Stimme.

„Nächstens!“ gab er trocken zurück.

Als Magdalene dem Kreisphysikus mit der Rechten das Thor aufschloß, während sie in der Linken, ein wenig zitternd, die hohe Lampe hielt, und der Hund plötzlich zu klaffen anfang, trat er ganz — ganz dicht an sie heran.

Sie hatte ein böses Wort auf der Zunge, aber bevor sie noch die Lippen öffnete, flüsterte er ihr zu: „Sie, Fräulein möcht ich umtaufen — hören Sie — — umtaufen!“

Sie wußte nicht, wie ihr geschah, aber sie hielt plötzlich mit dem Schließen inne, und während das Licht voll auf sein Gesicht fiel, fragte sie: „Und wie würden Sie mich nennen, Herr Kreisphysikus?“

„Die Flamme!“ antwortete er lakonisch.

„Das verstehe ich nicht,“ entgegnete sie verduzt.

„Ich auch nicht,“ gab er zurück, schloß selbst das Thor auf und verschwand, kaum daß er flüchtig mit dem Kopfe nickte, in dem Dunkel der Nacht.

Magdalene blieb noch eine Weile zwischen Thor und Angel stehen.

Der Nachtwind blies ihr in's Gesicht und zauste ihr Haar.

Sie regte und rührte sich nicht.

Der Wind blies die Flamme der Lampe aus und fuhr ihr durch die Glieder, daß es sie fröstelte. Dabei fing die Thür zu klappern an in knarrendem Geräusche.

Sie hörte das Klopfen ihres Busens, hörte, wie ihre Zähne auf- und niederschlugen und hörte, wie ein sich erhebender Sommernachtswind ein surrendes und schwirrendes Rischen und Pfeifen ertönen ließ, ähnlich dem brodelnden Singsang einer Theemaschine.

Sie setzte, als wollte sie sich selbst betäuben, mit einem harten Klange die Lampe auf den Steinboden nieder und mühte sich, das verrostete Schloß zu schließen.

„Endlich . . . Gott sei Dank . . .“

Sie atmete etwas erleichtert auf.

Die Lampe ließ sie auf der Erde stehen — hätte sich jetzt um keinen Preis der Welt mehr bücken mögen . . . mochte sie die Magd morgen an die rechte Stelle bringen.

Sie fühlte auf einmal eine solche Müdigkeit, so schwer und bleiern, daß sie meinte, kaum die wenigen Schritte bis auf ihr Zimmer thun zu können.

Sie lehnte sich an die Wand, die Augen fielen ihr schlaff zu.

Gleichzeitig spürte sie, daß der Schlaf sie fliehen würde.

Was hatte er nur damit sagen wollen — — dieser Kürsen — — die Flamme hatte er sie genannt — — — die Flamme! — — — und ob dieser ungelige Kreisphysikus — — — und ob — — — zum Kuckuck — — — was nützte alles Grübeln — — — was — — — ja aber — — — und die ganze Nacht konnte sie doch unmöglich auf diesem zugigen Flur zubringen — — — bei der eintönigen Musik des hin- und herklappernden, alten Schlosses.

Sie nestelte sich die Knöpfe auf, löste sich die Schnüre ihres Mieders in dem Verlangen, oben in ihrem Zimmer mit einem Rucke alles von sich zu werfen; dann hielt sie sich den Rock fest, um nicht noch unterwegs eines ihrer Kleidungsstücke zu verlieren.

Sie stieß klirrend mit dem Fuße an die Lampe, ohne dessen zu achten.

Als sie aber vor ihrer Thür angelangt war, stand sie wieder einen Augenblick still und spürte, wie plötzlich wellenartig das Blut in das Gesicht ihr schoß und dann . . . dann . . . dann . . . lächelte sie auf ganz bestimmte Weise und klinkte ihre Thür auf.

Es war ihr in den Sinn gekommen, daß der Pfarrer von Bornhof zum ersten Male heute vergessen hatte . . . die Abendandacht abzuhalten.





XI.

Er mied sie wie die Sünde in den nächsten Tagen.
Er wich ihr aus, wo er nur immer sie traf.

Er schloß sich in seinem Zimmer ein und erschien nur zu den Mahlzeiten, wo er seiner Frau und seinem Knaben gegenüber von rebheller, flackernder Unruhe war.

Er sträubte sich mit allen Kräften gegen den Wirbel, der ihn ahnungslos gepackt hatte.

Er griff zu seinen Philosophen und versenkte sich in sie mit zähem Widerwillen.

Er wählte solchermaßen die Gedanken zu fliehen, die ihn zausten, zerrten, zwängten.

Dann wieder warf er sich auf das Sofa, den Kopf auf die Handflächen gesenkt, die neben einander auf der Lehne ruhten. Und stundenlang in dieser Stellung suchte er mit in sich gefehrtem Blicke sich Rechenschaft zu geben.

Wie war es denn gekommen? . . . Herr des Himmels! . . . und wie . . . wie . . . wie . . . war es denn denkbar . . . möglich gewesen . . . daß es zu ihm geschlichen . . . und in ihn sich gedrängt . . . und auf ihm lastete . . . wie ein Riesenberg . . . den er . . . er mochte die verzweifeltsten Anstrengungen machen . . . nicht abzuwälzen imstande war.

Er griff zur heiligen Schrift und las und las die Stellen, wo vom Ehebruch die Rede ist.

Er lachte — ein Lachen, vor dem er selbst erbehte.

Er reckte sich in die Höhe; er faltete gen Himmel seine Hände und betete.

Ja, im Gebete lag der Trost — — — und Jesus Christus, sein Herr und Heiland, sein Schutz und Schirm in allen Nöten, würde . . . müßte helfen . . .

„Müßte?“

Zu Boden senkte er den Blick.

Er hatte seinen starken Glauben — er hatte seine Demut — und seine Demut und sein starker Glaube, ja die — die würden ihn retten.

Der Pfarrherr von Bornhof und

Er sank auf die Kniee, seine Lippen stammelten immer wieder und wieder das eine und immer wieder das eine Wort: „Führe uns nicht in Versuchung!“

Den inhaltschweren Sinn des Satzes glaubte er in seiner ganzen Tiefe jetzt erst zu verstehen. Und es dünkte ihn, als ob er das Wort all die Jahre wie eine Formel hingepärrt hätte, ohne seinen Ernst zu fassen oder auch nur im entferntesten zu begreifen. Ja, am eigenen Fleische mußte man es lernen, und nur aus dem Bluten der eigenen Wunden konnte man auf Christi Leiden schließen.

Christi Leiden . . . und der Heiland hatte nicht umsonst gelebt . . . gelitten . . .

Und das . . . das . . . das . . . war es . . . was einem Glanz und Weihe gab — — zu widerstehen der Versuchung.

Er war eine Kraftnatur und wollte handeln — kämpfen — ringen — siegen.

Ja aber . . . und er schlug sich verzweiflungsvoll vor die Stirn . . .

Aus dem Hause? . . . sie! . . .

Hatte sie denn Schuld! . . .

Nein . . . nein . . . nein! . . .

Wahnte sie denn überhaupt den Brand, den sie in seiner Seele entfacht?

Wieder: nein! . . .

Was aber nun?

Sie aus dem Hause stoßen — so an ihr — so an Gerhart handeln, der, Gott wußte, an welcher Kiste in unerschütterlichem Vertrauen sie in seinem Hause behütet wädhnte?

In seinem Hause?!

Gott . . . Gott . . . Gott, und seine Bruderliebe allein mußte ihn panzern und schützen.

Gerhart . . . Gerhart . . . Gerhart . . . schluchzte er.

Er schluchzte ohne Thränen, aber er sah ihn, den Jüngerer in seinem Sonnenglück und seiner warmen Liebe . . . für ihn . . . ihn . . .

Ober sollte er . . . ja und . . . vielleicht . . . am Ende war das wirklich . . . gewiß, hier lag die Rettung . . . Johanna selbst wollte er enthüllen das ganze unsagbare Leid.

Johanna? . . .

In . . . sie . . . den Stachel . . . bohren?

Sie womöglich zur Verzweiflung treiben? Sie, die an ihn glaubte wie an die heilige Offenbarung?! . . .

Und wenn Sie dann in natürlichem, peinvollem Mißtrauen ihn verfolgte — immer in tödlicher Angst und bleicher Sorge? . . . Und wenn sie dann die Eifersucht gegen Magdalene hegte und sie an dieser ihren Zorn und Kummer ausließe?

Nein . . . nimmermehr! . . .

Den Frieden des ganzen Hauses unterwühlen — das freundschaftliche Verhältnis der beiden Frauen vernichten, die trotz ihrer verschiedenen Gemütsart dennoch so trefflich miteinander stimmten, so harmonisch sich bewegten? Wahnsinn und Verbrechen wäre es gewesen.

Nein, das gerade war die Sühne, daß er einsam und allein für sich das Leid trug . . . es in sich zerrieb . . . den Funken tötete . . . bevor er noch zur Flamme wuchs und grelle Feuer Schatten jäh um sich verbreitete.

„Ja so soll es sein!“ flüsterte er in sich versunken. —

Und niemand sollte ahnen, welch ein Kampf in ihm getobt, und was er gelitten — niemand.

Das war die Sühne — — die große, befreiende Sühne.

Und nicht murren wollte er gegen die Schickung, die über ihn gekommen, und ersticken das Gemeine und Sündhafte.

Seine Augen glänzten.

Ihm war, als wenn schon jetzt der Frieden in seine Seele einzöge.

Und den im Glauben Starken half Gott der Herr. Und demütig und schlicht wurde man nach solcher Prüfung — und ernst und sittlich.

Denn alle diese Eigenschaften errang man erst — und Hochmut und Selbstbetrug war es gewesen, wenn er sich rein und fromm gedünkt hatte.

Und das waren alles eitle Narren, fatale Gecken, die auf ihre Tugend schworen, ohne sie im Feuer erst erprobt zu haben.

Und eines vor allem sollte diese Zeit des Leidens und der Seelenqualen ihm bescheeren: die Milde, das Mitleid gegen seine Mitmenschen.

Nimmer wollte er richten, um nicht selbst gerichtet zu werden, und verstehen und begreifen lernen, wenn so ein armes Menschenherz in Irren und Wirren den rechten Pfad verlor.

Magdalene beobachtete ihn eine Zeit lang ängstlich und ratlos, denn sie argwöhnte, daß er ihre Leidenschaft erkannt und mit Ekel und Abscheu sich von ihr gewandt hätte.

Sie wagte ihn nur noch verstohlen anzublicken, um aus seinen Zügen zu ergründen, was in ihm vorging.

Mußte er sie nicht verachten, als ein verworfenes Geschöpf? fragte sie sich hundertmal des Tages.

Wohin sie eigentlich zielte, wußte sie es denn? Und wenn sie in ihr Unglück rannte, blind mit sehenden Augen — wer konnte und durfte sie höhnen, wer ihr Vorwürfe machen? Was that sie denn Verbrecherisches? Wo jagte sie nach Vorteilen? fragte sie sich stieren Auges.

Sie war dahingeschritten all die Jahre in jungfräulicher Scheu — und ein Grauen hatte sie erfaßt, als es sich zu regen begann in ihrem Körper — und das Weib erwachte.

Schon die Nähe eines Mannes hatte sie mit Widerwillen erfüllt.

Und jetzt sah sie in dem Toben ihres erregten Blutes ihre Spröde zergleiten, gleich wie das Eis sich löst unter den Strahlen der Sonne.

Und alles ging dann in ihr durcheinander — das Körperliche und Seelische. Webendes Prickeln in ihrem Blute . . . und einen beengenden und beklemmenden Schmerz in Brust und Kopf . . .

Sie hatte den Kampf mit sich erst aufgegeben, als sie sah, daß sie ihr Selbst verloren hatte.

Und dann hatte sie sich treiben lassen von dem Strom mit den wogenden Fluten.

Nochte alles jetzt in Trümmern aufgehen — für sie gab es keinen Halt mehr.

Sie war an dem Punkte angelangt, wo jede Überlegung schwindet, wo man mit dem entschlossenen Blicke der Verzweiflung in sein Unglück rennt. Ja, sie hätte die einmal betretene Bahn nicht mehr verlassen können, selbst wenn man ihr klipp und klar bewiesen hätte, daß sie an der und der Stelle unter die Räder geraten und von ihnen zermalmt werden würde.

„Gut!“ würde sie erwidert haben, „so mag mir geschehen, wie mir geschehen soll — aber ich kann nicht anders!“

Sie merkte auch, wie jedes Mitleid mit den Anderen in ihr schwand.

Sie dachte nicht an Gerhart, sie dachte nicht an Frau Johanna.

Ja, gegen letztere begann sie einen heimlichen Haß zu nähren, der um so brennender wurde, als sie äußerlich bestrebt war, gerade ihr gegenüber die Demütige zu spielen.

Und niemanden fürchtete sie mehr als den Kreisphysikus Lürsen — den Kreisphysikus mit seinen spitzen Worten, seinen verkniffenen Mundwinkeln und seinem versteckten, schleichenden Wesen.

Sie hatte keinen Anhalt zu irgend welchem Argwohn — aber sie fürchtete ihn, sie mißtraute ihm instinktmäßig, sie glaubte es gleichsam zu riechen, daß von ihm aus ihr Unheil drohte.

Und als der Pfarrer plötzlich sein Benehmen gegen sie änderte, da schoß ihr erster Verdacht auf Lürsen . . . der mußte irgend etwas gegen sie womöglich gar

dem Pastor das Gift des Mißtrauens in das Ohr geträufelt haben.

Bald aber warf sie diesen Argwohn als unbegründet von sich.

Sie spürte es, daß es ein Anderes war, das ihn gewandelt hatte — etwas, das aus ihm selbst heraus — nicht durch fremden Einfluß entstanden war.

Und es fiel ihr ein, mit welchem Feuer er zu Lürsen an jenem verhängnisvollen Abend über die Pflicht gesprochen, wobei er einen Ausdruck angewandt, den sie noch nie gehört, auch nicht verstanden, und der ihr so streng und unheimlich in den Ohren geklungen hatte.

„Kategorischer Imperativ!“ . . . Das Wort war ihr unauslöschlich haften geblieben . . . was es zu bedeuten hatte, davon vermochte sie sich keine Vorstellung zu machen . . . aber daß sein Inhalt sich gegen sie richtete, sie gewissermaßen verurteilte, das empfand sie.

„Ka . . . te . . . go . . . ri . . . scher . . . Im . . . pe . . . ra . . . tiv“ — — silbenweis murmelte sie es vor sich hin und zerbrach sich den Kopf, um hinter das Geheimnis zu kommen.

Es half aber nichts — es blieb für sie ein Buch mit sieben Siegeln.

Mäglich, wenn sie von der Seite zu ihm hinüberlugte, glaubte sie wahrzunehmen, daß sein Gesicht immer bleicher wurde, und ein gramvoller Ausdruck sich in seine Mienen prägte.

Sie wurde unruhig und ängstlich.

Und als gar Frau Johanna ihn eines Tages bei der Mahlzeit harmlosen Tones fragte, ob er sich nicht wohl fühlte, und was er eigentlich seit einigen Tagen hätte, und

ob es denn nicht ratsam wäre, nach Lürsen zu schicken, der, auffallender Weise, wie sie in Parantese bemerkte, seit der letzten Schachpartie sich nicht mehr habe blicken lassen, da fühlte sie zu ihrem Schrecken, daß sie über und über rot ward, und ihre Selbstbeherrschung in alle Winde flog.

Zu ihrem Glück bemerkte es niemand.

Oder doch! . . . Arnold? . . . lächerlich! . . .

Was sie sich nicht alles selbst vorspiegelte.

Der sah unmittelbar auf diese Frage mit großen Augen zu seiner Frau empor.

„Kopfschmerz, nichts als Kopfschmerz, der von selbst vorübergehen wird,“ antwortete er bündig. Und bei jedem Duark nach dem Arzt zu schreien, das fehlte ihm gerade.

Frau Johanna gab sich mit diesem Bescheid zufrieden und schwieg.

Heimlich nahm sie ihn bei Seite:

Was er denn mit einem Male gegen Magdalene hätte . . . und er sollte doch das Mädchen freundlicher behandeln . . . ob ihn denn dieser Lürsen angesteckt habe, dessen Beispiel er mit einem Schläge zu folgen scheine.

„Laß mich zufrieden,“ antwortete er dumpf, „dummes Zeug . . . es fällt mir nicht im Traume ein . . . ich . . . ach was . . .“ Und er eilte auf sein Arbeitszimmer, ohne den angefangenen Satz zu enden.

Sie blieb im Korridor stehen, schüttelte ratlos ihren glattgeschittelten Kopf und nahm sich vor, wieder gut zu machen, was ihr Mann gesündigt, doppelt aufmerksam gegen die junge Schwägerin zu sein.

Mein Gott ja, dachte Frau Johanna, diese Magdalene war ein merkwürdiges Frauenzimmer, ließ die Wirtschaft Wirtschaft sein und lag den ganzen Tag sozusagen

auf der Bärenhaut — wie das überhaupt ein Mensch nur aushalten konnte, war ihr unbegreiflich — und was daraus werden sollte, mußte sie auch nicht — aber ein herziges Geschöpf blieb sie trotz alledem und vor allen Dingen: sie war doch einmal Gerharts Braut, und das allein entschied.

Sie — Magdalene aber schritt ihres Weges in beflommener, fatalistischer Zuversicht, in jenem erregten Zustande, der sich junger Mädchen in ihrer körperlichen Reife so häufig bemächtigt.

Sie fiel von einem Wechsel der Stimmung in den anderen, brach unvermittelt in nervöses Lachen aus oder begann in sich hinein zu schluchzen mit erweiterten Augen, die aus den Höhlen hervorquellten, als wollten sie zur Erde fallen.

Gegen diese Pein . . . giebt es nur ein Mittel.

Und bleibt es aus — so ist es ein jammervoller Anblick, wie so ein armes Geschöpf in seinen Dualen sich verzehrt.

Frau Johanna verstand sie nicht; was war ihr nur, fragte sie sich in einem fort — sie mußte — mußte krank sein, flüsterte sie sich zu; denn ein gesunder Mensch — das war doch klar — blickte nicht mit diesen unheimlichen Augen in die Welt — diesen Augen, die ihr ein wahrhaftes Grauen einflößten.

Sie wollte aber nicht mit unnützen Fragen die arme Kleine noch mehr verängsten.

Wenn sie an ihre eigene Brautzeit zurückdachte und Vergleiche stellte — wie anders war sie doch gewesen — gewiß es war ja traurig für Magdalene, so ein ganzes Jahr . . . aber im Grunde genommen, mußte sie sich doch

als vernünftiger Mensch in das Unvermeidliche schiden und durfte nicht in dieser Sehnsucht sich aufreiben.

Denn daß die Sehnsucht nach Gerhart Magdalene in dieser Weise quälte — davon war sie überzeugt.

Bräutliche Gefühle müsse man zu dämpfen wissen, sagte sich Frau Pastor.

Zuweilen glaubte sie sogar, daß es mit dem Mädchen nicht so ganz richtig sei.

Sie hatte sie nämlich dabei angetroffen, wie sie den kleinen Kanarienvogel aus dem Bauer genommen und seinen Schnabel sich in den Mund gesteckt und an ihren Zähnen gewetzt hatte.

Und ein ander Mal, wie sie die drei jungen Käzchen, die die Alte vor mehreren Tagen im Stall geworfen, in ihrem Schoße barg und abwechselnd eines nach dem anderen koste und küßte, daß ihr, der Frau Pfarrerin, ganz widerlich dabei zu Mute wurde.

„Aber Magdalene, wie kann man nur!“ hatte sie in leisem Vorwurfstone hervorgebracht.

Das Mädchen aber war, die Käzchen in der Schürze, von denen zwei so sonderbar gefleckt waren, aus dem Zimmer geeilt, ohne auch nur mit einer Silbe ihr zu antworten.

Und da wurde sie ganz ärgerlich und fragte sich, warum dieser unglückselige Lürsen gerade jetzt . . . jetzt in ihrem Hause sich nicht sehen ließ? . . .

Und Magdalene verstand sich selbst nicht mehr — — verstand nicht dieses Rätselhafte, das von ihr Besitz genommen und ihrem ganzen Menschen eine Seele mit einem neuen Ahnen und Empfinden, Denken und Glauben eingehaucht hatte.

Sie . . . beten? . . . Sie . . . gläubig? . . .

Wenn ihr ehedem einer das voraus gesagt hätte —
— sie würde ihn für einen Thoren und Narren gehalten
haben.

Obwohl sie ihn scheinbar mied, so war sie in der
That in jedem ihrer treibenden Gedanken bei ihm.

Und als ihr eines Tages durch Zufall jenes Schreiben
in die Hände kam, wo Arnold zur Verlobung seinen Glück-
wunsch ihr geschrieben hatte, da geriet sie außer sich vor
Freude, und eine solche Wonne durchzog sie, daß ihr die
Thränen über die Wangen liefen.

Und nun studierte sie jedes seiner Schriftzeichen, die
Haar- und Grundstriche, wie er diesen Buchstaben mit einem
Schnörfel versah, jenen, abgerissen und verunglimpft, nicht
einmal zu Ende malte.

Sie lächelte . . . nein . . . nein . . . sie täuschte sich
nicht . . . und ganz gewiß war es . . . ihre Schrift ähnelte
. . . der seinen.

Und wie sie das sich einmal in den Kopf gesetzt,
kritzelte und kritzelte sie auf weißen Blättern und probierte
emfig.

Und dann schlich ein triumphierender Zug über ihr
Gesicht.

Sie hätte den jetzt sehen mögen, der nun imstande
gewesen wäre, ihre Handschrift von der seinen zu trennen.

Das bereitete ihr eine wahnsinnige Freude; bis zum
jüngsten Tage hätte sie in ihrem Zimmer sitzen und auf
jedem weißen Fetzen seinen und ihren Namen in einander
verschlungen, malen mögen.

Eine Zeit lang gingen sie beide wortlos neben ein-
ander und bekämpften sich in diesem stummen Spiele ihrer
Leidenschaft.

Doch als er glaubte, das Sündige überwunden und zur Genüge sich Kastei zu haben, so daß all die wuchernden Keime endlich ausgerottet schienen, da wollte er die Feuerprobe wagen und suchte wieder ihre Nähe.

Er war in diesem asketischen Leben stumpf geworden; alles Frische und Freie war von ihm geschwunden, und er wandelte in einem dumpfen Zustande, den er für Sieg und Selbstüberwindung nahm, und der im Grunde nichts weiter war als das letzte Stadium seiner Widerstandskraft.

Und nun geschah es, daß Magdalene sich ihm auf Schritt und Tritt entwand und wortlange, einsilbige Antworten auf seine Fragen gab — sie, die sich doch am liebsten ihm an den Hals geworfen hätte!

Und was all ihr Loden und Werben und Girren nicht zustande gebracht hatte, das schuf jetzt ihre Spröde.

Er kam nun völlig aus dem Gleichgewicht; und in sein von seelischen Leiden durchfurchtes Gesicht trat ein bitterer, demütiger Zug.

Sie aber sah in seinen Augen dasselbe Feuer, das auch in den ihren brannte, und trotzdem hielt sie an sich.

Etwas, dem sie nicht nachzuspüren vermochte, hemmte sie, ihm auch nur mit einem Schritte entgegenzugehen.

Nun kam sie mit sich selbst nicht mehr zurecht und mußte weder ein noch aus — ihr Wünschen hatte sich doch nicht geändert, und doch zauderte sie?!

Woran lag das?

Und da sie eines Tages über den Hof schritt, blieb sie plötzlich unverwandt stehen und sah mit fiebernden Augen zu, wie eines der Käzchen in der Schnauze eine Maus hielt, mit einem Mal das halbtote Tier zur Erde fallen ließ, es quälte, von neuem wieder zwischen die Zähne

nahm, wieder peinigete, wieder fallen ließ, und es in einer Weise langsam zu Tode marterte, daß ihr vor starrem Schrecken das Blut stockte, während sie doch unfähig war, sich von dem Anblick loszureißen, geschweige denn das arme, kleine Tierchen vor den Mißhandlungen zu schützen.

Dem in diesem Kampfe glaubte sie sich selbst zu sehen und unversehens all ihres rätselhaften Thuns Lösung gefunden zu haben.

Ja, auch in ihr wohnte eine tolle Grausamkeit, auch ihr war es Lebensbedürfnis, da wo sie schrankenlos liebte, dieses Spiel zu treiben, das ihre Lust steigerte und gerade in diesem erregten Auf und Nieder ihrer Liebe einen Stachel gab, der sie bis in's Ungemessene reizte und für all die Leiden entschädigte, die sie in den letzten Wochen durchgemacht hatte.

Aber während sie in diesem anfreibenden Selbstüberwindungskampfe gegenseitig unsäglich verwundeten, kamen sie sich immer näher und näher.

Sie hörte seine Schritte, wenn er auch weit von ihr entfernt war, sie wußte mit instinktiver Sicherheit, wann er in das Zimmer treten würde, wann er auf seinem Studierzimmer sich beschäftigte, oder zu welcher Stunde er in seiner dumpfen Angst auf das Feld eilte und auf einsamem Spaziergange mit jedem seiner Gedanken gemeinsame Erinnerungen sich zurückrief und ihr Bild immer und immer gegenwärtig hatte.

Und er — — er trug stunden- und tagelang jenen betäubenden Duft mit sich herum, der, wie er glaubte, von ihren roten, glänzenden Haaren zu ihm hinüberströmte, diesen prickelnden, süßen Duft, den er mit allen seinen Poren getrunken haben mußte, und der ihn nicht verließ,

wo er nur ging, und wo er nur stand . . . bei der Arbeit . . . in der Kirche . . . in seinem Ehegemach! . . .

In seinem Ehegemach! . . .

Da hielt er schauernd sich die Hände vor das Gesicht und schlich die Wand entlang mit schlotternden Knieen und fahlem Blatz auf seinen Wangen.

Und zum ersten Male stieg in ihm ein beißender Unwille auf.

Was hatte er gethan . . . worin gefehlt, um in solcher Weise heimgesucht zu werden? . . . Und sieben und siebenzig mal ans Kreuz geschlagen dünkte er sich.

Herr Gott im Himmel — — — nein er wollte nicht murren — — — dulden und dulden und der Erlösung harren.

Wenn er aber Frau Johanna bei der Arbeit sah, so beschlichen ihn die sonderlichsten und widerspruchvollsten Stimmungen.

Er hätte vor ihr niederstinken und sie küssen mögen, daß er in Gedanken solches Leid ihr angethan . . . und dann . . . dann wieder füllte ihn eine Bitterkeit, und er blickte sie mit einem Ausdruck tödtlichen Hasses an, wie sie in die Luft starrte, auf ihrem Leib nach Frauenart die Hände faltete, oder am Strickstrumpf saß und Erichs Zeug flickte.

In den Tod gehen und den Knoten solchermaßen lösen . . . Sünde war es und Verbrechen! . . . ja Sünde und Verbrechen! . . . aber leben? . . . in diesem Zustand leben? . . . Wo lag der größere Frevel? . . . und wenn es sein Schicksal war, in der Sünde zu wandeln . . . warum nicht durch einen solchen Schritt, durch eine solche That herbster Verzweiflung größeres Unheil wenden? . . .

Und der Mord, der den im Glauben Starlen als Verbrechen gilt war er nicht hier eine sittliche That? . . .

Seine Muskeln spannten sich, seine Brust hob und senkte sich rascher, in seinen Augen glühte und brannte es; — — in seinen hellen, lichten Augen, die, wie Magdalene meinte, in diesen Tagen eine dunkle, düstere Färbung angenommen hatten.

Und dann nannte er sich einen Tollen, Hirnverbrannten, und dann raufte und riß er sich die Haare, und dann stürzte er wie in plötzlicher Eingebung mit einem glaubensmutigen Lächeln, dem Lächeln eines noch im Tode Starlen auf sein Zimmer.

Ein niedriges Gemach, vor dessen Fenster der weit gestreute Nußbaum stand und mit seinen breiten Zweigen die Sonnenstrahlen auffing.

Rings an den Wänden standen Regale, dicht mit Büchern gefüllt: mit den Werken seiner Philosophen und Dichter, mit den Kirchenvätern, mit apologetischen Schriften.

Über seinem mit grünem Tuch bezogenen Schreibtisch hing die Büste des Sokrates mit dem niederträchtig häßlichen Kopf, dessen gewölbte Stirn zwei Drittel des ganzen Gesichts einnimmt, dieser vorspringenden Mundpartie und diesen nach innen gerichteten Augen. Im Grunde ein Gesicht, nicht Mensch nicht Tier, ohne jeden Zug der Milde, nur aus Geist und Grübeln komponiert.

Und doch hatte der Pfarrer diese Büste gerade über seinem Schreibtisch aufgestellt und zwar so, daß des Sokrates Auge auf den kleinen Marmor-Altar fiel, der rechts von der Thür ein Crucifix aus Elfenbein trug.

Denn er nannte Sokrates den ersten heidnischen Christen, den Jesus ante Josum.

Wie er jetzt in sein Zimmer trat und die Thür hinter sich geschlossen hatte, sah er zuerst zum Sokrates empor.

Dann trat er leise, als fürchtete er den Wiederhall seiner Schritte, vor den Altar.

Und mit verschränkten Armen blickte er dem Erlöser in das Antlitz — lange — lange — und immer tiefer und tiefer senkte er sich in sein Angesicht, als gälte es jeden Zug und jede Miene, alles — — — alles zu ergründen.

Dann ließ er sich vor dem Bild des Heilands, den sie zum Gott gekreuzigt, plötzlich nieder. — Einem weißen Linnen gleich sein Antlitz.

Er senkte das Haupt und verharrte stumm.

Durch das geöffnete Fenster, durch die duftenden Blätter des Nußbaumes stahlen sich Strahlen zum Gekreuzigten, der im Sonnenglanze auf einmal wie verklärt zu ihm herabsah.

Er hob die gefalteten Hände starren Blickes in die Höhe. Er wollte den Mund öffnen und spürte einen schweren Druck, als wenn ein eiserner Ring ihn verschlossen hielt.

Minutenlang sprach- und bewegungslos, nur seinen feuchten Atem stoßweise von sich gebend . . . dann aber in bebenden, herzzerreißenden Tönen quellte es aus seiner Brust . . .

„Christus . . . Chrijus . . . Christus . . . Du . . .
Du . . . Du . . . hab Erbarmen . . . Du . . . Christus
. . . Chrijus . . . Christus!“

Totenstille! . . .



XII.

Als Magdalene hochroten Angesichts aus Arnold's Zimmer trat und gerade im Begriff war, nach Emsamkeit und Ruhe lechzend, in ihre kleine Kammer zu eilen, sprang ihr Erich in fliegender Hast entgegen.

„Hier,“ sagte er leuchend, „hier von Dunkel Gerhart!“ Und dann etwas verlegen und unsicheren Tones: „Willst Du mir die Freimarken schenken?“

Sie nahm ihm tobtlenbläß das Schreiben aus den Händen, und nachdem sie das Couvert geöffnet und dem Knaben gereicht hatte, der auf der Stelle weitersprang, überflog sie bebend den Inhalt:

St. Thome.

Meine Seele!

Drei Tage Raft auf dieser kleinen Insel, die aus dem Meere ragt, umwuchert von einer quellenden Tropenflora, deren Glanz und Fülle das Auge blendet.

Von Lissabon nach Madeira, der Stadt der Wundergärten, wo Vulkane Berge türmten, die wilde Schluchten gleichsam auseinander schneiden.

Nur mit halber Seele genieße ich all die Wunderherrlichkeiten. Was müßte das für eine Wonne

fein, an Deiner Seite, Du mein Glück, Du Einzige? Als wir das Schiff bestiegen, mochte die See. Bald schlug uns die Brandung entgegen, und ein bleigrauer Himmel senkte sich auf uns herab. Am Nachmittage peitschender Sturm. Wir versuchen Kurs zu halten. Vergeblich! Das Meer heult und braust unter den jagenden Winden, die heutigartig, schnüffelnden und kläffenden Hunden gleichend, auf uns zurasen. Der Horizont von dunkelschwarzer Färbung. Mir war zu Muth, als sähe ich von ferne riesengroße Tiere, die blitzschnell einherjagen, mit erweiterten Augen, dicht auf unseren Fersen, sicher ihr Ziel zu erreichen, nur von Zeit zu Zeit stoßweise ihren heißen Atem von sich gebend. Wir arbeiteten mit allen Kräften. Die kurzen Kommandoworte unseres Kapitäns klangen wie eiserne Glocken durch das Sturmesbrausen.

Das dröhnende Heulen wird stärker, turmhohe Wellen zertrümmern die Fenster, und das empörte Element prallt in den Maschinenraum. Der grausen Not gehorchend, drehen wir jählings ab, um vor dem Sturme nach Nordwest zu fliehen.

Die Wellen schlagen über Deck — — — dem Stärksten beb't das Herz. Ganze Ladungen von Wein und Petroleum werden über Bord geschleudert, um das Schiff zu heben. Unter den erschütternden Stößen des Sturmes klingt das Todesheulen des verängsteten Viehes. Die Mienen des Kapitäns sind wie aus Erz gegossen. „Das Vieh über Bord,“ kommandiert er mit schrillum Ton.

Ich vermag nicht weiter zu schildern, mir dröhnen noch in den Ohren die gellenden, kreischenden Schreie der armen Geschöpfe.

Dreißig Stunden werden wir unserm Kurs entgegen in den weiten Ocean hinausgetrieben. Bleiche Gesichter, angstverzerrt stieren sich einander an. Man denkt an nichts mehr. Wenn einige Sekunden Ruhe herrscht, so harret man in Todesbeben von neuem der verheerenden Gewalt des sturmgepeitschten, aufgewühlten Meeres. Endlich beginnt die bereits unklar gewordene Maschine wieder zu funktionieren. Und nun wird der Versuch gemacht, schleunigst in den Wind zu drehen. Ein furchtbarer Augenblick! Aber . . . gelobt sei Gott . . . die Wendung gelingt; noch 24 Stunden dampfen wir mit halber Kraft gegen die See, bis uns der Wind erlaubt, mit voller Kraft nach unserer Richtung zu steuern. Nach dreitägiger Verspätung gelangen wir zur Gruppe der Kap-Verde-Inseln. In St. Vincente, einem schroffen, felsigen Eiland legen wir an, dann auf St. Jago, wo ein paar Palmenhaine und Gärten die steile Eintönigkeit brechen. Nach neuntägiger Reise ist Principe erreicht, das wir nur flüchtig berühren, um von da unmittelbar nach St. Thome zu steuern, von wo aus diese Zeilen gerichtet sind, die Dich hoffentlich gesund und munter treffen. Ich habe jetzt im Tode gestanden und meine Kraft erproben können. Niemals glaube ich, empfindet man so deutlich seine Ohnmacht, als in der Stunde, wo der Tod uns droht, und aus allen Poren dieser kalte Angstschweiß quillt. Ob nicht den Stärksten und Frömmsten diese dunkle, kriechende Furcht beschleicht, wo unser ganzer, starker Glaube an das Leben in einer anderen Welt zerbricht — mir Magdalene, ist das in den Sinn gefahren. Ich fürchte, keiner von uns allen dachte an das Jenseits,

ein jeder flehte mit stammelnder, bleicher Lippe um Rettung. Und dann, als alles vorüber war, und die Gesichter von dem Todesbeben wie in Kalk getaucht schienen, da kam mir plötzlich in meinem Innenleben alles so anders, so verkrüppelt und verzerrt vor, daß ich nicht Ruhe und nicht Raft fand. Und dann dachte ich an Dich und schuf mir Dein Bild. Und dann kam mir ein lehrerischer Gedanke, zu dem Arnold mit seinem unerschütterlichen, starken Glauben die Stirn in Falten ziehen würde. Das mit dem Jenseits, das ist ein höhnischer, niederträchtiger Trost für diese Elenden, Unglückseligen, die das Leben in all ihren Hoffnungen betrog. Aber wer das Glück fand, das einem das Blut umschüttet, wer einmal nur in diesem ungeahnten Freudenrausch, in diesem Taumel aller seiner Sinne schritt, der weiß, der fühlt, daß solche Lust nimmermehr gesteigert werden kann. Ich wandle in meinem Glauben an das Diesseits. In meinem Glauben an Dich! Ich werfe alle Gedanken an ein Jenseits weit von mir. Ich klammere mich an die Hoffnung. Ich will nicht sterben. Ich will allen Gefahren widerstehen. Leben muß ich. Ich bin um meine ganze Jugend genarrt worden! Mein Schicksal thut mir Buße. Ich, Magdalene, habe ein heiliges Recht auf Glück und Liebe. Vielleicht ist alles, was ich heute niederschreibe, wirr und zusammenhanglos — ich selber fühle ja in mir einen Zwiespalt, den ich vorher nie gekannt. Ein ganzes Leben habe ich gehungert nach dem Glück, und dann, als es auf mich zueilte, so gewaltig, daß es mir Atem und Besinnung raubte, und wenn ich erwachte, mich von

neuem durchglühete und berauschte, mußte ich es lassen. In der Trennung von Dir wächst meine Leidenschaft. Und wenn in Deiner Nähe das Wort, die Sprache mir versagen, so drängt es mich, geschieden von Dir durch tausend und abertausend Meilen, dem, was mich erschüttert und bewegt, Ausdruck zu verleihen. Sieh, ich vermag nur diesen einen Ton zu treffen. Ueber meine Lebensweise, über meinen Bekenntnis, über Sitten und Bräuche fremder Völker — wie vieles wüßte ich zu schreiben. Aber die Hand sträubt sich, wollte ich damit beginnen. Von alledem will ich Dir erzählen, wenn ich wieder im Pfarrhaus zu Bornhof bin, und wir einsam durch den Garten wandeln. Oder? . . . Aber nun drücke ich Dich an mich und herze und küsse Dich und fühle, wie Du Deine weichen Arme um meinen Hals schlingst. Dein Bild liegt neben mir. Du siehst mich so räthselhaft an mit Deinen schillernden Meer-Augen, so räthselhaft, so unaussprechlich, daß mich großen Gefellen ein Beben ergreift. Ich bin ein Kindskopf. Ja lache nur! Recht hast Du! Recht! Lache nur! Und wenn ich bei Dir bin, so wollen wir beide lachen vor Glück und Seligkeit aus vollem Herzen, bis uns die Thränen über die Wangen perlen. Und nun kein Wort mehr! Herr, wie schwer fällt es mir, den Brief zu enden. Heißgeliebte, meine Sonne, mein Frühling, sei nochmals umarmt und geküßt von
Deinem Gerhart.

NB. Wenn jetzt längere Zeit keine Nachricht von mir eintrifft, so sei in keiner Sorge. Meinen Lieben sende ich die herzlichsten Grüße.

Sie überflog mit fahlem Blatz das Schreiben.

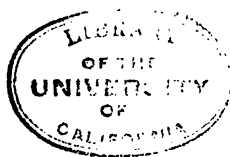
Einen Augenblick starr und regungslos.

Dann zusammenfahrend, als der Brief ihren zitternden Händen entfiel.

Blutrot bückte sie sich zur Erde.

Und mit der Rechten den Bogen in eine Kugel knüllend, barg sie ihn im Kleide.

Sie legte die Hand an ihr Herz und atmete schwer.





XIII.

Er lag mit wachen, weit geöffneten Augen da.
Er hörte das regelmäßige Atmen seiner Frau, die in tiefem Schlafe neben ihm ruhte.

Er wand und krümmte sich unter Gewissensqualen und Selbstvormürfen.

Er richtete sich auf und legte seine Hände mit den Fingerspitzen an die Stirnseiten und stützte seine Ellenbogen auf die weichen Kissen.

Er vergaß die Wirklichkeit und versank in dumpfes Sinnen.

Der große Ofen da im Winkel schien plötzlich lebendig zu werden und als dickbauchiges Ungetüm mit Riesenschritten auf ihn zuzueilen.

Er konnte den Anblick nicht vertragen und wandte den Blick.

Nun stieg er über sie hinweg — vorsichtig aus den Linnen.

In seinem Körper brannte und glühte es.

Auf dem Nachttisch stand die Kerze . . . sich . . . und entzündet war sie.

Mit dem flackernden Lichte in der Hand, trat er vor sie hin und betrachtete sie sündenbleich.

In diesem Augenblicke rückte sie sich so, daß der Schein des Lichtes ihre vollen Züge traf.

Sie bewegte sich nicht. Ihr Gesicht aber drückte selbstzufriedene Ruhe aus.

Er senkte die Augen.

Zehn Jahre in demselben Ehebett . . . zehn Jahre an ihrer Seite geruht . . . um nun in einer Stunde all das zu zerbrechen. Zehn Jahre . . . und nie . . . nie hatte sich etwas zwischen sie gedrängt . . . in christlicher . . . einträchtiger Ehe hatten sie gelebt.

Alle seine kleinen Schwächen hatte sie herausgefunden, alle seine kleinen Wünsche zu erraten gewußt mit jenem sorgsamem Blicke der Ehe- und Hausfrau. Und jene geheime Behaglichkeit hatte sie ihm zu schaffen verstanden, die die Männer vor der Ehe nicht kennen, und die sie dann um keinen Preis mehr missen mögen.

Und in seiner Leidenszeit, wo er mit dem Kirchenrat in Streit und Hader verwickelt war, hatte sie ihm getreulich zur Seite gestanden in doppelter, hingebender Zärtlichkeit.

Er stellte wie betäubt die Kerze auf den Boden und ließ sich auf dem Stuhle nieder.

Und zehn Jahre war er dahingeschritten wie im Nebel, in klarer Ruhe, bis diese Leidenschaft über ihn gekommen und sein Blut in Wallung gebracht hatte.

Ein träger Friede war es gewesen, in dem er dahin geträumt hatte.

Und es dünkte ihn, als ob er sein ganzes Leben verschlafen hätte, und ein Blinder, seinen Weg gewandelt wäre.

Alles an ihr erschien ihm mit einem Male so kleinlich und hausbacken, so in den niedrigen Sorgen des Hauses aufgehend, daß er es nicht begreifen und fassen konnte, wie er dieses stumpfe Dasein hatte ertragen können.

Sie hatten dasselbe Haus bewohnt, in einem Bett geschlafen und waren doch — er fühlte es in dieser Stunde — einander fremd geliebt; sie hatte ihn zu sich herabge-

zogen, und er war in dieses graue Elend gewissermaßen wie in einen Sumpf gesunken.

Und all die Jahre, wo er von der Kanzel herab hochtönende Worte gesprochen, erschienen ihm Sündenjahre, eine Zeit schmachvollsten Selbstbetruges.

Denn Lehrer des Volkes und Kündler eines reinen Evangeliums sollte der nur sein, der mitten in den Kämpfen des Lebens gestanden und verzweiflungsvoll gerungen hatte. Und wer da glaubte, mit dem Wissen gerüstet und der heiligen Schrift im Arm, höhere Weisheit künden zu dürfen, der war ein Frepler und ein Selbstbetrüger. Und alle die, welche da auf den Kanzeln predigten und mit dröhnender Stimme und salbungsvollen Worten und breiten Gesten auf Jesu und der Apostel Lehre sich beriefen, und mit ihrer Apterweisheit Scharen leichtgläubiger Narren blendeten, waren unbewußte Falschmünzer. Denn den Heiland und seine Jünger in ihrem tiefsten Kerne zu verstehen, dazu mußte man gelebt, gelitten haben.

Der Kopf sank ihm schwer auf die Schulter, er breitete die Hände über seine Knie und erbehte.

Wie durfte er den Stein erheben, da er an sich selber erfahren hatte, daß er in Nacht und Dunkel sein ganzes Leben dahingeschritten war.

Und was hatte das alles mit seiner Schuld zu thun?

Und welchen Glauben hatte er gerettet aus dem jammervollen Schiffbruch seines Lebens?

Er dachte plötzlich an Kürsen und an ihre letzte Unterredung.

Pflicht . . . Pflicht . . . gellte es ihm in die Ohren.

Was war das?

Gab es überhaupt ein solches Ding?

Und wo fing die Pflicht an, wo hörte sie auf? War es Pflicht, Fesseln zu zerbrechen, sobald man erkannte, daß sie einen lähmten und hemmten, oder war es Pflicht, die Stricke, die man selber sich gedreht hatte, wie ein Galeerensklave ächzend und stöhnend zu tragen, nicht achtend, daß sie in's Fleisch sich schnitten und einen langsam zu Tode marterten?

Mit welchem Recht lag er noch neben diesem Weibe, dem er die Treue gebrochen, war es nicht . . . Herr des Himmels . . . Blutschande, mit ihr das Bett zu teilen?

War sie . . . sie . . . sie . . . nicht in dem Augenblicke für ihn eine Fremde geworden . . . wo er, der Pfarrerherr von Borndorf, eine Andere in glutvollem Begehren an die Brust gepreßt hatte?

Blutschande?! . . . Eine Fremde? . . . die Mutter seines Knaben . . . eine Fremde?! . . .

Das Haupt drohte ihm zu springen.

Gerhart . . . Johanna . . . Erich . . . welche schwere Bürde von Schuld hatte er auf seine Schultern geladen

Er, ein Ränder des Gotteswortes!

Gotteswort? . . . Gotteswort? . . .

Da lachte er leise.

Und beim Klange dieses Lachens duckte er sich scheu . . . nein, sie Johanna, schlief und schlief und ahnte nicht, daß das Pfarrhaus zu Bornhof ein Sündenhaus geworden war.

Gab es noch eine Rettung?

Gab es noch eine Umkehr?

Hat er im Rausche gehandelt?

Gab es überhaupt einen Willen in ihm?

Und wenn es einen Willen in ihm gab, wo zwang
der ihn hin?

Er stöhnte.

Wohin verirrt sich seine geheßten Gedanken?

Er trennte sich und seinen Willen . . . was waren
das für tolle Dinge?!

Und sie — Johanna schließ dem jungen Morgen ent-
gegen, dem Morgen, vor dem ihm graute in bangen Ängsten!

Er bückte sich, nahm die Kerze wieder auf und trat
vor den Spiegel, der über dem hölzernen Waschtisch hing.

„Allmächtiger Vater!“ — welch eine Frage grinste ihm
entgegen — wie die Haare ihm an der Stirn kleben
— was für Falten sich in sein ganzes Gesicht gegraben
hatten — wie verwüstet und vergrämt seine Züge aus-
sahen — und das war er — oder das war doch zum
mindesten sein verzerrtes Ich.

Nun grübelte er einen Augenblick.

Was war es denn eigentlich, das ihn mit Allgewalt
zu diesem Mädchen hinzog?

Er fand aber, so sehr er sein Hirn auch quälte, keine
Antwort.

Und dann kam es ihm auf einmal in den Sinn, daß
er ihrem jungen Blute das Gift der Liebe eingeträufelt,
wie ein Verbrecher auch an ihr gehandelt hatte.

Denn in seinen Fall hat er sie hineingezerrt, und
er war es, der sie zum Treubruch verleitet hatte.

Dieses große Kind war sich nicht im mindesten darüber
klar, wie es zu alledem gekommen.

Er sprach Magdalene von jeder Schuld frei; sie war
in seinen Augen das unerfahrene Ding, das er, der gereifte
Mann, gewissenlos bethört — in seiner blinden Verzweiflung
mit Küffen und mit Liebe betäubt hatte.

In seiner maßlosen Leidenschaft, die zur Stunde alle seine Sinne knebelte, empfand er es nicht heraus, daß dieses Geschöpf mit allen Mitteln ihrer Frauennatur ihn umworben hatte, daß sie diesen Kampf, in dem er, der glaubensstarke Mann, gefallen war, mit der ganzen ihrem Geschlechte eigenthümlichen List und Waghalsigkeit geführt hatte, mit jener überlegenen Rücksichtslosigkeit, deren nur ein liebetolles Weib fähig ist.

Er trat an das Fenster und preßte seine heiße Stirn an das Glas.

Und wenn er hier sein ganzes Familienglück zertrümmert sah — denn für Glück hatte er den stumpfen Frieden seines Hauses all die Zeit genommen.

Herr und Heiland — der Augenblick, wo er niedergesunken und überwältigt von all dem fressenden Gram sein Haupt in ihrem Schoß geborgen hielt, während sie zu ihm herab sich beugte, ihn in toller Liebeslust mit ihren Rüssen entflammte — der Augenblick wog alle Pein und Qual ihm auf.

Und was waren denn das für Säfte und Kräfte, die in ihr Leben mußten, und die auf ihn und seinen armen Bruder so mächtig eingewirkt hatten.

Er empfand es, daß es keinen Halt für ihn mehr gab, daß, nachdem er das eine Ufer verloren — er untersinken mußte, wenn er nicht mit allen Muskeln danach strebte, das andere zu erreichen.

Denn nie und nimmer ging es an, zerbrochenes Glück zusammenzulöten.

Er wandte sich plötzlich.

Er blickte in die brennende Kerze, die er auf den Waschtisch gestellt hatte.

Aufmerksam betrachtete er die Flamme, die in zwei Teile ihm zerschnitten schien: nach der Spitze zu von kupferrotem Ton, nach unten von matter, bläulicher Färbung.

„Magdalene!“ flüsterte er traumverloren.

Und erschreckt von dem Klange seiner Stimme schielte er nach Johanna's Lager.

Nein . . . die schlief den Schlaf des Gerechten.

Und während er sein Auge auf sie geheftet hielt, trat in sein zermartertes, gebleichtes Angesicht ein erregter Zug.

Er schüttelte unruhig den Kopf.

„Wahngebilde!“ murmelte er, „Wahngebilde!“

Er wollte die Flamme töten und wieder zur Ruhe sich legen. —

Beim Heiland . . . das ging nicht . . . und schon bei dem Gedanken überlief es ihn eiskalt . . . jetzt . . . jetzt . . . mit ihr das . . . nein . . . nein! . . .

Und wieder fuhr ihm dieser tolle Einfall durch das Hirn. —

Er schlich sich vorsichtig zu dem Stuhl, auf dem seine Kleider gebreitet lagen . . . seine Hand zitterte und bebte, daß er erst sich sammeln mußte . . . er schlüpfte in die Hosen und warf nun Stück auf Stück um seinen Körper.

Noch einen Blick auf sie — — jetzt in die Schuhe. Dann zerbrückte er mit Zeigefinger und Daumen die Flamme.

Und wenn sie erwachte? . . . Bah . . . Es war nichts Außergewöhnliches, daß er in schlaflosen Nächten das Bett verließ und in sein Studierzimmer eilte.

Er klinkte rasch die Thür auf und schloß sie flugs.

Im dunklen Flur verharrte er mit angehaltenem Atem.

Ja . . . er mußte es wissen . . . und nichts hätte ihn jetzt hemmen können, sich Gewißheit zu verschaffen.

Wie jede Stufe gottserbärmlich knarrte der
reine Höllenlärm . . .

Entschlossen zog er die Schuhe aus . . . und auf
den wollenen Socken schritt er weiter.

Nun stand er still . . . Aus gepreßter Brust tief
atmend.

Was war das? . . .

In ihrem weit geöffneten Zimmer Lichtschein, der
ihm blendend entgegenschlug

Mit hämmern dem Herzen, er wußte nicht mehr,
was er that — drängte er mit einem Satze in ihre
Kammer.

Er starrte in die Leere.

Eine drückende, schwere Angst befiel ihn.

Ihre eingesunkenen Kissen starrten ihm entgegen.

Er trat wie von einem Mechanismus bewegt an ihr
Bett. Und wie die frische Wärme aus den Linnen zu
ihm drang, da schoß es ihm durch den Kopf, daß sie ihr
Lager erst vor kurzem verlassen haben konnte.

Er löschte die Lampe aus, trat wieder an ihr Bett
und sog noch eine Weile den Duft ein.

Dann flog er die Treppe hinunter — — — mit
einem Ruck die Schuhe angezogen — und über den Hof
in den Garten.

An den japanischen Quitten vorbei — vorbei an den
Cypressen und schlummernden Nachtviolen, durchstürmte
er den Garten.

„Magdalene!“ hallte es durch die schwüle, gewitter-
schwängere Sommernacht.

Ein leiser Schrei — und er eilte wie gejagt nach
der Richtung, wo er ihren Ton vernommen zu haben
glaubte.

Rein Lüftchen regte sich, aber eine dumpfe, träge Schwere lag in der Natur, als müßte sie sich jeden Augenblick entbürden.

Er achtete dessen nicht, aber er blieb mit einem Male stehen, ungeschlüssig, wohin er seine Schritte lenken sollte.

Und da er noch ratlos hin und her überlegte, sich auch wohl fragte, ob er nicht am Ende sich genarrt, fühlte er plötzlich ihre Nähe, fühlte, wie sie ihn mit wilder Glut umschlang, erst die Augen ihm zuhielt, dann mit einem Ruck sich wandte und ihn preßte und würgte, ihn auf Stirn, Mund, Wangen, Augen küßte, immer wieder und wieder, ohne sich Ruhe und Raft zu gönnen, als wollte sie ihn nicht zur Besinnung kommen lassen.

Und als sie endlich matt und erschöpft inne hielt, brach sie, bevor er noch ein Wort hervorbringen konnte, in herzerreißendes Schluchzen aus.

Er beugte sich zu ihr herab, die, wie ihn dünkte, bis in's Innerste erschüttert, gebrochen und von dem Strom ihrer Leidenschaft zermüht, ein bebendes Klage lied ihrer Liebe sang.

Und während er seine Rechte in ihr rotes Haar ein grub, mit der Linken ihr Nieder umschlang, gab er ihr die zärtlichsten Namen.

Bald nannte er sie Sonne, bald Seele, bald Frühling, bald — Mutter. Und als sie bei dem letzten Worte wie erschreckt emporfuhr, drückte er ihre Hand.

„Du bist mir alles — alles!“ sagte er mit unsicherer Stimme.

Nun wandelten sie durch die Nacht, eng ineinander geschlungen, und jedes von ihnen sog mit seinen geschärften Sinnen den heißen Atem des Andern ein. Und sie wandelten die engen Wege in berauschem Glückschweigen.

„Komm!“ unterbrach sie die Stille und drängte ihn aus dem Garten.

Und nun kaum hörbar: „Thu mir eine Liebe!“

„Jede!“ erwiderte er tonlos.

„Und bist mir auch nicht böse?“ fragte sie zweifelnd, während sie losend beständig über seine Hand fuhr und beinahe lauend ihm in seine Züge sah.

„Du weißt am besten, daß ich das nicht kann,“ antwortete er leise.

„Laß uns auf's Feld gehen, bitte, bitte, widersprich mir nicht.“

Er folgte ihr, wie ein Kind seiner Mutter folgt.

In ihr lag sein Verhängnis.

Er lehnte das Gitter behutsam an, dann schritten sie über den Hof an den Scheunen und Ställen vorbei, die im Dunkel der Nacht so geduckt und traurig dastanden.

Ihm aber fuhr es durch das Mark, als er den Schlüssel im Schlosse drehte, und sie dann außerhalb des Hauses standen.

Wie ein frostiger Thau legte es sich auf seine Seele: Verbrechern gleich, bei Nacht und Nebel waren sie aus dem Hause geschlichen, und Sünde und Frevel war es, zurückzukehren. Denn Räuber und Einbrecher waren sie nach dem Urtheil von Welt und Menschen.

Sie ahnte, was in ihm vorging und schmiegte sich ihm enger und brünstiger an.

„Du, Arnold,“ sagte sie und gab ihrer Stimme einen schmelzenden, weichen Klang, „denk nicht daran!“

Da hing er sich schwer an ihren Arm und sah sie eine Weile eigentümlich an, während es in seinen grauen Augen seltsam blitzte.

Die Dorfstraße lag hinter ihnen, und sie befanden sich auf freiem Boden.

Stumm schritten sie ohne Weg und Ziel an den wogenden Kornfeldern vorüber.

Und plötzlich blieb er stehen und blickte sie wiederum durchbringend an.

„Wie . . . kamst . . . Du . . . in den Garten?“ fragte er stotternd.

Sie senkte die Augen.

„Ich . . . ich,“ sagte sie stotternd, „ich . . . ich . . . Arnold . . . Du wirst über meine Thorheit lachen . . . ich . . . ich . . . erwachte plötzlich . . . und dann wurde mir ganz schwer im Kopfe . . . Du . . . Du wärest dort unten . . . redete ich mir ein und da . . . da hielt ich mich nicht länger . . . und stürzte hinunter.“

Er zuckte und zitterte.

Was war denn das für ein Zusammenhang; daß es auch ihn zu ihr gedrängt und gepeitscht hatte, in dem jähen Gedanken, er müßte — — müßte sie wach finden, seiner harrend? . . .

„Arnold, ich hab Dich so . . . so unaussprechlich lieb,“ klang es wie in verhaltenem Weinen wieder zu seinem Ohr, „so lieb, daß wenn Du von mir bist . . . und mit Dir möchte ich durch die Nacht gehen und beten, daß es immer und immer Nacht und Nacht bliebe, damit niemand unser Glück sieht, niemand, Arnold . . . ah — wie ich die Nacht und ihre Stille liebe,“ schloß sie bebend, während sie unbewußt mit ihren Fingerspitzen in zitternden Bewegungen über seine innere Handfläche fuhr.

Er hörte ihr mit Grauen und mit Wollust zu, und während sie sprach, glaubte er schillernde Farben zu sehen und eigenartige Klänge zu hören. Und die glitzernden

Farben und die seltsam tönende Musik woben sich ineinander.

Die Liebe ist stärker als der Glaube, und die Liebe scheidet und verbindet wundermächtig, tönte es ihm als Grundakkord entgegen.

Weiter schritten sie und weiter, sich immer mehr vom Dorf entfernend.

Jetzt hatten sie zu Häuptern die lang gezogenen Telegraphenbrähne und näherten sich den Schienen der Eisenbahn.

Und immer mehr ballten und knäuelten sich die Wolken zusammen, und in die stickige Luft fuhren als Vorboten des nahenden Gewitters staubaufwirbelnde Winde.

Alles des achteten sie nicht.

Nun waren sie bei dem schwächtigen, aus roten Ziegeln errichteten Bahnwärterhaus mit seinem bescheidenen Vorgärtchen angelangt.

Bei ihren nahenden Schritten sprang der Kettenhund, als wär er plötzlich toll geworden, in die Höhe und bellte und heulte in die Nacht hinaus und stierte sie mit seinen Augen an, die gleich brennenden Kohlen glühten.

Magdalenen schlugen die Zähne aufeinander.

„Du . . . Du . . . ich habe Angst!“ wimmerte sie kläglich.

Der Hund kläffte immer lauter, und sie jagten in fliegender Eile, seiner Nähe zu entrinnen, immer die Schienen entlang, geheiztem Wilbe ähnlich.

Endlich vernahmen sie nur noch aus der Ferne sein abgehacktes Bellen und hielten erschöpft inne.

Ein dumpfes, fernes Donnern drang zu ihren Ohren.

Und jetzt hörten sie auf auf einmal ein zischendes Geräusch, und dann sahen sie grauweiße Dämpfe, die

senkrecht zum Himmel emporstiegen und dazwischen sprühende Funken, und wie der Sturmwind fauste ein Eisenbahnzug an ihnen vorüber.

Magdalene erschauerte und enger preßte sie sich an ihn. Plötzlich aber sah sie großäugig zu ihm empor, schweigend, wie vom Fieberfrost geschüttelt.

Und dann mit einem Ruck löste sie ihr rotes Haar, theilte es in zwei Hälften, warf es ihm um den Hals und schlang seine beiden Enden fest um ihn, als wollte sie ihn solchermaßen fesseln und nimmer von sich lassen.

Und als er wie gelähmt nur ihre Stirn berührte, zog sie ihn wild zu sich herab und biß ihm plötzlich in die Wange, während ihrer Brust ein langgezogenes Stöhnen sich entrang.

Und nun begann der Wind vernehmlicher zu heulen und spritzte ihnen den trockenen, nach Regen dürstenden Sand in die Gesichter.

Er löste ihre Arme von seinem Hals.

„Laß uns heimwärts gehen,“ sagte er gedrückt.

Sie nickte und reichte ihm den Arm.

„Herr, mein Gott!“ sagte sie zusammenfahrend, als es plötzlich in Schlangenlinien am Himmel blitzte, und sie sein Antlitz sah, aus dem jeder Blutstropfen gewichen schien.

„Herr, mein Gott! Wie siehst Du aus, was ist Dir?“

„Nichts . . . nichts!“ erwiderte er.

„Hab ich Dir weh gethan?“ fragte sie in banger Angst, während in ihr Gesicht ein unsäglich gequälter Ausdruck trat.

„Nein, nein — nämlich — ich — Herr Gott . . .“

Und nach einer Weile: „Wie es da so zuckte und im Dunkeln blitzte, ist es mir in den Sinn gekommen, Mag-

dalene, daß wir Menschen wie in einer Nacht dahinwandeln, ahnungslos, uns selbst nicht kennend. Und dann schlägt in diese Nacht, wie ein Blitz irgend ein gewaltiges Ereignis, und die Binde fällt uns mit einem Schläge von den Augen; und in dieser grellen Helle sehen wir uns in unserer wahren Gestalt, und ein Grauen packt uns, wenn wir hinter ein Leben schauen, das der Selbsttäuschung — dem feigen Betrug gehörte. Sieh, mein ganzer Stolz und meine selbstsichere Tugend ist zerbrochen. Ich hatte Halt und Stütze an der Lüge, und nun, wo ich in mich selbst geblickt, bin ich entwurzelt, wie aus den Fugen gehoben. Meine ganze Ehrbarkeit, meine ganze Welt- und Sittenanschauung, in vielen Jahren errungen, zerstieß wie Spreu in dem Augenblick, da ich Dich, Magdalene, sah, das ist ein Selbstbekenntnis,“ fuhr er leiser fort, und ein nervöses Bittern klang durch seine Stimme, „das den Mann zu Boden wirft. Das sind Keulenschläge, unter deren Wucht man zusammenbricht und die Besinnung verliert, das sind —“

Er kam nicht weiter.

Ein in der Ferne polterndes Getrach und aufflammende Blitze, die im Zickzack sich wanden und krümmten, zerschnitten seine Rede.

Große, schwere Tropfen fielen vom Himmel.

„Arnold, Arnold, hab mich lieb,“ sagte sie jammernb und dann sich zusammenraffend: „Dein war ich schon damals, als ich zum ersten Male Dein Bild sah, und Dein Leben will ich Dir . . . ach, Arnold, das läßt sich gar nicht fagen, was ich litt . . . Herr Gott, wenn ich ein schlechtes und niedriges Geschöpf bin, in meiner Liebe zu Dir fühle ich mich rein und fromm und gut.“

Und da sie mit fliegendem Atem die letzten Worte

hervorstammelte, nahmen ihre von der Leidenschaft zerrütteten Züge einen eigenartigen Glanz an.

Der Regen aber begann in Strömen herniederzufließen, daß sie ihre Schritte besügelten.

Sie traten unter einen kleinen, bogenartigen Bahntunnel und warteten eine Weile.

Sie sah mitunter verstohlen zu ihm hinauf, der, wie in sich versunken, mit gebeugtem Kopfe da stand.

Wenn sonst ein Unwetter ausgebrochen und ihn aus dem Schlafe geweckt hatte, so war er aufgestanden, war in sein Arbeitszimmer geeilt und hatte vor dem Gekreuzigten auf den Knien gebetet.

Und dann war er an das Fenster getreten und hatte auf die Dorfstraße geblickt, wo mit einem Male, fast zu gleicher Zeit in allen Häusern die kleine Öllampe angezündet ward, und der Bauer und sein Weib trotz der schweren Müdigkeit in murmelndem Gebete die Lippen bewegten und den Herrn und Heiland ansahen um Schutz und Schirm für die Ernte, ihres sauren Fleißes Lohn. . .

Der Regen hielt inne und er zog sie mit sich fort.
Er wollte quälende Gedanken fliehen.

Sie eilten im Sturmschritt an den Feldern vorüber.

Das Gewitter mußte weit entfernt gewesen sein und hatte das Dorf selbst kaum gestreift.

Er atmete erleichtert auf.

Überall war es dunkel.

Alles schlief in tiefer Ruh.

Noch wenige Schritte — und das Pfarrhaus war erreicht.

Wie von einem schweren Druck befreit, wandte er sich Magdalenen wieder zu.

Ihre Augen glühten im Dunkel der Nacht.

Er meinte es zu spüren, wie sie mit aller Kraft sich zähmte und bezwang.

Schauer durchrieselte ihn.

„Arnold!“ rief sie und nichts weiter als: „Arnold!“ und sah ihn mit brennendem Verlangen an.

Und alle Demut war aus ihren Zügen nun geschwunden, die vom Fieber der Leidenschaft in allen Muskeln straff gespannt waren.

Er wandte den Blick zur Seite und fühlte nur um so stärker ihre Allgewalt.

— — — — —

An Frau Johannas Schlafgemach hielten sie still . . .
dann stiegen sie gesenkten Hauptes und pochenden Herzens
die Stufen der Treppe zu Magdalenens Kammer hinauf.

.....
.....
.....





XIV.

Magdalene bewegte sich gleichsam in einem Meere von Luft und Furcht.

Ihre einmal geweckte Frauennatur lechzte nach der Liebe.

Sie klammerte sich an ihn und entflammte ihn immer zu neuer Leidenschaft.

Sie war schier unersättlich, als wollte sie ihn ausschürfen.

Dazwischen immer in jener beklemmenden Angst, die ihre Seele schürte, irgend ein Mensch könnte ihre Sündenliebe ahnen.

Von Tag zu Tag sah sie mit gesteigertem Grauen Kürsens Besuch entgegen.

Dabei fühlte sie sich vollauf als die Geliebte eines unfreien Mannes.

Und wenn sie ihn vorher instinktiv zu sich herangelockt hatte, führte sie jetzt bewußt, mit der ganzen Durchtriebenheit ihres Geschlechtes den Kampf.

Sie reizte ihn mit allen erdenklichen Mitteln und Kniffen und rieb sich in ihrem Eifer förmlich auf. Die Angst, sie könnte ihn verlieren, spornte sie bis in's Ungeheuerliche.

Die ganze Qual und Pein ihres verborgenen Zusammenlebens machte sie in einer Weise erfinderisch, daß sie nicht selten vor sich selbst erschraf.

Sie wechselte häufig die Kleidung und studierte, ohne je ihn auszufragen, welche Zusammenstellungen von Farben auf seine Sinne wirkten, wie sie den Ton ihrer Sprache senken oder heben mußte, um ihn gleichsam zu betäuben und in ewigem Rausch zu halten.

Dabei wußte sie sich mit einer rührenden Naivität zu geben, ihn mit ihren Blicken gewissermaßen, ohne daß er es selber merkte, nach ihrem Wunsch und Willen zu leiten und zu lenken.

Dann wieder wechselte sie ihre Stimmung. Sie ward wortfarg und verschlossen, maß ihn mit finsternen, drohenden Blicken und mied ihn tagelang, um desto leidenschaftlicher und ungestümer ihn an ihre Brust zu ziehen.

Sie suchte sich in seine innersten Gedanken zu drängen und sich den feinsten Fäden seines Fühlens zu verknüpfen.

Sie rankte sich an ihm gleichsam empor und zwang ihn mit lachender Stimme und thränenden Augen, ihr zu jeder Stunde zu bekennen, was ihn bewegte, worüber er sann.

Und weil sie seinen Organismus, den alles Gemeine und Niedrige abstieß, ergründete, zähmte sie sich selbst zu Zucht und Sitte.

Wenn sie aber in heimlicher Erkenntnis auf einmal sich bewußt ward, wie versteckt und hinterlistig sie sich ihm genähert, mit welchen Ränken sie ihn in ihr Netz gelockt hatte, und um dessentwillen nun in quälenden Selbst-Vorwürfen sich erging, so fand sie darin erlösenden und sie hebenden Trost, daß sie von ihrer Leidenschaft gespornt, ohne jeden berechnenden Sinn gehandelt hatte.

Denn sie hatte ihn gelockt, weil sie ihn eben locken mußte, geheßt von ihren erwachten Sinnen, die alle Fesseln durchbrochen hatten und nicht mehr zu bändigen waren.

Ein vielen Frauen eigentümlicher Zug, der unausrottbarer Glaube an ein ihnen vorher bestimmtes Schicksal, beherrschte auch sie.

Sie glaubte plötzlich die Unruhe zu verstehen, die über sie gekommen war, als sie Gerharts Werben Ohr geliehen.

Und klar, krystallklar wurde es ihr, weshalb sie ihn in bangem Vorgefühl bestürmt hatte, sie mit sich zu nehmen.

Ja . . . das . . . das . . . war's gewesen . . . das allein.

Und dann war sie in das Pfarrhaus gekommen und hatte es schon in dem Augenblicke, wo sie Arnold am Bahnpertron gesehen, mit grauenhafter Bestimmtheit gewußt, daß in seinem Hause ihr Verhängnis sich erfüllen würde.

Gegen Frau Johanna wandte sich ihre grausame Frauenlogik.

Sie hatte ihn zehn lange Jahre besessen und trotz alledem es nicht verstanden, ihn fester an sich zu fetten.

Unverdientes Glück hatte sie genossen und mußte jetzt ihn freigegeben.

Mußte! Denn er selber hatte es ihr ja gestanden, daß er wie in einer Nacht dahingewandelt war, und daß sie ihn erst geweckt und zum Bewußtsein dessen, was Leben und Glück bedeutete, geführt hatte.

Ja, in Gedanken gegen des Pfarrherrn Weib, erfüllte sie ein verbrecherisches Verlangen.

Sie maß mit haßerfüllten Blicken Frau Johannas breite, gesundheitsstrophende Gestalt, und sie empfand ein raubtierartiges Verlangen, fühlte, wie ihre Finger sich krallten, und ohnmächtige Wut sie würgte.

Die . . . die allein . . . stand ihr im Wege . . . und wenn sie . . . dann . . . dann . . .

Kaltes Nieseln überlief sie, und Grauen packte sie.

Seinen Knaben aber fürchtete sie fast ebenso wie Lürsen, und umsomehr, als es ihr trotz aller Liebkosungen und Anstrengungen nicht gelungen war, das Kind sich gefügig zu machen.

Der kleine Bursche mied sie in spröder Furcht und sah sie mit seinen großen, hellen Augen, den Augen seines Vaters, blickend an, schon wenn sie ihm nahe kam.

Da gab sie diesen Kampf auf, in der Erkenntnis, hier einer Macht gegenüber zu stehen, über die sie nie und nimmer Gewalt erringen würde.

Während sie jedoch die Bande zwischen Arnold und Johanna rücksichtslos zerschnitten hatte, empfand sie sehr fein, daß seine Liebe zu dem Knaben eine solche war, daß sie an ihr niemals lockern durfte.

Aber wenn sie sich mit allem auseinandersetzte und insgeheim Frau Johanna gegenüber äußerste Folgerungen zog, so verstummte sie in ihrem Denken, sobald Gerharts reine Gestalt vor ihr auftauchte.

Es war das in ihr die wunde Stelle, wo sie sich schuldbeladen fühlte und von Gewissensbissen gequält.

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, so oft sie jene Stelle seines Briefes las, wo er ihr in wenigen Worten mitgeteilt, daß er ihre Zukunft sicher gestellt habe — Thränen der Verzweiflung, daß er sie mit Wohlthaten überschüttete, während sie nichts — nichts mit ihm gemein hatte und erbarmungslos über sein Glück hinweggeschritten war.

Dann wieder tröstete sie sich, es sei auch für ihn zum Segen ausgeschlagen, daß es so gekommen war.

Denn an ihrer Seite — davon war sie tief durchdrungen — würde er ein Knechtsdasein geführt haben.

Das hatte sie in jener Stunde erkannt, wo sie in sein Zimmer geschlichen war und ihn in seiner demütigen, zerknirschten Stellung gefunden hatte.

In der Ehe mit ihm würde ihre ganze Herrschsucht, ihre wilde, begehrende Natur zu üppiger Entfaltung gelangt sein, und je unbefriedigter sie sich gefühlt hätte, umso mehr würde sie ihn gequält und zerrieben haben.

Sie erbehte aber, wenn sie ihres Wesens in dieser Helle sich bewußt ward, wo sie ihre unter bestimmten Verhältnissen bedingte Entwicklung deutlich sehen zu können meinte.

Und dann — in gewissem Sinne wiederum erregte es ihre Wollust, und sie vermochte dieses Vorstellungsnetz Masche für Masche gleichsam sich aufzuknüpfen, wie sie sich an Gerhart für ihr unglückseliges Leben gerächt haben würde. Wie er dann aus seinen verwegenen Träumen jählings erwacht wäre und doch in seiner ungestümen Liebe nicht die Kraft und den Mut gehabt hätte, sich von ihr loszureißen, oder ihr den Herrn zu zeigen. Wie sie ihn tagaus — tagein mit tausend Nadelstichen gepeinigt und bis zur Verzweiflung gefoltert haben würde. Er hätte die Rolle eines Sklaven gespielt, den sie mit Fußtritten erniedrigt hätte, und der trotz alledem, von seiner Leidenschaft verzehrt, nicht von ihrer Seite gewichen wäre.

Denn sie wußte, daß sie die Frau war, fähig, das ganze Leben eines ungeliebten Mannes in grausamem Triebe zu vernichten.

Nun gut, sagte sie sich, er hat mich von der Schande und dem Elend befreit, und ich habe ihn vor Jammer und Unglück bewahrt.

Aber trotz solcher verzwickter Selbstverteidigung wurde

sie Gerharts Schatten nicht los, der sie auf Schritt und Tritt — hartnäckig verfolgte.

Niemals sprach sie darüber zu Arnold.

Und so sehr sie körperlich und seelisch in einander wuchsen, so nieden sie es dennoch in bitterer Scham, über Gerhart — Johanna und Erich Gedanken auszutauschen.

Hier fühlten sie eine Kluft.

Sie hatte aber mit ihrem heißen Willen auch in ihn ein Kraftgefühl gesenkt, daß er jeden Selbstmordgedanken weit von sich wies.

Er wollte leben und aller herrschenden Moral zum Trotz sein Glück sich bauen.

Und gerade darin, daß er vor aller Welt in seinem neuen Denken sich bekennen würde, unbekümmert, daß man ihn von allen Seiten steinigen würde, wollte er sich scheiden von jenen Anderen, die in freveler Sinnelust über das Heiligste hinwegschritten.

Denn das Heiligste blieb ihm die Ehe — die Ehe zwischen Mann und Weib, die für einander geschaffen und von der Natur für einander bestimmt waren.

Und Verbrechen und Sünde war es, in die Ehe zu schreiten, ohne von dem Bewußtsein erfüllt zu sein, daß diese und nur diese das Weib sein konnte, mit der man leben durfte. Und lieber einsam alt und grau werden, als auf schwankendem Grunde sein Haus zu errichten.

Stückweise riß er sich seinen alten Glauben aus dem Herzen, und mit dem Feuereifer des Abtrünnigen stürzte er sich in die Worte der Wundermänner, die die neue Lehre verkündeten.

Er berauschte sich an ihrer Weltanschauung, die von marternden Tugendsschlüssen frei, ihm Trost und Balsam für sein zerfleischtes Innere bot.

Er sah die Mythen der Schöpfungsgeschichte wie Schaumgebilde zergleiten.

Er ging in den Beweisen auf, die ihm darlegten, daß die einzelnen Ringe der Entwicklungskette, die der Mensch zu durchlaufen hatte, ehe er von der einfachen Eizelle zu seinem durchbildetsten Zustande gelangte, in erweitertem Maße bei seinen tiertischen Vorfahren, die denselben Organismus besaßen, nachzuweisen wären, und daß diese seine Vorfahren von der uraltesten Vergangenheit bis auf die Gegenwart sich in gleichem Maße, wie er selbst entwickelt hatten.

Er glaubte es zu begreifen und nahm da, wo er Lücken fand, seine ganze Phantasie zu Hilfe, daß die ganze Geschichte der Menschwerdung nur ein Auszug der Tiergeschichte sei. Und je mehr er sich in seinen neuen Glauben vertiefte, desto deutlicher wurde er sich darüber klar, daß er nicht einmal sich in seinem eigenen Körper begriffen hatte.

Er verstand jetzt erst, daß er Körperteile mit sich herumtrug, die an sich völlig wertlos, uralte Wertstücke seiner niederen Wirbeltierahnen vorstellten. Und sein Erstaunen wuchs, je mehr sich die Beweise seiner tierischen Abstammung häuften. Eine reinere Frömmigkeit erfüllte ihn, da er erkannte, daß es auch im Sinne der Naturforscher eine Wiedergeburt gab, die dann freilich im Laufe der Zeiten Fälschungen der merkwürdigsten Art durchgemacht hatte.

Und während er sich mit zähem Fanatismus in die Werke der Naturforscher versenkte und seine theleologische Weltanschauung ruckweise zerfallen sah, studierte er auf der anderen Seite, um seinem Gemütsleben Stoff und Nahrung zuzuführen, die Poesie seiner Zeit, die auf den Errungenschaften und erworbenen Gesetzen der Gelehrten und Forscher sich aufbaute.

Und wenn ihn, dem ästhetisch durchbildeten Mann, der an Dante, Cervantes, Shakspeare, Goethe seine poetischen Meister gefunden hatte, die noch rohe Form der jungen Dichter abstieß, so fesselte ihn doch immer wieder ihr tiefer Ernst, ihre sittliche Kraft und die Schärfe ihres Beobachtungsvermögens.

Und als geistigen Hochmut empfand er es, daß er ehedem geglaubt hatte, mit orthodoxem Dünkel über ihr Können und Wollen aburteilen zu dürfen.

In dieser Überbürdung, in der so neue Gesichtskreise seinem Geiste sich boten, in diesem aufgeregten Liebesleben, begann sein Haar an den Seiten zu grauen und tiefe Falten seine Stirn zu furchen.

Bei jedem Worte, das Frau Johanna zu ihm sprach, fuhr er erschreckt zusammen; er gab ihr einsilbige, gereizte Antworten und mied ihre Nähe — ihr Gespräch.

Sie beobachtete ihn mit der ängstlichen Liebe der Hausfrau, sah, wie er bei dem leisesten Geräusch nervös aufzuckte und bewies eine Engelsgeduld, während sie unsäglich litt.

Sie fragte sich verzweifelt, was das alles zu bedeuten hätte, woher seine plötzliche Reizbarkeit entstanden wäre.

Sie empfand ganz deutlich, daß er mit jedem Tage sich ihr mehr entfremdete, ihren Umarmungen sich entwand und jeglichen ehelichen Verkehr scheu mied.

Sie merkte, wie er sich mühsam in die Kirche schleppte und horchte verwundert auf, als er plötzlich ganz anders zu predigen begann.

Er sprach einfach und schlicht in gedrücktem Tone, ließ alle großen Bilder bei Seite und ermahnte zur Liebe, Ver-söhnung und Selbsteinkehr. Alles hochtrabende Pathos war aus seiner Rede geschwunden.

Immer wieder hob er den Satz hervor, daß keiner das Recht habe, den Anderen zu richten.

So oft es aber anging, suchte er Magdalene auf. Und an ihrer Seite verbrachte er weltentrückte Stunden.

Sie hörte ihm dann zu, ihn immer wieder erregend und aufmunternd mit ihren schillernden, feuchten Augen.

Zuweilen warf sie eine kurze Frage dazwischen, um ihm ihren Anteil auszudrücken, und sie wuchs thatsächlich in dem Verkehr mit ihm.

Sie liebte sich von ihm Bücher, nicht aus dem Wunsch heraus sich weiter auszubilden, sondern nach seinem Lobe, seinem Beifall geizend. Aber je weiter sie vorschritt, desto mehr Zerstreuung und Gefallen fand sie an diesen Dingen.

Auch hier war ihre Eitelkeit gereizt und gleichzeitig das Bestreben, nach jeder Richtung hin ihn auszufüllen.

Ihr geistiges Wachstum herauschte ihn, er geriet über die Art ihres Fragens, über ihre feine Empfindsamkeit und ihr rasches Auffassungsvermögen in Staunen.

Er fragte sich, ob Frau Johanna in gleicher Weise sich entwickelt hätte, wenn er sich Zeit und Mühe genommen haben würde, auf sie einzuwirken.

Aber das war es ja — er war teilnahmslos an ihrer Seite geschritten, hatte sie für Haus und Küche sorgen lassen und sie gewissermaßen als ein niedriger geartetes Geschöpf betrachtet, im Grunde als die treue Magd des Hauses, als deren Herr er sich christlicher Anschauung gemäß gefühlt hatte.

Er hatte in nicht geringerem Maße wie all die Übrigen zu jenen Barbaren des zur Neige gehenden Jahrhunderts gehört, die ihre Frauen erniedrigten, indem sie ihnen nur den Überschuß von körperlicher und tierischer Kraft gaben.

Aber daß es die höchste Aufgabe des Mannes war, das durch falsche Erziehung verkümmerte Weib zu sich emporzuheben, ihr eine freiere, höhere Anschauung über Welt und Dinge einzulösen, mit der Mutter seiner Kinder nicht nur in einem körperlichen Zusammenhange zu leben, das leuchtete ihm jetzt erst ein. Denn das war das große und erhebende Wunderwerk der Ehe, daß der Mann, der erst im eigentlichen Sinne die Frau aus ihrer Hülle löste, sie zum Bewußtsein ihrer höchsten Aufgabe führte, auf sie, die vor ihm lag, bleich und blaß, seine Kraft und Stärke unter Dual und Schauer anerkennend, einen Einfluß gewann, macht dessen er sie erheben und sich ebenbürtig machen konnte.

Und in der Ehe begann erst die Erziehung der Frau, die nur ihrer Würde, ihres Wertes sich bewußt ward.

Wehe dem Manne, der es verabsäumt hatte, seines Weibes Bildner zu werden. Aber seines Weibes Bildner konnte der allein werden, der nach diesem seinem Weibe mit allen Kräften seiner Sinne und Seele geahndet hatte . . .

Und nun ihm dieses große Glück zu teil geworden, wollte er gerechten und dauernden Anspruch auf dasselbe sicherwerben.

Er wollte sie erziehen — langsam und mit Vorbedacht, aber nicht in schulmeisterlicher Art, sondern nach den Gesetzen ihrer Persönlichkeit, nach Gesetzen, die in jedem Menschen vorhanden waren, und denen man nur nachzuspüren hatte, um seines Erfolges sicher zu sein.

Die ganze schöpferische Kraft des Mannes mußte sich bei solchem Werk bethätigen, und eine Fülle ungeahnter Lust bei diesem Entwicklungsprozesse sich ergeben.

Er sah es in seinem Geiste, wie sich mählich alle gemeinen Bestandteile in ihr lösten, bis eine einzige, reine Substanz übrig blieb.

Er ging aber bei allen diesen Erwägungen von der geistigen und körperlichen Überlegenheit des Mannes aus und ahnte nicht, wie er selbst unter dem treibenden Einflusse eines Weibes stand, das, so sehr es fähig war, dem mit aller Leidenschaft geliebten Manne sich anzupassen, im letzten Grunde in dem Maße von ihrer natürlichen Herrschaft erfüllt war, daß es nur bis zu einer bestimmten Grenze folgte, so lange nämlich Eitelkeit und Gattungstrieb ihr Handeln bestimmten.

Daß sie ihn zum Teil in ihre Bahnen lockte, fühlte er in seiner ungestümen Liebe nicht heraus, auch war er eine viel zu offenerzige Natur, um hinter ihre feinen Schliche und leisen Ränke zu kommen, mit denen sie ihn zu umgarnen mußte.

Er hatte viel zu wenig Frauen kennen gelernt, um auch nur im entferntesten zu ahnen, daß diese Art von Demut im letzten Grunde eine Maske gefährlichster Art ist, mit der die Frauen über ihr eigentliches Temperament in raffinierter Form hinwegzutäuschen wissen.

Es entging ihm freilich nicht, wie harmlos und geschickt sie mit Johanna zu verkehren verstand, so daß diese nie und nirgends daran dachte, daß dieses junge Ding in ihrem Hause verhängnisvoll werden könnte.

Wohl fiel ihm diese Tücke auf, aber in dem ganzen Verhältnis zu seinem Weibe war er in gewissem Sinne stumpf geworden, so daß er hier nicht mehr Kritik zu üben vermochte.

Es kränkte ihn aber und steigerte seine Glut, daß Magdalene, die ihre Liebe mit dem funkelnden Auge einer für ihre Jungen besorgten Mutter hütete, ihre Zusammenkünfte einschränkte, bis zum äußersten vorsichtig und auf Unheil lauend.

Zimmer mit dem Vorsatz erwachend, die Fesseln, unter denen er ächzte, zu zerreißen, verschob er es dennoch von Tag zu Tag.

Eine begreifliche Scheu hemmte ihn.

Er wollte Auge in Auge mit dem Bruder abrechnen, nicht wie ein feiger Verbrecher seinem Richter sich entziehen.

Und Gerhart mußte ihm Glauben schenken, mußte als Mann vor der grausamen Thatsache sich beugen, daß Magdalene in ihrer Liebe zu ihm geirrt und an diesen Irrtum nicht ein ganzes, langes Leben hatte ketten wollen.

Und gerade weil Gerhart Magdalene liebte, mußte er sie freigeben; denn nie und nimmer konnte er wünschen, sie elend zu machen.

Er schreckte vor keiner Folgerung mehr zurück, er fühlte in sich den Mut und die Stärke, fittensmorschem Brauch entgegenzutreten, für sein Handeln bis zum letzten Atemzuge einzutreten.

Denn gemein und feige war es, sich gegen Sitte und Herkommen zu empören, um dann in seiner Kraft zusammenzubrechen und aus bleicher Furcht an sich selber Hand zu legen.

Und das gerade unterschied den Starken von dem Krüppel, daß er nur in sich selber seinen Richter fand und dem Ansturm einer ganzen Welt Troß bot, wenn Sein oder Nichtsein zur Lösung wurde.

Ja, das mußte etwas Gewaltiges und Erhebendes sein, wenn der Einzelne mit seiner freien, überlegenen Anschauung gegen das dumpfe und stidige Empfinden der Masse auftrat, die alles über einen Kamm schor und in brutaler Einfalt nicht die Seelen zu scheiden vermochte.

Und der Ehebruch konnte zu einer sittlichen That werden, sobald der eine Teil in sich die Bande, die ihn gefesselt hatten, durchbrochen sah.

Denn Blutschande war es, zusammenzuleben, wo es keinen gemeinsamen Halt mehr gab.

Aber wenn er an diesem Punkte angelangt war und in seinem strengen Wahrheitsfönn an seinen Knaben dachte, an seinen Knaben, den Frau Johanna ihm geboren hatte, und der sein Stolz und seine Freude gewesen war, den er vom ersten Atemzuge, wo er Krebsrot in das warme Wasser gesteckt worden war, bis zu diesem Augenblicke in den feinsten Phasen seiner Entwicklung belauscht hatte, immer bestrebt, so eine Kindesseele in all ihren feinen Schwingungen zu begreifen und nachzuempfinden, so geriet er in ratlose, ängstliche Verwirrung. War hier denn nicht die eiserne Klammer, die ihn und Frau Johanna zusammenhalten mußte?

Und was sollte aus seinem Knaben werden?

Wer hatte größeren Anspruch auf das Kind: der Vater oder die Mutter, der Mann, der es ohne Kraftaufwand in behaglicher Wonne erzeugt, oder das Weib, das Leib und Leben daran gesetzt, unter unsäglichen Qualen, in allen Eingeweiden sich krümmend, es zur Welt gebracht hatte?

Und da sah er deutlich die Stunde wieder, wo Frau Johanna in Todespein danieder gelegen hatte, Gesicht und Hände wachsbleich, wo die Ärzte bedenklich den Kopf geschüttelt hatten, wochenlang kaum das Krankenzimmer verlassen, alles auf den Fußspitzen einherlief, und seine Schwiegermutter mit einer tiefen Falte in der Stirne in seinem Hause schaltete und waltete, bald nach Frau Johanna sehend, bald nach dem Kleinen, der in seiner hölzernen Wiege lag und künstlich aufgepäppelt wurde.

Er hatte es damals in verzweifelter Pein empfunden, daß er überall im Wege stand, nirgends helfen konnte.

Aber sein felsenfestes Gottvertrauen hatte ihm über die schwere Zeit hinweggeholfen. Und vor dem Kreuze hatte er Labfal und Trost gefunden.

Das alles hatte sich geändert — in einem umgewühlten Erdreich wurzelte er — ein Anderer — ein Neuer.

Durfte er, fragte er sich, Frau Johanna auch den Knaben nehmen?

Und nun zermartete er sich das Hirn, wie es käme, daß er an dem Kinde einer ungeliebten Frau mit solcher Kraft und solcher Liebe hing? Und er meinte schließlich in dem Kinde sich selbst zu schauen. Und aus dem Schöpferbewußtsein und dem Gefühle, sein Fleisch erneuert zu sehen, entsprang seine väterliche Neigung.

Er legte sich die Frage vor, wie er die Trennung von seinem Knaben ertragen würde, und sein Gesicht verzerrte sich.

Aber in alle diese Erwägungen schlug dann wie verklärend der Gedanke an Magdalene und löste ihn aus seinen hangen Zweifeln. Sein Kraftgefühl steigerte sich, und er meinte es zu empfinden, wie er mit der Zeit freier wurde, als wäre er nach schwerer Krankheit gesundet und von schädlichen Säften befreit.

Ihn dünkte es, als wenn er plötzlich auf höherer Binne stände und mit erweitertem Sinne auf das Krämerreiben der im Staube Wandelnden herabsähe.





XV.

Über ihr Leid mit irgend jemandem zu sprechen, hatte Frau Johanna begreifliche Scheu. Nicht einmal mit ihrer Mutter, der klugen Frau Konsistorialrätin hätte sie darüber reden, oder gar in Briefen Gedanken austauschen mögen.

Ihr ganzer Frauenstolz, ihr ganzes Empfinden lehnten sich dagegen auf.

Und gerade die Harmlosigkeit Magdalenens, die ihrer Ansicht nach Arnolds Wandlung nicht einmal zu merken schien, ließ die Dinge weniger ernst nehmen.

Sie schlug Arnold gegenüber bei den Mahlzeiten einen besonders freundlichen Ton an und behandelte ihn mit jener Milde, die man einem Kinde zu Teil werden läßt, das nach langer Krankheit das Bett verlassen darf.

Daß sie damit völlig das Gegenteil dessen, was sie wollte, erzielte, ihn durch dieses mütterliche Gebahren, das die Frau so gern in verzwickten Lagen ihren Gatten gegenüber zum Ausdruck bringen, in seinem Innern nur noch mehr reizte, ahnte sie nicht.

Ihn aber kränkte diese überlegene Demut und Liebe, deren Bestreben, ihn unversehens zum gefügigen Kind herabzudrücken, ihn mißtrauisch und verbittert stimmte.

Ja, wenn sie ihn in aufwallendem Zorne zur Rede gestellt oder in eindringlichem Tone Rechenschaft für sein verändertes Verhalten gefordert hätte, so würde er darin einen ehrlichen Kampf gesehen haben. Aber daß sie keine Silbe verlauten ließ, in förmlich kriechender, gebuckter Stellung verharrte, um ihm, ohne daß er es merkte, die Schlinge über den Hals zu werfen — das verdroß ihn auf das äußerste.

Er zieh sie in seinem ungerechten, überreizten Zorne der Falschheit und Hinterlist und glaubte, sich aus ihrem Benehmen ein Recht herleiten zu dürfen, noch schroffer und rücksichtsloser aufzutreten.

Sie fühlte aber ihre Kräfte erlahmen, wenn er unmittelbar nach den Mahlzeiten auf sein Zimmer eilte und nach dem Abendbrot — die Andachten hatten völlig aufgehört — sich, wie er vorgab, in seine Arbeit hineingrub, um erst spät in der Nacht, während sie mit verweinten Augen in den Kissen sich wälzte, ihr Ehegemach zu betreten.

Sie zerbrach sich den Kopf und fand doch nicht, was plötzlich in ihn gefahren.

Alle nur möglichen Vorstellungen quälten sie.

Sie meinte, das letzte Amtsschreiben mit dem blauen Siegel, nach dem sie in allen Winkeln seines Studierzimmers vergeblich gefahndet hatte, sei die Ursache seines Grams, dann wieder — er sei seines Glaubens abtrünnig geworden, und der Vorwurf, der damals, als er seine „Leoladie“ veröffentlicht hatte, von allen Seiten, auch von ihrem Vater gegen ihn erhoben worden war, fände nun thatsächlich seine Bestätigung.

Seine ganze Frömmigkeit schien ihr geschwunden; ihr war's, als ob er das Beten verlernt hätte.

Und die Nächte, die er dort oben zubrachte, galten der Ausarbeitung seines neuen Bekenntnisses.

Jedes Mal, wenn sie in der Frühe die fast ausgebrannte Lampe aus seinem Zimmer herunterholte, ließ sie ihre ängstlichen Blicke über seinen Schreibtisch gleiten, ob sie irgend einen Papierstreifen fände, der ihr Aufschluß geben konnte.

Und da sie eines Morgens das Heilands-Kreuz vermißte und auf seinem Schreibtisch all die Bücher fand, die er sich von Berlin hatte kommen lassen, und auf deren Titelblättern jene Namen prangten, bei deren bloßer Erwähnung alles in ihrem Elternhause auszuspudden pflegte, war ihr das Rätsel gelöst.

Er hatte seinen Glauben verloren! das war's! . . . Ja, das war's!

Und nun begann sie für ihre ganze Existenz zu bangen.

Vermögen besaßen sie nicht mehr und hatten auch von keiner Seite solches zu erwarten. In ihrem Elternhause ging es knapp genug her. Und auch auf Gerhart, überlegte sie weiter, war nicht mehr zu rechnen; denn sobald der erst einmal verheiratet war, hatte er mit seinem eigenen Haushalte genug zu thun. Und dann . . . selbst wenn . . . Arnolds Stolz . . . und alle ihre Aussichten auf eine Verfezung schwanden, sie mußte Gott für jede Stunde danken, die sie hier auf diesem Flecken zubringen durfte.

Denn sobald er erst einmal mit seiner Teufelschrift hervortrat — und daran glaubte sie jetzt fest — war auch hier nicht länger ihres Bleibens.

Sie sah jetzt alles in den dunkelsten Farben und suchte, was an ihr war, dem Unheil vorzubeugen.

Sie wurde plötzlich gegen die einflußreichen Bauern des Gemeindevorstandes, die sie ehemals fast garnicht beachtet hatte — immer in dem Glauben, sie wären die längste Zeit auf diesem Dorfe gewesen — freundlich und zuvorkommend.

Und auch gegen Magdalene war sie in Ton und Geberde beinahe von demütiger Untermüßigkeit, von dem leisen Hintergedanken bewegt, sich für jeden Fall die junge Schwägerin günstig zu stimmen.

In diesem Bestreben sich alle Thüren offen zu halten, übertrieb sie naturgemäß und in ihrer durch das Unglück geprägten Demut lag ein bittender, unterwürfiger Zug.

Dem eigenen Manne gegenüber war sie verschüchtert und ratlos.

Sie glaubte, daß sie im Grunde ihres Herzens feige wäre, kraftlos und ohne Mut; denn ihre ganze Selbstsicherheit war bei dem ersten Anprall ehelichen Leids zerstoßen.

Anstatt für ihr heiliges Recht zu kämpfen, ließ sie sich von seinem veränderten Wesen einschüchtern und empfand noch obendrein etwas wie scheues Schuldbewußtsein.

Und wenn sie hinterher sich in den bittersten Selbstanklagen erging und den festen Vorsatz faßte, ihn zu einer Auseinandersetzung zu zwingen, versagte sie im gegebenen Augenblicke.

Sie nahm ihre Zuflucht zum Gebet, aber sie fand auch hier keinen Trost für ihre wachsende Unruhe.

Dabei fühlte sie sich körperlich elend; denn sie litt in nicht geringem Maße unter seiner Vernachlässigung.

Sie wollte sich ihm nahen und konnte sich dazu doch nicht entschließen.

Sie errötete schon in dem Gedanken und kam doch immer wieder darauf zurück.

Sie wunderte sich über seine Enthaltbarkeit und nahm auch diese nur für einen Ausfluß seiner kühnheitsbeschwerten Stimmung.

Schließlich ertrug sie diesen Zustand nicht mehr, sie fühlte sich schlaffer werden.

Und dann hielt sie es für ihre Pflicht, ihn selber aus dieser Versunkenheit herauszureißen. Wer konnte wissen, ob er in einem geregelten Leben nicht wieder ein Anderer würde?

Diese sonderbaren Heiligen auf seinem Schreibtisch, diese Gottesleugner hatten ihm am Ende nur den Kopf verwirrt!

Aber während sie hin- und herschwankte, wurde sie immer unsicherer und verlegener.

Eine rührende Hilfslosigkeit bemächtigte sich ihrer.

Das hatte sich ehemals ganz von selbst ergeben, sie wußte selbst nicht wie; und nun sollte sie sich ihm gleichsam antragen und um das betteln, was ihr von Rechts- und Ehewegen zulam.

Und hatte sie sich trotz aller Selbsteinwürfe dazu entschlossen und harrte nun in erregter Spannung seines Kommens, so geschah es, daß er bis zum frühen Morgen auf seinem Zimmer blieb.

So verzehrte sie sich in zwiespältigen Dualen.

Ihre Augen zeigten dunkle, blaue Ringe, und auf ihr Gesicht trat eine ungesunde, gelbliche Farbe.

Sie vernachlässigte sich in ihrem Körper und in ihrer Kleidung und war, wenn sie sich frühmorgens wie zerschlagen aus ihren Betten hob, schon froh, sobald sie nur ihren

weiten Morgenroth sich umgeworfen hatte, den sie dann den ganzen Tag über anbehielt. Und übernächtigt, schläfrig und müde, versäumte sie während des Vor- und Nachmittags versäumte Ruhe nachzuholen.

Sie klammerte sich an ihren Knaben und suchte in der Liebe der Mutter Entgelt für die Mißhandlungen, die sie als Gattin duldete.

Sie ließ Erichs Bett in ihr Zimmer bringen.

Sie konnte das Alleinsein nicht ertragen und plauderte mit ihrem Sohne, bis diesem vor Müdigkeit die Augen zufielen.

Vor ihr eigenes Lager hatte sie eine spanische Wand stellen lassen, aus Rücksicht gegen Arnold.

Sie hatten früher mit dem Kinde zusammengeschlafen, bis ihr Mann, als der Knabe größer und älter wurde, darin einen Wechsel verlangt hatte.

Und eines Abends, da sie in ihr Schlafgemach kam und langsam sich entkleidete — der Knabe lag bereits — hatte sie zu ihm gesagt: „Du bist mein bester Freund, und ich, Erich, deine beste Freundin.“

Da hatte er verwundert die Augen auf sie gerichtet. „Und der Vater?“ fragte er nach einer Weile.

Sie hatte den Blick zur Seite gerichtet und verlegen geschwiegen.

„Du, ich mag die Tante nicht,“ hatte er dann plötzlich die Ruhe unterbrochen.

„Das ist böse von Dir, Erich!“ gab sie zurück.

„Und war Tante Magdalene denn nicht stets lieb zu Dir, und was soll Onkel Gerhart dazu sagen, wenn er wiederkommt?“

„Mutter, wann kommt Onkel wieder, dauert es noch lange?“

„Erst versprich mir, gegen Tante Magda lieb und brav zu sein.“

„Mutter . . . ich . . . ich . . . mag . . . die Tante . . . nicht,“ erwiderte er mit dem Weinen kämpfend.

„So sag, was hat die Tante dir gethan?“ fragte sie von neuem.

Über des Knaben Gesicht breitete sich ein dunkler Schatten, und ein ängstlicher, ratloser Ausdruck trat in seine Züge.

„Aber, Erich,“ sagte sie in weichem Tone, „was ist dir denn, und hast du zu Mutter kein Vertrauen, warum willst du mir nicht antworten?“

Nun hob er sich in seinen Kissen; sein Gesicht rötete sich.

„Ich ich weiß es nicht!“ stammelte er mühsam.

„So leg dich hin, sprich dein Gebet und schlafe ein!“

„Bitte, bitte, laß mich noch ein wenig aufbleiben, ein ganz klein wenig, goldene Mutter!“

Seinem Schmeicheln konnte sie nicht widerstehen; sie war nun auch entkleidet und schritt zur Lampe.

„Nu, lösch nicht aus, laß uns noch schwätzen,“ bat er von neuem.

Und da sie selbst noch keine Müdigkeit empfand und das Dunkel scheute, wo die bösen Gedanken in ihr wuchsen, willfahrte sie.

Langsam stieg sie in ihr Bett.

„Mutter,“ begann er wieder, „weißt Du, was ich möchte?“

„Mein, Kind!“

„Nat mal, Mutter!“

„Aber Erich, wie kann ich das?“

„Doch, Du kannst es, Mutter!“

Seine Augen glänzten.

„So sag mir's doch,“ drängte sie.

„Goethe möcht ich werden,“ platzte er ernsthaft heraus.

Sie lachte laut auf.

„Goethe? — wie kommst du denn darauf, du Hansnarr, du!“

„Vater hat mir den Meinede Fuchs erzählt und gesagt, daß keiner so schön wie der Goethe gebichtet hat. Mutter, ich will auch berühmt werden und auch lauter dicke Bücher mit schönen Einbänden drucken lassen, ja, Mutter, das will ich.“

„Ich dachte, du wolltest Prediger werden?“ fragte sie ernsthaft.

„Nein, Mutter, das geht nicht,“ versetzte er kleinlaut, „wirklich nicht . . . ich will Goethe werden.“

„Wenn das so leicht wäre,“ sagte sie scherzend, „dann . . .“

„D,“ fiel er ihr eifrig in die Rede, „paß auf, wie ich mir Mühe gebe, und wenn ich erst verheiratet bin, Mutter, sag Mutter, war denn Goethe auch verheiratet?“

„Was du für ein dummer Kerl bist,“ antwortete sie lachend.

„Aber jetzt ist's Schlafenszeit,“ fuhr sie fort, „denn sonst kommt der Vater und ist ärgerlich, wenn er dich noch wach trifft. Also schnell beten!“

Er richtete sich in seinem Bettchen aufrecht empor,
faltete die kleinen Hände und sprach:

„Müde, bin ich, geh zur Ruh',
Schließe beide Auglein zu;
Vater, laß die Augen dein
Über meinem Bette sein.

Hab ich Unrecht heut gethan,
Sieh es lieber Gott nicht an!
Deine Gnad und Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut.

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in Deiner Hand,
Alle Menschen groß und klein
Sollen Dir befohlen sein.

Amen.

„Mutter!“

„Was giebt's denn noch?“

Stochend: „Ich will das nicht mehr beten.“

„Aber was fällt dir ein?“

„Muß man nicht dem lieben Gott das sagen, was
man selber sich zurecht macht, und hat der Goethe auch sein
Gebet auswendig gelernt?“

„Aber sag, Erich, wie wolltest du zum lieben Gott
denn beten?“

„Mutter,“ erwiderte er leise, „das . . . ja weißt
Du . . . nämlich ich würde jeden Tag etwas Anderes zu
ihm sagen . . . ich — — Mutter, woll'n schlafen!“

„Ja, mein Kind, das wollen wir . . . aber erst ruf
die Lina, sie soll die Lampe herausnehmen und auslöschchen!“

„Warum hält Vater denn keine Andacht mehr ab?“

Er war aus seinem Bettchen gestiegen und schlich zum
Nachtisch, auf dem die Lampe stand.

Er überlegte einen Augenblick, dann trat er entschlossen
auf den Stuhl.

Frau Johanna, die durch seine letzte Frage wieder in ihre Sorgenstimmung zurückgesunken war, achtete nicht seiner.

Er war von seinen Neben ganz berauscht, und seine großen Kinderaugen leuchteten in reinem Glanze.

Und als er sich jetzt über die Lampe beugte, pochte ihm ungestüm sein kleines Herz.

Er blickte in die Flamme, und seine Augen erweiterten sich, seine Knabenphantasie war ganz erfüllt.

„Wolfgang Goethe,“ flüsterte er leise und dann mit gedämpfter Stimme: „Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen.“

Der gelbe Ton der Flamme wirkte noch mehr auf seine erregten Sinne, und als er jetzt die Schraube der Lampe faßte, zitterte seine schmale Hand.

Von alledem sah Frau Johanna nichts, da er ihren Blicken durch den Wandschirm entzogen war.

Und wie er nun sich mühte, den Docht hinunterzuschrauben, ohne daß es seiner schwachen Kraft gelingen wollte, stützte er die eine Hand auf die kleine Marmorplatte des Nachttisches und versuchte es von neuem mit verdoppelter Anstrengung.

Und während er noch die Zähne aufeinanderbiß . . . und ruckartig die Schraube bewegte . . . löste sich ein Funke . . . geriet in das Bassin . . . und entzündete das Öl. In demselben Augenblicke flammte es empor.

Dem Kinde schwanden die Sinne. Zitternd und bebend stand es da, ohne sich zu rühren und sah mit stieren Augen, wie die Flamme emporzüngelte . . . die Gardine leckte . . . von der einen Seite ihn wie in einen roten Feuermantel hüllte und gierig sein kleines Hemdchen zerfraß.

Das alles war das Werk weniger Sekunden. Und nun schlug die Flamme bis zum Gardinenhalter empor.

Blitzend sprangen die Fensterscheiben.

Und im nächsten Augenblicke erstrahlte das kleine Gemach in greller, funkelnder Beleuchtung, die letzten Reste der Gardine verschlingend.

Kreisend sprang Johanna aus den Betten empor und sah nur noch, wie ihr Knabe, der Sprache schier beraubt, mit seinem rechten Händchen durch das Feuer fuhr, als wollte er dasselbe löschen.

Mit Blitzesschnelle hatte sie die wollene Decke gepackt, stürzte auf ihn zu und hüllte ihn von oben bis unten ein.

„Hast Du Schmerzen?“ fragte sie leichenblaß.

Dabei sah sie ihn mit so verstörter Miene an, daß das Kind, in dem Gewissenspein und Angst vor Strafe in diesem Augenblicke jedes Schmerzgefühl erstickt hatten, das Köpfchen schüttelte: „Nein Mutter, nein, ich hab nicht Schmerzen!“

Da riß sie die Thür auf und schrie mit gellender Stimme nach Hilfe.

„Dann: „Faß mich um den Hals, recht fest!“

Und während sie mit der Rechten ihn an dem Weinchen hielt, raste sie zum Waschtisch.

Und mit jener überlegenen, körperlichen Kraft, über die wir in Stunden der Gefahr verfügen und mit einer Geistesgegenwart, die man dieser Frau nie zugetraut hätte, griff sie mit der Linken den gefüllten Krug, und ihn hoch emporschwingend, goß sie seinen ganzen Inhalt in das prasselnde, zischende Feuer.

Jetzt kamen die Anderen hereingestürzt.

Arnolds erster Blick flog auf Erich.

„Ist Dir etwas?“ forschte er schreckensbleich.

Wieder schüttelte der Knabe den Kopf.

Der Pfarrerherr atmete erleichtert auf. Der Knecht, der vom Hofe aus, wo er die Ställe gerade zugehlossen, das ganze Unglück mit angesehen, hatte, bevor noch Frau Johanna ihren Schrei ertönen ließ, die mächtigen Eimer gefüllt.

Und nun begann das Löschwerk.

Und während sie alle: Arnold, Knecht und Magd mit immer neuen Wassermassen den Brand zu ertränken suchten, war Frau Johanna in das Wohnzimmer geeilt, hatte ihren Knaben auf das Sofa gebettet, sich selbst ein paar Kleidungsstücke umgeworfen und wieder die Stätte des Unglücks aufgesucht, wo das Feuer mittlerweile schnell gelöscht worden war, und nur noch ein dicker, qualmiger Rauch den Raum erfüllte.

„Herr des Himmels, wie ist denn das nur alles gekommen?“ rief ihr Arnold bei ihrem Eintritt entgegen.

Sie zuckte in gänzlicher Erschöpfung nur die Achseln.

„Ist alles wieder heil?“ fragte sie dumpf.

„Und was hast Du denn da?“ unterbrach er sie statt aller Antwort, da er jetzt unter ihrem rechten Handgelenk große Brandblasen bemerkte.

Nun brach sie zusammen, ihre Züge wurden plötzlich so fahl wie das Antlitz eines Menschen auf der Totenbahre.

„Allmächtiger!“ schluchzte sie, „ich muß zu meinem Jungen!“

„E . . . e . . . e . . . rich,“ stammelte der Pfarrerherr und ein kalter Schweiß drang ihm aus der Stirn.

Sie hatte ihn an der Hand gepackt . . .

„Komm!“ stöhnte sie. „Ich weiß es selbst noch nicht.“

Er entriß mit scheuer Bewegung Magdalenen den Armleuchter.

Ein Frösteln überlief ihn.

Seine Kniee schlotterten.

Nun waren sie im Wohnzimmer und traten mit leisen, schwebenden Schritten auf den Knaben zu, der noch in seiner Decke eingehüllt, auf dem Sofa lag.

Er blickte sie mit entgeisterten Augen an, die Züge unsäglich entstellt.

„Vater, sei nicht böse . . . ich will es nie . . . nie wieder thun,“ stotterte er ängstlich.

Als jetzt der Pfarrer ihn auf die Stirn küßte, brach er zusammen, und die Sinne schwanden ihm.

Über Arnolds Gesicht rannen große Thränen. Seines Kindes Furcht erschütterte ihn.

Und während die Anderen sich bemühten, den Knaben aus seiner Ohnmacht zu wecken, starrte er mit in sich gekehrtem Blicke zu Boden und hörte in einem fort Erichs flehende Worte: „Ich will es nie . . . nie wieder thun.“

„Vater!“ wimmerte das Kind, als es endlich die Augen aufschlug.

Der Pfarrer beugte sich zu ihm herab.

„Mein lieber Jung, was willst Du?“ fragte er mit weicher Stimme.

„Vater,“ flüsterte der Knabe, „sag der Mutter und den Anderen, daß sie hinausgehen sollen!“ Und nachdem auf Arnolds Wink alle das Zimmer verlassen hatten, löste sich des Kindes übernatürliche Selbstbeherrschung.

„Ich . . . ich . . . Vater . . . und damit Mutter sich nicht erschreckte . . . hab . . . ich . . . nichts . . . aber . . .“

Wieder sank er zurück und wieder verlor er die Besinnung.

Der Pfarrer entfärbte sich.

Eine bange Ahnung fuhr ihm jäh durch die Sinne. Mit zitternder Hand entfernte er die Hülle.

Dann schrie er entsetzt und gellend auf, daß Frau Johanna im Nu wieder an seiner Seite war.

Und nun bot sich den Beiden ein entsetzliches Bild.

Nur an der einen unverkehrten Hälfte hing ein Fetzen Hemds am Körper, während auf der anderen, der rechten, nichts als eine grauenhaft entstellte Fläche zu sehen war.

Arnold wandte sich ab; dieser Anblick schnitt ihm in die Seele. Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust, er lehnte sich an die Wand und hielt sich die Hand vor die Augen.

Als das Kind zu sich kam und die Mutter erblickte, versuchte es zu einem Lächeln sich zu zwingen.

„Mutter . . . was ist denn . . . ich . . . hab . . . wirklich . . . keine . . . Schmer . . .“ er brach mitten im Worte ab, und ein verzweifelter Schrei entquoll ihm.

„Kaltes Wasser . . . kaltes Wasser,“ schrie er, „ich verbrenne . . . o weh . . . o weh . . . o weh . . .“

Frau Johanna raffte alle ihre Kräfte zusammen.

„Schab schleunigst Kartoffeln!“ rief sie mit tonloser Stimme der Magd zu, die hinausrannte und sofort wiederkam.

Nun strich die Mutter mit dem weichen, feuchten Stoff, kaum daß sie ihn berührte, über die verbrannte Stelle.

Der Knabe wimmerte und stöhnte zum Steinerbarmen; dabei sah man ihm deutlich an, wie er gegen seinen Schmerz ankämpfte.

Er streichelte in einem fort der Mutter Hand und blickte sie tieftraurig, wie um Verzeihung flehend an.

Nun wandte sie sich an Arnold.

„Der Knecht muß anspannen,“ sagte sie mit trockener Stimme, „und einer,“ fügte sie hinzu, „muß nach der Stadt fahren und Lürsen bitten, sofort mitzukommen.“

Arnold nickte nur mit dem Kopfe und gab Frits Krüger, der blöde und wie angewurzelt zwischen Thür und Angel stand, ein Zeichen.

„Ich fahre selbst,“ sagte er zu seiner Frau. Es ist $\frac{1}{2}11$, im besten Falle sind wir um 12 Uhr hier. Den Knecht nehm ich mit.“

Er warf noch einen langen Blick auf seinen Knaben, dessen Hand und Körper mit dieser weichen Kartoffelschicht umgeben waren, und dessen Augen sich förmlich zu verdrehen schienen.

Dann schritt er schweigend aus dem Zimmer.

Magdalene schlich ihm leise nach.

Und wie er gerade in den Hof gehen wollte, um nach dem Wagen zu sehen, hatte sie ihn eingeholt und umhalste ihn stürmisch.

„Arnold, hab guten Mut,“ flüsterte sie erschauernd.

Er nahm ihre beiden Hände und preßte sie.

„Du!“ . . . sagte er mit Grabesstimme.

Er kam nicht weiter und riß sich von ihr los.

Und um ein Haar wäre er Frits Krüger in die Arme gefallen, der gerade auf ihn losschritt und sich stellte, als hätte er Magdalene nicht gesehen.

„Fertig, Herr Pastor,“ sagte er in seiner lakonischen Weise.

Der Pfarrer sprang auf den Boden, und Frits Krüger nahm ihm zur Seite Platz.

„Fahr zu,“ sagte er zu dem Knecht, „und schon das Thier nicht, ein Menschenleben steht auf dem . . .“ er brach jäh ab, die Kehle versagte ihm.

Mit Blitzesschnelle jagten sie durch die Nacht.

Fritz Krüger peitschte mit barbarischem Lustgefühl auf das Pferd ein, und Arnold, der in Schweiß gebadet, neben ihm saß, spornete ihn zu immer größerer Eile an.

Über die Haide hinweg, jetzt durch den gelichteten Wald, jetzt über die anschwellende, hügelige Fläche.

Der Herbstwind schüttelte die Nacht, und das Rollen des Wagens schuf zu seiner traurigen Musik eine eintönige Begleitung.

Der Pfarrerherr saß in sich gekrümmt und stierte in das Dunkel.

Dann wieder preßte er die Fäuste in die Augenhöhlen, als wollte er auf diese Weise seinen Schmerz zerdrücken.

Und jetzt . . . jetzt . . . brach vielleicht des Kindes Auge . . . jetzt . . . jetzt . . . suchte sein irrender Blick noch einmal des Vaters Angesicht . . . jetzt sank es überwältigt und todesmatt in die Rissen zurück . . . und jetzt klammerte es sich mit aller Macht an Johanna, um dann . . . nach einem letzten Aufleuchten . . . seine Kindesseele auszuhuchen.

Er war so in dieses quälende Bild versunken, daß er garnicht merkte, daß Fritz Krüger die Zügel anzog, und sie vor dem Hause des Kreisphysikus Kürsen angelangt waren.





XVI.

Der Herr Kreisphysikus ist noch bei Pantraz in der „Weinstube,“ sagte die Haushälterin, als Arnold an die Glocke geschellt hatte.

Er war schon wieder auf dem Wagen.

„Zu Pantraz!“ rief er Fritz Krüger zu.

Und zwei Minuten später hielten sie vor dem kleinen Hause.

Die roten Gardinen der Schenkstube waren zugezogen, und man hörte das laute Sprechen der Männer.

Mit einem Satz war der Pfarrer vom Wagen gesprungen.

Dann riß er, unfähig, sich länger zu beherrschen, die Thür auf.

„Profit, Herr Kreisphysi . . .“ der Katasterkontrolleur brach mitten im Worte ab . . . alle Herren hatten sich von ihren Sitzen erhoben, erschreckt von dem totenbleichen Aussehen des Pfarrherrn.

Lürsen war sofort an der Seite des Freundes.

„Was giebt's,“ fragte er kurz, „dem Fräulein ist doch nichts passiert?“

Selbst in diesem Augenblicke der Pein schlug in Arnold mit der Geschwindigkeit einer Rakete die Frage auf, ob am Ende Lürsen etwas von seinem Verhältnis mit Magdalene ahnte.

Der Kreisphysikus zog die Schultern in die Höhe.

„So sprechen Sie doch, Sie sehen ja wie der leidhaftige Tod aus!“

Da rüttelte sich der Pfarrer.

„Sie müssen mit nach Bornhof,“ sagte er wie geistesabwesend, „mein Bube liegt im Sterben.“

Lürsen wechselte die Farbe.

Er hatte für den Knaben eine väterliche Neigung, so daß Arnolds Worte ihm durch die Seele fuhren.

„Wird wohl so schlimm nicht sein,“ brummte er gleichsam zur Selbstberuhigung.

„Was ist denn nur geschehen, so reden Sie doch?“

Die übrigen Gäste waren im Nu dicht an die beiden herangetreten.

Der Pfarrherr drängte den Arzt zur Thür hinaus.

„Verbrannt? sagen Sie! Herrgott, wie ist denn das geschehen. Fahren Sie erst zur Apotheke!“ rief er Fritz Krüger zu.

„Im übrigen,“ wandte er sich nach einer Weile wieder an Arnold, „sieht das beim ersten Anblick in der Regel immer schlimmer aus, als es thatsächlich ist.“

„Brrr!“

Lürsen stieg aus und läutete.

Ein paar Minuten verstrichen.

Endlich steckte der Provisor seinen Kopf zur Klappe hinaus.

„Was giebt's?“ fragte er in verschlafenem Ton.

„Bitte geben Sie mir einen Pinsel, Kollobium, Leinöl, entfettete Watte und Verbandstoff!“

„Ah — guten Abend, Herr Kreisphysikus!“ sagte der Provisor.

Er war auf einmal ganz lebendig geworden.

„Wo geht's denn noch hin?“ fragte er.

„Eilen Sie sich gefälligst,“ fertigte ihn der Kreisphysikus grob ab.

Ein paar Minuten später, und der Provisor reichte ihm das Gewünschte durch die Klappe.

„So, nun können Sie wieder losfahren!“ rief er dem Knechte zu.

Er hatte mit dem Pfarrherrn im Wagen Platz genommen, während der Knecht allein auf dem Boock saß.

Beide Männer verharrten im stummem Schweigen, jeder seinen ganz bestimmten Gedanken hingegeben.

Und während der Kreisphysikus, da er unter der Nachtkühle zu frieren begann, den Rocktragen in die Höhe zog, schielte er nach dem Pfarrherrn.

Dieser Kürsen besaß ein geradezu unheimliches Ahnungs- und Beobachtungsvermögen.

Er glaubte auf Arnolds Zügen dessen ganze Geschichte gelesen zu haben.

Er wußte, daß das unruhige Flackern im Auge des Pfarrherrn nicht seine einzige Ursache in dem Schmerze um seinen Knaben hatte, und er war bis in's Innerste erschrocken, als er die furchtbare Veränderung in den Zügen des Mannes wahrgenommen hatte.

Er war dann selbst froh gewesen, als sie die Wein- stube verlassen hatten, denn er meinte auf den Mienen der übrigen Gäste ähnliche Empfindungen bemerkt zu haben.

Wie das Haar ihm grau geworden, dachte er, und wie die Augen aus den Höhlen ihm hervortraten, dabei diese blasse, durchsichtige Gesichtshaut. Der fromme Zug um seinen Mund schien total geschwunden zu sein. Und noch ein Anderes hatte er in des Pfarrherrn Mienen ent-

deckt, etwas, über das er sich, so sehr er auch grübelte, nicht klar zu werden vermochte.

Ein triumphierendes und zugleich wehleidiges Lächeln breitete sich um seine Lippen.

Er hat alles . . . alles mit seinem hellseherischen Empfinden vorausgeahnt, schon am ersten Abend, da er Magdalene im Pfarrhause kennen gelernt hatte.

Wie er eigentlich darauf gekommen war . . . Herr Gott . . . das wußte er nicht.

Vielleicht, weil er aus dem gezwungenen Benehmen des Mädchens sofort geschlossen hatte, daß in ihrem Verhältnis zu Gerhart etwas nicht in Ordnung, sozusagen brüchig war. Und dann hatte er einen ihrer Seitenblicke aufgefangen, die sie heimlich auf Arnold geworfen hatte.

Er lachte in sich hinein.

Was er da zusammenspintifizierte!

Welche Gewißheit hatte er denn?

„Dummes Zeug!“ . . . murmelte er.

Und dann wieder: „Und ich täusche mich auf keinen Fall!“

Er kniff plötzlich gewohnheitsmäßig seine Mundwinkel ein.

Was das doch für ein sonderbares Frauenzimmer war . . . unbegreiflich!

Und wie war es möglich gewesen, daß er so schnell auf diesen Ideenzusammenhang gekommen war?

Aber vielleicht war es garnicht Ideenverbindung, sondern Ideenflucht, schloß er spitzfindig.

Wieder lachte er in sich hinein und steckte die Hände in die langen Manteltaschen.

Unfinn . . . Verrücktheit . . . das war ja eine förmliche Manie, die ihn da gepackt hatte. Er . . . nein . . . nein!

Und doch!

Denn weshalb hatte er plötzlich seine regelmäßigen Besuche im Pfarrhause abgebrochen — ja weshalb? . . .

Und alles Sträuben und Sichauflehnen half nichts, war nichts weiter als Selbstbetrug.

Keinen anderen Grund hatte das gehabt, keinen, als weil er plötzlich dessen sich bewußt geworden, daß er gleich den Anderen sich in ihre Larve vergafft hatte.

Als er sich's zum ersten Male eingestanden hatte, war er von ungefähr an den Spiegel getreten, und dann hatte er über das dumme Gesicht, das ihm entgegengegrinst, mörderlich zu lachen begonnen.

Er mit dieser Frage? . . . in diesen Jahren? . . .

Es war einfach eine spaßhafte Geschichte! . . .

Er hatte ein paar schlechte Witze über sich selbst „gerissen“ und geglaubt, damit, wie er sich ausdrückte, „den Schwindel los zu sein.“

Wie es aber im Verlauf der nächsten Woche immer toller wurde, hatte er sich eindringliche Strafpredigten gehalten, in denen die schmähslichsten Ausdrücke gefallen waren.

„Du Hanswurst, du, willst auf deine alten Tage noch zum Gelächter werden, bist denn verrückt geworden, Kerl du, der Hundsfott soll dich holen . . . solche Jugendeheleien! . . .“

Dann war er abends zu Bankraz in die Weinstube geschlichen, war ausgelassener denn je gewesen, hatte sich einen Rausch angetrunken und keinen mit seiner bösen Zunge verschont.

Zu guter Letzt hatte die ganze Tafelrunde einen Lürsen getrunken, den nach seinem Rezept in Pantraz Weinstube präparierten Schnaps, der seit Jahr und Tag im Umkreis von drei Stunden berühmt geworden war.

Und in der fidelften Stimmung war er nach Hause gegangen, irgend einen Gassenhauer auf das entseßlichste verhunzend.

Tags darauf war er mit schwerem Kopfe aufgestanden und in die Praxis gegangen.

Er hatte gemerkt, daß selbst der „Lürsen“ nicht imstande war, den Lürsen zur Vernunft zu bringen und daraus den folgerichtigen Schluß gezogen, daß der Scherz doch tiefer saß, als er es selber für möglich gehalten.

Er hatte ein bewegtes, tieftrauriges und entbehrungsreiches Leben hinter sich; er war um Freude und Glück, um seine ganze Jugend geprellt worden. Eine zahlreiche Familie hatte immer an seinen Rockschößen gehangen, und von früh auf hatte man ihm von den Verpflichtungen gegen seine Angehörigen gepredigt.

Ein ewiger, zu Zeiten verzweifelter Kampf ums Dasein, den er als Gymnast, Student und Arzt geführt hatte.

Nicht einmal gute Worte hatte man ihm gegeben, wohl aber saure Mienen ihm gezeigt, wenn er zuweilen geringere Einnahmen hatte.

Und alle seine Spenden hatte man als selbstverständlichen Tribut der Kindesliebe hingenommen.

Als er endlich von den Fesseln seiner Familie sich befreit sah — er hatte in diesem Sklavendienste weder zu Eltern noch Geschwistern irgend welche Liebe empfunden — war er von einem grenzenlosen Cynismus durchtränkt.

Den Abschluß hatte er nun einmal versäumt; zudem von der Natur stiefmütterlich bedacht, war er vielleicht zur Einsamkeit verurteilt.

So hatte er sich mählich mit dem Gedanken an sein Sagestolzthum vertraut gemacht . . .

Und nun war ihm dieser fatale Strich in die Quere gekommen.

Und daher . . . daher hatte er dem Pfarrherrn gleichsam aufgelauert, und seine Eifersucht, seine Leidenschaft waren der Dietrich gewesen, kraft dessen er in Arnolds und Magdalens Empfinden einzubrechen vermocht hatte.

Ein satanisches Lustgefühl überkam ihn in diesem Augenblicke, da er alles Falsche, wie er meinte, sich entäußert und mit diesen „Windbeuteleien“ vor sich selbst aufgeräumt hatte.

In seinen Jahren und bei seinem Temperament, so sagte er sich, gab es keine überstürzten Jugendthorheiten mehr.

Das war vorbei . . . unzweifelhaft . . . und er besaß die Kraft, den Brand in seinem Blut zu löschen.

„Strohfeuer“ — — achselzuckte er, „Strohfeuer, das noch einmal emporschlägt, um jählings wieder zu verglimmen.“

Dann kam es ihm in den Sinn, wie er in unbewußter Ahnung der ihm drohenden Gefahr kurzer Hand seinen Berlehr im Pfarrhause abgebrochen hatte.

Und auf einmal überlief es ihn heiß.

Denn plötzlich sah er alle seine nüchternen Erwägungen durch einen ganz bestimmten und verzwickten Gedankengang zerrissen.

Er lächelte seltsam.

Freies Spiel! . . . Freies Spiel? . . . Was er darunter verstand? . . . Wozu Grillen fangen, wozu sich jetzt mit diesen Fragen auseinandersetzen? . . .

Und es fiel ihm ein, daß er jeden Morgen trotz Sträubens und Wehrens mit seinem ganzen Denken im Pfarrhaus gewesen, und jeden späten Abend, wenn er aus Pantraz Weinstube heimgelehrt.

Und nun hatte er plötzlich das deutliche Bewußtsein, daß auch Magdalene sich mit ihm beschäftigte; denn darüber war er sich völlig klar, daß in seiner Persönlichkeit etwas lag, wodurch er jeden Menschen, an dem ihm gerade gelegen war, zu sich zu Locken vermochte.

Niemals blieb er Leuten, mit denen er in Berührung kam, gleichgültig; entweder zog er sie durch eine gewisse geistreiche Art an, die gerade, weil sie sich so ungezwungen gab, um so stärker wirkte, oder aber, er stieß sie durch sein ätzendes und verlegendes Wesen ab, das keine Rücksicht kannte und aus satirischer Laune und einem leisen Cynismus zusammengesetzt war.

Er wußte, daß Magdalene ihn fürchtete und empfand darüber Ärger und geheime Freude.

Und jetzt, bei dieser nächtlichen Fahrt fühlte er eine jähe, heiße Erregung.

Dann raffte er sich und warf all sein Grübeln wie lästiges Übergewicht weit von sich und dachte an den Knaben.

Eine weiche Stimmung überkam ihn.

Ja, hier lag sein besseres Teil.

Und deutlich empfand er, wie sehr er das Kind in sein Herz geschlossen hatte.

Und dann loberte es in ihm auf.

Wenn . . . wenn . . . wenn . . . das wäre . . .
und diese arme Frau Johanna . . .

Denn auch für sie mit ihrem praktischen, zugreifenden Wesen und ihrer wahren Herzensgüte hegte er aufrichtige Freundschaft.

Zum Auck auch — — war er denn ganz toll geworden? . . . als wenn . . .

Er blickte zum Pfarrherrn hinüber.

Er konnte aber in der Finsternis, so sehr er sich auch anstrengte, keinen seiner Züge erkennen.

Was mochte in diesem Manne jetzt vorgehen? fragte er sich.

Er kannte die Art von Naturen und wußte, was sie litten, wenn sie durch grausame Zufallstücke abseits des Weges geschleubert wurden.

So konnte es ihm niemals ergehen, dazu stand er doch mit seinen beiden Füßen auf zu festem Boden, zu sehr unter der eigenen Selbstherrschaft.

Und im letzten Grunde lachte er sich mächtig aus und machte sozusagen reinen Tisch, denn im letzten Grund kam alles auf plumpeß Possenspiel heraus, und ein Narr war der, welcher die Dinge ernst nahm.

Über den Dingen stehen und über alles lachen können — das war die Lösung des rechten Mannes. Dabei von Kraftmeierei sich fern zu halten und den Philister zu nehmen wissen.

Und das war Humorphilosophie, die einzige, die für das wirkliche Leben Gültigkeit besaß.

Nur Jammer schade, daß es auch hier Risse und Klüfte gab.

Daß mitten in der besten Kurzweil dieses verdamnte, moralische Gefühl angehinkt kam und mit seiner griesgrämlichen Larve einem alle Lust benahm — das war's, daß man wie mit eisernen, unzerreißbaren Ketten an altes und verrottetes Herkommen geschmiedet war.

„Fürsen!“

Er fuhr in die Höhe.

„Was giebt's?“ fragte er hastig.

„Lürsen, wir sind in einer Minute da, wenn Sie das Kind sehen und irgend etwas befürchten, sagen Sie es Johanna nicht . . . sie bricht mir sonst zusammen — — so — — da sind wir schon.“

Sie sprangen beide aus dem Wagen.

An der Thür stand bereits Magdalene, in der Rechten die große Lampe haltend.

Denn das Rollen des Wagens hatte ihre Ankunft gemeldet.

„Wie steht's?“ stieß der Pfarrer hervor.

Sie gab keine Antwort und schritt schweigend voran.

Lürsens Blick aber hatte sie mit affenartiger Geschwindigkeit gestreift, und jählings war es ihm nun zum Bewußtsein gekommen, woher das Fremde, das er in Arnolds Mienen bemerkt hatte, herrührte.

Er biß sich auf die Lippe, um einen Schrei der Überraschung zu ersticken.

Ja . . . und nun gab es keine Zweifel mehr . . . die Beiden hatten sich gefunden . . . und das Schicksal hatte ihnen einen niederträchtigen Streich gespielt . . . denn jeder, der zu sehen vermochte, konnte es von ihren Gesichtern lesen, daß sie mit Leib und Seele einander gehörten.

Er schlug sich vor die Stirn, daß er bei Arnolds Anblick nicht sogleich darauf gekommen war . . . die . . . ähnelten sich bereits in einem ganz bestimmten Zuge der Mienen.

In beider Mienen war jener Ausdruck wahrzunehmen, wie er nicht selten Eheleuten gemein zu sein pflegt, die körperlich und geistig — soweit dies nur immer möglich — in einander aufgegangen sind.

Und diese Entdeckung raubte ihm zuerst alle seine Besinnung; die Bestätigung dessen, was er geahnt hatte, verblüffte ihn geradezu.

Und doch . . . und doch . . . das hätte er dem Pfarrherrn von Bornhof niemals zugetraut.

Eine Sekunde lang glaubte er für diesen Mann der konsequenten That Bewunderung zu hegen, dann machte er eine schüttelnde Bewegung und betrat mit seinen Medikamenten das Krankenzimmer.

Er drückte der Pfarrfrau, die mit übernatürlicher Fassung ihm entgegen trat, stumm die Hand.

„Wollen Sie mich auf eine kurze Zeit allein lassen, Frau Johanna?“ bemerkte er freundlich.

Ohne eine Silbe zu erwidern, verließ sie den Raum.

Er trat nun ganz dicht an das Sofa, während Arnold ihm im Rücken, beide Hände auf den Tisch stützte.

„Guten Abend, mein Jung,“ sagte er, indem er seine Stimme zu einem scherzenden Tone zwang.

Der Knabe sah ihn wirr an, seine Wangen glühten. . . . Endlich besann er sich.

Er glaubte sich aber mit dem Arzt allein im Zimmer.

Und während der Kreisphysikus seinen Puls faßte, zuckte es über seine Züge.

„Du . . . Onkel Doktor!“

„Was soll's, mein Jung?“

Er versuchte mit aller Kraft sich in den Klaffen aufzurichten und sank erschöpft zurück.

Nun winkte er mit einer flehenden, angsterfüllten Miene Lürsen zu sich herab.

Und als der Arzt sich zu ihm gebeugt hatte, flüsterte er mit seinen trockenen, fieberbrennenden Lippen: „Du, Onkel Doktor, ich hab so furchtbar große Schmerzen . . . ich . . . ich . . . muß . . . wohl . . . sterben . . . sag's aber niemandem, nein, Onkel?“

Er hatte jedes Wort in so bebendem Tone hervorgestoßen, daß dem Arzte weh und bange wurde.

„Wird schon alles wieder gut werden,“ sagte er weich und strich ihm zärtlich über seine heiße Stirn.

Dann wandte er sich um.

„Bitte, leuchten Sie mir etwas!“

„Was haben Sie gesagt?“ fragte Arnold in einem Tone, als wäre er aus schwerem Schlafe erwacht.

„Sie möchten mir leuchten,“ gab Lürsen zurück.

Er nahm die Lampe und trat freibehleich zu dem Sofa.

„Bitte, treten Sie ein wenig nach links — so ist's gut, und nun halten Sie die Lampe etwas höher — noch mehr — halt!“

Und zu Erich gewandt, der gurgelnde Töne von sich gab: „Jetzt blickst du gerade auf die Wand, mein Kind und rührst dich nicht.“

Der Knabe gehorchte.

Als jetzt der Kreisphysikus die furchtbaren Brandwunden gewahrte, die noch zum Teil mit geriebenen Kartoffeln umhüllt waren, verfärbte er sich und beugte sich tiefer herab, um nicht dem Pfarrherrn seine Miene zu verraten.

„Bis auf den Knochen!“ murmelte er unhörbar in seinen Bart.

Und nun fing der Knabe, von seinen Schmerzen gefoltert, gellend zu schreien an.

„Ich halt's nicht aus . . . ich halt's nicht aus!“ klang es erschütternd.

Bei diesen herzerreißenden Schmerzensrufen war Frau Johanna wieder in das Zimmer geeilt.

Sie bläkte den Arzt durchdringend an.

„Wie steht's?“ fragte sie dumpf.

„Bringen Sie mir eine Schüssel lauwarmen Wassers und einen Schwamm,“ erwiderte er statt aller Antwort. „Das sind Kartoffeln — wie?“

Und als sie es bejahte und sich anschickte, das Gewünschte zu besorgen, bemerkte er: „Das Zeug muß erst herunter, ehe wir touchieren können.“

Er tauchte den Schwamm in das klare Wasser und reinigte behutsam die Wunden, während Erich aufzuckte und vor grenzenlosem Schmerz alle seine Muskeln verzerrte.

„Reichen Sie mir die Flasche und die Watte da,“ wandte er sich von neuem an die Pfarrfrau. „Und Sie,“ befahl er Magdalenen, „nehmen gefälligst dem Herrn Pastor mal die Lampe ab.“

Und zu Arnold: „Jetzt halten Sie den Jungen mit beiden Händen fest, so daß er sich nicht rühren kann! Aber, um Gotteswillen, Sie dürfen mir dabei nicht zittern!“

Frau Johanna drängte sich an das Lager.

„Bitte, lassen Sie das mich besorgen!“ sagte sie energisch.

Und als Arnold zur Seite getreten war, begann der Arzt die Wunden mit der in Leinöl getränkten Watte zu umhüllen.

Erich wandte und krümmte sich vor Pein.

Seine erschöpfte Stimme klang hohl und heiser.

Er suchte mit dem Reste seiner Kräfte Widerstand zu leisten, so daß der armen Mutter, der jeder Schrei des Kindes durch Mark und Bein fuhr, der kalte Schweiß unaufhörlich von der Stirn perlte.

Endlich war der Arzt fertig, und die ganze verwundete Stelle mit der flockigen Watte bedeckt.

Nun griff er zum Verbandstoff und wickelte den verbrannten Teil damit kunstgerecht ein.

Der Knabe wurde etwas ruhiger und gab ruckweise seinen Atem von sich.

Hierauf rührte der Kreisphysikus ein weißes Pulver in einem zum vierten Teil mit Wasser gefülltes Glas und führte es an die Lippen des Kleinen, der es begierig bis zum letzten Tropfen leerte.

„Er muß endlich Ruhe haben und schlafen,“ sagte er gleichsam erklärend.

Nun standen sie alle eine Weile still vor dem Lager.

Die Dosis mußte stark gewesen sein, denn schon nach wenigen Minuten war das Kind eingeschlafen.

„Wie lange freilich das Pulver wirken wird, kann man nicht wissen,“ sagte Kürsen nachdenklich; „im übrigen,“ fuhr er fort und blickte zu Boden, „ich werde die Nacht hier bleiben.“

Johanna war dicht an ihn herangetreten.

„Herr Kreisphysikus,“ sagte sie mit einer Stimme, die jeden Widerspruch von vornherein abschnitt, „ich will auf jeden Fall wissen, wie es mit meinem Kinde steht . . . und wenn ich das Schlimmste hören soll.“

Sie hielt inne und harrete seiner Antwort.

„Das kann niemand wissen,“ sagte er ausweichend, „niemand — das steht bei . . .“

„Und nach Ihrem menschlichen Ermessen?“ unterbrach sie ihn hart.

Und da er immer noch schwieg, packte sie ihn am Handgelenk und mit einer Stimme, aus der die tiefste Verzweiflung klang: „Sie wollen mich schonen und wissen nicht, wie unsäglich Sie mich quälen.“

Nun sah er ernst zu ihr empor, und während er seinen Kopf an die rechte Schulter lehnte und mit seinen zwinkernden Augen noch einmal — gleichsam prüfend über

ihre Züge fuhr, begann er: „Daß ich den Fall nicht leicht nehme, Frau Pastor, kann und will ich nicht leugnen . . . nein, ganz und gar nicht . . . und wenn nicht Gott und des Knaben starke Natur helfen . . .“ er zuckte hierbei die Achseln und nahm sich mit seiner unglückseligen, schiefen Kopfstellung höchst sonderbar aus.

„Außerdem — und das sage ich aus tiefster Überzeugung — ich weiß wirklich noch nicht, ob überhaupt — und inwieweit eblere Teile verletzt sind. Jedenfalls sind die Wunden rein als solche sehr böse.“

Er hustete kurz auf und schnäuzte sich etwas geräuschvoll.

„Mit einem Worte, Sie geben meinen Erich auf,“ sagte tonlos Frau Johanna.

Ein schwer zu entzifferndes Etwas trat auf sein Gesicht.

„Davon habe ich nichts gesagt,“ antwortete er kurz und sah zu Magdalene hinüber, die an die Thür gelehnt, auf jedes seiner Worte lauschte.

Der Ausdruck in ihren Augen berührte ihn peinlich.

Sie aber wich ihm auf der Stelle aus, während ihre Wangen sich röteten.

„Ich denke,“ nahm Lürsen das Wort wieder auf, „das wir jetzt den Kranken allein lassen, einer freilich . . .“

„Ich bleibe hier,“ schaltete die Pfarrfrau ein.

Und zu Arnold: „Der Doktor macht es sich vielleicht in Deinem Zimmer bequem.“

Wortlos nickte der Pfarrherr.

Beim Hinausgehen drehte sich Lürsen noch einmal um.

„Wenn irgend etwas vorkommt, wecken Sie mich natürlich.“

Als der Kreisphysikus an Arnolds und Magdalens Seite das Krankenzimmer verlassen hatte, wandte er sich plötzlich an das Mädchen: „Unter solchen Umständen mit Ihnen unter einem Dach zu schlafen, Fräulein Magdalene, hätt ich mir nicht träumen lassen. Na, gute Nacht auch!“

Sie wurde um einen Schatten blässer, dann maß sie ihn mit einem so verächtlichen und selbstbewußten Blicke, daß er an allem, woran er kurz vorher noch felsenfest geglaubt hatte, zu zweifeln begann und von einer ihm fremden Unsicherheit erfaßt wurde.

Sollte er sich in dieser Weise getäuscht haben? . . .

Unterdessen schloß der Pfarrer sein Studierzimmer auf und machte eine einladende Handbewegung.

Der Kreisphysikus folgte.

„Schlafen Sie wohl! sagte er unvermittelt zu Lürsen, der ganz verblüfft sich plötzlich allein im Zimmer des Pfarrherrn sah.





XVII.

Als am frühen Morgen der Kreisphysikus das Krankenzimmer betrat, und sein erster Blick auf Frau Johanna fiel, blieb er auf der Schwelle wie gebannt stehen und stierte sie sprachlos an.

„Ja, was ist Ihnen denn?“ fragte sie verwundert. Und da er, ohne ihr zu antworten, noch immer regungslos verharrte, als wäre er plötzlich versteinert, geriet sie in peinliche Unruhe.

„Ist denn mit mir etwas Besonderes los, daß Sie mein bloßer Anblick schon erschreckt,“ fragte sie, und gleichzeitig blickte sie flüchtig in den Spiegel.

Nun glaubte sie ihren eigenen Augen nicht zu trauen, sprang empor, stellte sich dicht vor das Glas, raufte sich dann, um völlige Gewißheit zu haben, ein paar ihrer Haare aus . . . und . . . lächelte wehmütig.

Ja, es war kein Zweifel mehr . . . und das hatte den guten Kürsen in solche Verwirrung gesetzt . . . daß er wie der Sprache benommen an den Thürpfeller lehnte. . . . Schneeweiß war sie über Nacht geworden.

„Nun — — nun, Herr Doktor,“ sagte sie leise, „eine Schande ist es wohl doch nicht!“

Ihre ruhigen Worte, die fast heiter klangen, brachten den Arzt wieder zur Besinnung.

Er trat ein paar Schritt näher, dicht an sie heran, und drückte ihr die Hand.

„Nein, Frau Pastor, weiß Gott, eine Schande ist es nicht, und Sie — Sie dürfen Ihr Haar Edelweiß nennen!“

Sie that, als wenn sie nicht gehört.

„Der Junge hat die ganze Nacht durchgeschlafen und liegt auch jetzt noch in festem Schlummer,“ hub sie langsam an. „Das Mittel muß wohl doch sehr stark gewesen sein.“

„Das stärkste, das wir Ärzte verschreiben dürfen,“ erwiderte Lürsen. „Es ist gut, daß es seine Wirkung that.“

„Er braucht frische Kräfte, um seine Schmerzen ertragen zu können. Das Fieber wird sich schnell genug einstellen; ich glaubte, es würde eine böse Nacht geben.“

Lürsen ließ sich auf einen Stuhl nieder und stützte das Haupt in die Hände.

Frau Johanna starrte in sich versunken vor sich hin und merkte es nicht, wie er fortwährend auf ihr weißes Haar blickte.

„Nicht wahr, wir lassen ihn schlafen?“ sagte sie nach einer Weile.

„Gewiß!“ erwiderte Lürsen.

„Ich möchte allerdings,“ setzte er hinzu, „bevor ich wieder in die Stadt fahre . . .“,

„Sie wollen fort?“ unterbrach sie ihn ängstlich.

„Oh . . . sehr bald . . . bin gerade heute amtlich beschäftigt . . . im Laufe des Tages, sobald ich frei bin, komme ich selbstverständlich wieder.“

Pause.

„War Ihr Mann schon unten?“

„Der hat mit mir gewacht und ist seit ein paar . . .“

„Ah, da ist er ja.“

„Ja, ja . . . erschrick nur nicht . . . ich bin über Nacht alt und weiß geworden,“ kam sie ihm zuvor, als sie auch sein Entsetzen wahrnahm.

Er beherrschte sich gewaltsam.

„Wie geht's dem Kinde?“ fragte er.

Der Kreisphysikus zuckte die Achseln und musterte den Frager mit einem scharfen Blicke.

Die ganze Hast und Unruhe in allen seinen Bewegungen, der unstäte Blick, der nirgends aushielt und bald hier bald dorthin flog, mußten ihm naturgemäß auffallen.

Er zupfte an seiner Brille herum und rückte sie auf die Mitte des Nasenbeins, dann sah er über die Gläser hinweg auf den im tiefen Schlafe liegenden Knaben.

Nun erhob er sich und legte die Hand auf Erichs Stirn, dann griff er nach dessen Puls.

Hierauf nahm er vorsichtig die Decke in die Höhe.

„Vor drei Stunden rührt er sich nicht,“ sagte er zur Pfarrfrau, „der Verband sitzt auch noch völlig fest. Das Geschietteste — — ich mach' mich jetzt auf die Beine, um möglichst schnell wieder hier zu sein.“

„Wenn es Ihnen recht ist,“ entgegnete Frau Johanna zaghaft, „so fährt Sie unser Friedrich hinein und wartet, wenn thunlich, oder läßt sich von Ihnen Bescheid sagen, wann er Sie wieder abholen darf.“

Der Kreisphysikus nickte und sah sich suchend nach Mantel, Hut und Stock um.

„Ist nicht nötig!“ wies er Arnold ab, als dieser ihm beim Anziehen behilflich sein wollte.

„Vor allen Dingen, liebe Frau Pastor, ruhen Sie sich jetzt ein paar Stunden aus, hören Sie, das ist bringend notwendig, sonst brechen Sie zusammen, ehe Sie sich's versehen!“

Dann reichte er ihr die Hand, drückte auch Arnold die Rechte.

„Sie sehen, nota bene, auch übel aus, lieber Freund,“ bemerkte er scheinbar nachlässig beim Hinausgehen.

Als Lürsen hinter sich die Thür geschlossen hatte, verharrten die Beiden eine lange Weile im toten Schweigen.

Sie saß neben dem Knaben und hatte die Hände gefaltet.

Sie dachte nur an eines: ob er jetzt . . . jetzt nicht endlich ihr ein einziges, gutes Wort geben würde, erschüttert und erweicht durch das gemeinsame Unglück, das sie beide betroffen hatte.

Sie hielt den Atem an und lauschte.

Er aber war an das Fenster getreten und blickte in die Herbstlandschaft.

Er fühlte sich so zerbrochen und zerstampft, als hätte man seine Knochen im Mörser bearbeitet.

Er wagte es nicht, ihr in das Gesicht zu sehen, so weiß und greisenhaft erschien sie ihm.

Endlich ermannte er sich.

„Leg Dich nieder, Johanna,“ sagte er und blickte sie scheu von der Seite an.

Herrgott . . . wie zerfallen und übernünftig sie ausah!

Sie erhob sich lautlos.

„Bleibst Du unterdessen hier?“

„Ja!“ erwiderte er kurz.

Sie war schon an der Thür, als sie noch einmal zurückkam.

„Arnold!“

Er wandte sich ab.

Nun trat sie dicht an ihn heran und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Arnold,“ sagte sie, und verhaltenes Weinen drang durch ihre Stimme, „Arnold . . . bei unserem sterbenskranken Kinde . . . was hast Du eigentlich . . . was ist aus Dir geworden? . . . Und warum, um des Himmels willen, hast Du zu mir so gar kein Zutrauen mehr? . . . Welchen Anlaß, so sprich doch nur, hab ich Dir gegeben?“ . . .

Sie hielt erschöpft inne.

„Quäl mich nicht,“ erwiderte er gepreßt . . . „ich . . . das . . . so geh doch nur.“

Sie schleppte sich aus dem Gemach, sie wußte selbst nicht wie.

Etwas Stumpfes und Totes war über sie gekommen.

An der Küche begegnete ihr die Magd.

„Herr, du meine Güte!“ kreischte diese auf, „wo kiefen Se ut, Fru Pasturen!“

Johanna hörte nichts mehr und wankte nach oben.

Das Frauenzimmer stand eine geraume Weile mit weitgeöffnetem Munde und blöder Miene da.

Dann schrie sie über den Hof: „Frisze — — Frisze — — de Pasturen is wiet worn!“

Und erst da sie keine Antwort bekam, fiel es ihr ein, daß der den Doktor in die Stadt gefahren hatte.

Sie legte den Zeigefinger an ihre plattgedrückte Nase, ließ Arbeit — Arbeit sein und eilte in Magdalenenens Zimmer, um dieser die Neuigkeit brühwarm mitzuteilen.

Überhaupt hatte sich zwischen der Magd und dem Fräulein ein gewisses vertrauliches Verhältnis herausgebildet.

Magdalene war gerade mit ihrer Toilette fertig und im Begriff herunterzugehen, als sie ihr mit der Nachricht entgegenstürzte.

Sie beherrschte sich gewaltsam, ohne jedoch ihre Bewegung verbergen zu können.

„Und wo ist der Herr Pastor?“ fragte sie kaum hörbar.

Und als die Magd mit einer bezeichnenden Handbewegung auf das Wohnzimmer wies, eilte sie aus dem Zimmer.

Untermwegs machte sie jedoch mehrere Male halt und hielt die Hand an ihr klopfendes Herz.

Auch sie hatte in dieser Schreckensnacht kein Auge zugethan, in ihren Sorgen sich gewühlt.

Jetzt . . . jetzt mußte es zur Entscheidung kommen . . . sie fühlte es deutlich . . . und dieser Kürsen, in wie herausforderndem Tone er gesprochen . . . und mit wie frecher Miene er sie angeblickt hatte . . .

Sie nahm sich aber vor, doppelt auf der Hut zu sein.

Dann dachte sie über das entsetzliche Unglück nach, wie es Arnold niedergedrückt und jede Befinnung ihm geraubt hatte.

Raum drei Worte hatte sie seitdem mit ihm gewechselt.

Und nun fuhr es ihr durch den Kopf . . . sie schlich die Wand entlang und senkte die Augen, aus denen ein unstätes Feuer brannte.

Wenn der Knabe st... ü... r... b.....e — sie sah sich ängstlich, verstohlen um, als könnte jemand in der Nähe sein und aus ihren Zügen entziffern, was in ihr vorging.

Ja, wenn er stürbe — — dann . . . war das letzte Band gelöst, das Arnold und Johanna noch zusammen

hielt . . . denn . . . nur . . . der Knabe war es gewesen, der ihren Wünschen noch im Wege gestanden hatte.

Sie blickte aufmerksam auf ihre weiße Hand.

Sie schämte sich ihres Gedankenganges und kam doch immer wieder auf ihn zurück.

Sie glaubte Arnolds Schmerz mitzuempfinden, aber sie spürte, daß dicht neben diesem Mitempfinden ein Anderes, ein Fremdes lag, das stärker war.

Dabei empfand sie seit mehreren Tagen ein eigen- tümliches, körperliches Unbehagen, das sie müde und schläfrig machte, und dessen Ursache sie nicht zu finden wußte.

Nun war sie unten angelangt.

Die Thür war nur leise angelehnt, und der Pfarrer- herr saß derselben, wie sie durch die Spalte wahrnehmen konnte, mit dem Rücken zugewandt.

Auf den Fußspitzen schlich sie hinein und breitete, da sie unmittelbar hinter ihm stand, ihre Hände über seine Augen.

„Wer bin ich?“ rief sie mit losender Stimme.

Bei ihrer Berührung fuhr er zusammen und riß sich mit einem Ruck gewaltsam von ihr los.

„Bist Du von Sinn . . .“ er hielt mitten im Worte inne.

Sie sah ihn mit weitgeöffneten Augen furchtsam — lauernnd an und schien wie vom Starrkrampf gepackt.

Das brachte ihn zur Besinnung.

„Verzeih!“ sagte er mit gesenkter Stimme und küßte sie auf die Stirn.

Und da sie immer noch leblos, einer Bildsäule gleich vor ihm stand, zog er sie voll Unruhe an seine Brust.

Nun erwachte sie aus ihrem Starrleben.

Sie lehnte eine Sekunde lang ihren Kopf an seine Schulter, dann trat sie mit gepeinigtem Gesichtsausdruck zurück.

„Du — bist Du — meiner — überdrüssig?“ fragte sie in zweifelndem Tone, indem sie ein jedes ihrer Worte förmlich auseinander zog, und etwas Drohendes in ihr Antlitz trat.

Sein Gesicht verfärbte sich bei dieser Frage.

Er preßte ihr Handgelenk, während er vergebens nach Worten rang.

„Da . . . das . . . das . . . sag nie wieder!“ keuchte er endlich mühsam hervor und gab sie gänzlich frei.

Nun ließ sie die Arme schlaff sinken und schluchzte wie gebrochen.

Dann machte sie eine Bewegung, als wollte sie das Zimmer verlassen.

Mit einem Sprung war er an ihrer Seite.

„Herr, mein Gott — Du — spiel nicht mit mir — nein Du — ertrag meine Launen — habe Mitleid . . . jetzt . . . jetzt . . . wo ich nur Dich allein auf dieser Welt besitze; und wenn Du wüßtest, wie unsäglich ich leide . . . Du müßtest — müßtest Erbarmen mit mir . . .“

Sie drückte ihn ungestüm an sich und preßte sein Gesicht an ihre Wangen.

Des Kindes Stöhnen und röchelndes Atmen drang zu ihnen hinüber.

„Erich,“ schrie er auf und verbarg sein Gesicht.

„Und Johanna,“ murmelte er wie geistesabwesend, „Johanna ist über Nacht weiß geworden!“

„Wenn ich hier mein Kind unter Qual und Schmerz sich winden und vielleicht gar sterben sehe,“ fuhr er nach

einer Weile dumpf fort," so möchte ich mich für einen Betrüger halten, um dessen willen, weil ich ihm das Dasein gab; aber vielleicht Magdalene," sprach er hastig weiter, und ein kranker Glanz trat in seine Augen, „kommt in nicht allzulangem die Zeit, wo der Mensch erkennen wird, daß dieses ganze Leben eine einzige Lüge ist — wurmfressig, zerfressen und hohl. Und wenn ihn dann eine tiefe Traurigkeit erfaßt, wird seine letzte und größte That die sein, sich des Rechtes zu begeben — Menschen zu zeugen.

Sein seltsames Reden verwirrte sie.

„Ich verstehe Dich nicht," sagte sie.

Er lächelte bitter.

„Du armes Kind, Du" sagte er tonlos.

„Wie solltest Du Dir auch den Grad von Verzweiflung vorstellen, wo Mann und Weib wie erloschene Vulkanen begehungslos, verzichtsleistend neben einander stehen und bis im Innersten der Seele tot, wunschlos ihre Tage hindringen. Wo der einzige Trieb, der unserem Leben eine gewisse Gültigkeit verleiht: Sich selbst zu erneuern — aufhört?"

Nun schwieg er.

Magdalenens Blicke irrten unstät und ruhelos umher. Zögernd faßte sie seine Rechte.

„Was das alles für Gedanken sind," sagte sie scheu; „wie kann man nur mit solchen unsinnigen Dingen sich herumtragen . . . Man sollte mit allem Grübeln aufhören," fuhr sie traurig fort, „man sollte nie über den nächsten Tag hinausdenken, man sollte einfach den Mut zu seinem Glücke haben und für sein Glück mit jedem Atemzuge kämpfen und sein Glück bis zum letzten Tropfen schlürfen.

„Den Mut zum Glücke,“ wiederholte er.

„Vielleicht hast Du Recht, Kind, und alles Unheil entsteht nur, weil wir nicht glüchsmutig sind.“

Er verstummte einen Augenblick.

Und da sie schweigend den Kopf senkte; „Und weißt Du, daß ich mich jetzt über Dich unendlich freue?“

„Weshalb?“ fragte sie erstaunt.

„Ich kann das nicht einmal so ausdrücken,“ entgegnete er warm, „aber ich sehe, wie Du eine Andere geworden bist, gewachsen und gereift.“

Wortlos hörte sie ihm zu.

Sie empfand deutlich den geistigen Abstand zwischen sich und ihm und hatte das Bewußtsein, daß er sie in jeder ihrer Äußerungen überschätzte. Aber sie war zu sehr Frau, als daß sie fähig gewesen wäre, ihm das einzugestehen.

Wie er aber jetzt in seiner überströmenden Liebe sich gleichsam vor ihr beugte, vermochte sie nicht an sich zu halten.

„Arnold!“ sagte sie, „wahrhaftig, ich bin nur ein einfältiges Ding und angst und bange wird mir, wenn Du mich so lobst. Ich will nicht, daß Du mich anders beurteilst, als ich es verdiene; denn sonst müßte an dem Tage die Ernüchterung eintreten, wo Du Deinen Irrtum erkennen würdest. Und dann,“ schloß sie zögernd, „weiß ich nicht, wer mehr darunter litte — Du, oder ich.“

Er wehrte lächelnd ab.

„An den Tag glaubst Du selbst nicht, Magdalene!“

„O, doch!“ erwiderte sie und setzte sich auf die schmale Ecke, die er auf seinem Stuhle freigelassen.

„Nimm Dich in Acht, Du wirst fallen!“ rief er, während er seinen Arm um sie schlang, als wollte er sie halten.



Sie senkte den Blick.

„Wenn ich nicht bereits gefallen bin, Arnold,“ raunte sie leise, „dann denke ich, ist nicht Gefahr vorhanden.“

Auf einmal zuckte sie empor und sprang vom Stuhle auf.

„Hast Du nichts gehört?“ fragte sie mit lauschendem Blick.

„Nein, nein — Du irrst Dich,“ entgegnete er — Es war nichts — ganz gewiß nicht!“

Sie seufzte tief auf.

„Ich glaubte ein ganz bestimmtes Geräusch gehört zu haben,“ hub sie von neuem an, „wie wenn jemand an der Thür gehorcht und dann sich schnell entfernt hätte.“

Und wieder lauschte sie mit gespannter Miene.

Und da sie nichts vernahm, ging sie zur Thür und öffnete sie.

„Es ist niemand da,“ sagte sie und kam zurück.

Ihr Gesicht aber war hochrot vor Erregung.

Auch er hatte sich erhoben.

„Es geht so nicht länger,“ sagte er matt, und seine Mienen hatten einen gequälten Ausdruck. Und in gebücktem Tone fügte er hinzu: „Ich wollte Dich schon längst nach Gerharts Adresse fragen, um ihm die volle Wahrheit mitzuteilen, und dann soll auch Johanna . . . Denn das ist ein unwürdiges Dasein, unter dem wir beide zu Grunde gehen.“

Sie nickte lautlos.

Und da jetzt sein Blick auf Erich fiel, wurden seine Mienen fahl.

„Am Ende ist es für das arme Wurm am besten . . . nur Johanna . . . Herr Gott, Johanna . . . und wie lange Du von Gerhart keine Nachricht hast . . . ob . . . er brach jäh ab . . . sein Anabe schlug plötzlich die sieberglühenden Augen auf.“

„Wasser . . . Wasser . . . ich habe solchen Durst,“
stammelte er.

Er führte ihm das Glas zum Munde, das von dem Knaben bis auf den letzten Tropfen gierig gelsert wurde.

Als das Kind Magdalene wahrnahm, verzog sich sein Gesicht.

„Ich mag Dich nicht . . . geh hinaus . . . hörst Du . . . Du sollst . . . hinausgehen . . .“ und da sie ihm nicht gleich zu Willen war, verfiel er in erregtes, klägliches Weinen.

Sie war totenbläß geworden und spielte vor Verlegenheit an ihrer Schürze.

Das Kind aber wurde immer unruhiger und verfolgte sie mit seinen feindseligen Blicken, dazwischen nach der Mutter schreiend.

Arnold flüsterte ihr etwas zu und sie verließ das Zimmer.

„Die Mutter schläft — — sie war die ganze Nacht bei dir — liegst du denn ordentlich und hast du immer noch so große Schmerzen?“

Er schüttelte den Kopf und verhielt sich eine Weile still.

„Mir ist so heiß,“ stöhnte er.

Dann schloß er erschöpft die Augen und versank abermals in Schlaf.

Arnold erhob sich hastig.

„Ein Ende machen . . . handeln!“ . . . murmelte er vor sich hin.

Ein paar Mal ging er im Zimmer auf und nieder.

Ja es mußte sein . . . und je eher . . . desto besser . . . und jeder Tag, den er zögerte, war ein verlorenener. Und nur aus dieser Unklarheit der Dinge floß seine Unruhe, die ihm sein Glück immer mehr zu trüben begann.

Mit entschlossenem Schritt eilte er auf sein Arbeitszimmer, holte sich Tinte, Papier und Feder, ging wieder zurück, schob sich den Stuhl vor den Tisch und begann zu schreiben.

Alles . . . alles schrieb er ihm, wie es über ihn gekommen, wie er sich mit seinem ganzen Willen und aller seiner Kraft dagegen gestemmt und in diesem Kampf seinen Glauben und seine Weltanschauung verloren hatte, bis er endlich seiner Leidenschaft erlegen, den Gesetzen seiner Natur gefolgt war. Er wußte, welch furchtbares Leid er ihm anthäte, und er sei sich klar, daß er damit alle Bande zwischen sich und ihm zerrissen habe, daß ein Mann dem anderen das im ganzen Leben nicht verzeihen könnte. Er hielt sich aber für verpflichtet, ihm die Ereignisse schonungslos mitzuteilen. Magdalenenens einziges Vergehen, so schloß er, bestünde darin, daß sie sich über ihr eigenes Empfinden zu ihm, Gerhart, getäuscht habe. Als sie das erkannt, sei sie nicht willens und imstande gewesen, aus diesem Irrtum heraus ihn und sich unglücklich zu machen.

Er durchflog noch einmal die Zeilen, die in heißer Erregung niedergeschrieben waren, knüpfte langsam das Blatt, feuchtete den Gummiband des Rouverts und war eben im Begriff, den Bogen hineinzuthun, als er auffah und Magdalene bemerkte, die, ohne daß er es gehört hatte, wieder in das Zimmer geschlichen war.

Sie nahm den Brief vom Tische auf und las ihn.

Er beobachtete sie mit verhaltenem Atem, sah die seine Röthe, die auf ihre Züge trat und sah die Strahlen, die aus ihren Augen schossen.

Auf einmal hielt sie inne und überlegte, noch zauderte sie unschlüssig, wiegte ein wenig den Kopf, hob sich kaum merklich auf den Fußspitzen und senkte wieder den Blick.

Endlich sagte sie zitternd und zaghaft: „Gieb mir das Rouvert.“

Und als er ihrem Wunsche gefolgt war, setzte sie sich nieder und schrieb:

An die „Afrikanische Gesellschaft“
zu Berlin.

Für Herrn Sekond-Lieutenant
Gerhart von Mend.

Sie reichte ihm die Adresse.

Ein beinahe freudiger Ausdruck schmiegte sich um ihren Mund, als sie seinen jähen Schrecken wahrnahm, mit dem er auf die Schriftzeichen starrte, die bis auf das Itüpfelchen den seinen glichen.





XVIII.

Surz nach Tisch kam der Kreisphysikus wieder vor-
gefahren und fand den Patienten im Bundefieber
vor, verworrene Laute von sich gebend.

„Das Fieber ist vollständig normal, Frau Pastor,“
bemerkte er beruhigend zu Johanna, die mit gefalteten
Händen und ängstlich forschenden Blicken neben ihm stand.

„Und der Verband,“ fuhr er fort, „sitzt so schön,
daß er für's erste nicht abgenommen zu werden braucht.“

„Wenn Sie gestatten!“ sagte er und ließ sich gleich-
zeitig auf dem Schaukelstuhle nieder.

Sie aber machte einen frischen Umschlag zurecht und
that ihn auf des Knaben Stirn.

„Dürfen wir ihn eigentlich umbetten?“ fragte sie.

Und begründend fügte sie hinzu: „Nämlich einmal
liegt er hier sehr schlecht, und dann hat man auch im
Schlafzimmer ganz andere Bequemlichkeit.“

„Ich habe nichts dagegen,“ erwiderte Lürsen, indem
er ihrem ruhigen Treiben zusah und zuweilen auf ihr
weißes Haar blickte.

Sie setzte sich ihm plötzlich gegenüber und blickte lange
stillschweigend auf ihre Hände.

„Herr Doktor!?“

„Frau Johanna!“

„Ich möchte mit Ihnen über etwas sprechen — mir Rat von Ihnen holen.“

„Ich stehe Ihnen gerne zur Verfügung, liebe Frau Pastor,“ entgegnete der Arzt, und seine Miene wurde mit einem Schläge straff.

Eine Minute zögerte sie; dann, indem sie die Augen niederschlug, „ich wollte schon längst mit Ihnen darüber reden, lieber Freund, dann aber habe ich es von Tag zu Tag aufgeschoben, bis es schließlich zu spät war, da Sie unser Haus in so auffallender Weise mieden. Nämlich — Herr Gott — wie schwer mir das fällt — es betrifft meinen Mann, der seit einiger Zeit wie umgewandelt ist.“

Bei diesen letzten Worten zog der Kreisphysikus unwillkürlich die Achseln in die Höhe.

„Wie umgewandelt, sagen Sie, Frau Pastorin? — — hm!“

Er hustete ein wenig und blickte sie scharf an: „Wie äußert sich das?“ fragte er. „Hat er irgend welche Unannehmlichkeiten gehabt, ist er in letzter Zeit besonders erregt, oder —?“

„Das ist es ja gerade; bei dem leisesten Geräusch schrickt er zusammen, als wenn — Sie können sich kaum einen Begriff davon machen. Und vergangenen Sonntag, denken Sie, ist er mitten in der Predigt stecken geblieben!“

Sie schwieg erschöpft.

„Das ist allerdings seltsam, Frau Johanna, sehr seltsam bei Ihrem Manne! Und haben — Sie — sonst — — nichts — Auffallendes an ihm bemerkt?“ forschte er weiter und sah durchdringend zu ihr empor.

Der ganze Ausdruck seiner Züge verblüffte sie.

Sie erhob sich von ihrem Sitz und trat dicht an ihn heran.

„Wie meinen Sie das?“ fragte Sie gepreßt.

„Na, ist er etwa mißtrauisch — scheu Ihnen gegenüber — ungerecht — öfter in übler Laune — was weiß — ich?“

Ihr bleiches Antlitz färbte sich flammenrot.

„Sie mißverstehen mich offenbar!“ sagte sie mit einer gewissen Gereiztheit und fortfahrend: „Ich habe mich bei Ihnen in keiner Weise —“

Der Kreisphysikus machte eine abwehrende Handbewegung.

„Aber, beste Frau Pastor! Wissen Sie denn wirklich nicht, daß der Arzt zuweilen Fragen stellen muß, die scheinbar einen Übergriff bedeuten — — sozusagen in das Familienleben eingreifen? — — Ja, glauben Sie mir, ohne Psychologie ist alle Medizin Kurpfuscherei, taugt ohnehin nicht viel!“ schloß er und suchte dem Gespräche eine scherzhafte Wendung zu geben.

Das mißlang ihm völlig.

Frau Johanna fühlte sich durch diese ganze Art geradezu herausgefordert und bereute beinahe ihre Mittheilung.

„Unser Familienleben, Herr Kreisphysikus,“ erwiderte sie ernsthaft, „sollte ich meinen, kennen Sie zur Genüge!“

„Ja . . . ja . . . na . . . natürlich . . . aber nun hören Sie mir einmal ruhig zu,“ — er putzte sich dabei bedächtig seine Brillengläser und sprach äußerst langsam, jedes Wort gleichsam abwägend — „ist Ihr Familien-

leben — der Verkehr zwischen Ihnen und Ihrem Gatten unverändert geblieben — oder hat etwa sein schreckhaftes Wesen — — Sie nannten ihn doch wohl vorhin schreckhaft — — nicht — irgend welchen Einfluß darauf ausgeübt?“

Frau Johanna schlug betroffen die Augen nieder und antwortete nicht.

„Um — — Sie schweigen, Frau Mend.“ Und mit leiser Stimme: „Da fürchte ich beinahe an einer wunden Stelle gerührt zu haben.“ Dann ergriff er ihre Hand. Und in warmem Tone: „Fällt es Ihnen denn wirklich so schwer, gegen mich aufrichtig zu sein?“ Und ich sollte meinen — was Sie dem Freunde verheimlichen, dürften Sie getrost dem Arzte anvertrauen! Und umgekehrt, wo das Vertrauen zum Arzte seine Grenze hat, tritt der Freund in sein Recht!“

Nun hielt er inne, atmete tief auf und setzte sich mit unsicheren, beinahe zitternden Händen seine Brille auf.

Frau Johanna aber hatte sich eine tiefe Unruhe bemächtigt.

„Glauben Sie nicht, Doktor,“ sagte sie bebend, „daß es Dinge giebt, über die eine Frau zu niemandem . . . ja zu niemandem spricht? . . .“

„Auch nicht zu ihrem Manne?“ forschte er und betonte eigenartig Silbe für Silbe.

„Herr Kreisphysikus!“ rief sie mit gehobener Stimme, und der Angstschweiß trat auf ihr Gesicht.

„Frau Pastor!“ gab er in demselben Tone zurück.

„Ich denke, wir brechen unser Gespräch ab,“ brachte sie kaum hörbar hervor und wandte ihm den Rücken.

Er ließ die Schnupftabakdose, die er eben aus seiner

Kodtasche hervorgeholt, ungeöffnet und sprang aus dem Schaufelstuhl.

„Jetzt, Frau Pastor,“ sagte er in sprödem Tone, „fängt dieses Gespräch für mich überhaupt erst an. Ich bin weit entfernt,“ fuhr er dringlicher fort, „mich in Ihre Familiengeheimnisse einzubringen, aber das Eine muß ich Ihnen sagen, daß auch Sie mir sehr verändert erscheinen, und daß ich fast geneigt bin, das mit Ihrem Manne in Verbindung zu“

Nun verlor sie völlig ihre Fassung.

„Mein Gott,“ rief sie, „es ist ja möglich — gewiß — und ich gestehe ja ohne weiteres ein, daß ich Arnolds wegen etwas in Sorge — aber ihre Fragen — Ihre sonderbaren Fragen —“

„Sind Ihnen peinlich gewesen, gestehen Sie's nur ein!“

Sie wurde zusehends ängstlicher.

„Und was schließen Sie daraus?“ fragte sie hilflos.

„Das Sie sich selbst belügen!“

In ihr sorgendurchfurchtes Antlitz trat bei diesen letzten Worten ein seltsamer Zug.

Und indem sie ihre beiden Hände auf seine Schultern legte: „Bei unserem Herrn Jesus Christus, das thue ich nicht!“

Bei der Erwähnung des Heilands wetterleuchtete es über sein Gesicht.

„Lassen Sie den Herrn Jesus Christus aus dem Spiel,“ antwortete er beinahe mürrisch.

Da ließ sie ihre Arme sinken und raffte alle ihre Kraft zur Lüge zusammen.

Sie hatte sich getäuscht — dem Manne da durfte sie keinen Einblick in ihr Innenleben gestatten.

„Nun denn, Herr Kreisphysikus,“ hub sie an, „so

will ich Ihnen sagen, daß die Wandlung in Arnolds Wesen sein Verhältnis zu mir nicht im mindesten getrübt hat, und daß, wüßte ich den Grund seiner Verstimmung, ich mich nicht an Sie gewandt hätte.“

„Wie mich dünkt,“ entgegnete er und nagte beständig an seiner Unterlippe, „fassen Sie Ihr Verhältnis zu Ihrem Gatten ein wenig äußerlich auf.“

„Das verstehe ich einfach nicht!“

„Sagten Sie nicht vorhin, daß es Dinge giebt, über die eine Frau mit niemandem zu sprechen vermag?“

„Ja, so sagte ich.“

„Nun gut — so scheinen Sie auch anzunehmen, daß irgend etwas — nehmen wir ein ganz allgemeines Wort — also etwas für das Gefühl Peinliches vorhanden sein kann, das auch der Mann niemandem, selbst seiner Frau nicht anzuvertrauen imstande ist.“

„Ja — aber,“ meinte sie verwundert, „was hat das alles mit Ihrer Behauptung zu thun?“

Er ließ eine ganze Weile auf seine Antwort warten und bohrte gleichsam seine Augen in ihr Antlitz: „Sehr viel, Frau Pastor,“ bemerkte er endlich; „denn nach dem, was ich heut von Ihnen gehört habe, wohnen Sie, um mich eines Bildes zu bedienen, in einem Hause — nur in verschiedenen Stockwerken — — das Peinliche — — macht der Bequemlichkeit halber jeder für sich ab.“

Er hielt inne und klopfte mit seinen dünnen Fingern beständig auf seine Kniescheiben.

Sie wußte nicht, was sie hegte und trieb, diesen Kampf mit Lürsen bis auf's Äußerste weiterzuführen.

„Da kann ich Ihnen, Gott Lob, versichern,“ nahm sie das Wort wieder auf, „daß bisher in unserer Ehe überhaupt nichts Peinliches vorgekommen ist.“

Und von der Wahrheit dessen, was sie sagte, selbst tief beruhigt und durchdrungen, fuhr sie fort: „All die Jahre hat zwischen uns Frieden und Eintracht geherrscht — mit einem Worte — ich darf wohl sagen: eine christliche Ehe.“

„Um . . . ja . . . das ist wahr . . . Sie beide haben auf dem Grund der heiligen Schrift ihr Haus gebaut . . . gewiß!“ . . .

Pause.

„Sie waren stets sein demütiges, gehorames Weib . . . aber sagen Sie — haben Sie sich in dieser Stellung glücklich gefühlt — in dieser — nun ja — in dieser Stellung der christlichen Skavin — zum christlichen Herrn?“

„Mein Mann ist mein Herr, ohne daß ich seine Skavin bin,“ erwiderte sie leise und zerkrüllte in ungestümer Bewegung, die sie kaum noch niederzudämmen vermochte, ihr Taschentuch.

„Und in der Erfüllung meiner Pflichten und in seiner Zufriedenheit habe ich stets mein Glück gefunden,“ fügte sie hinzu.

„Ihr Glück?“ wiederholte er mit eigentümlichem Stimmklang.

Und nachdenklich: „Ich glaube, Frau Johanna, Sie ahnen nicht einmal, was Glück ist, und darum wünsche ich Ihnen nichts Herzlicheres, als daß Sie niemals das Unglück kennen lernen mögen, denn dann fürchte ich — würden Sie an der Sehnsucht nach — dem Glück zu Grund — de — gehen.“

Sie schrie plötzlich auf, ihre ganze Selbstbeherrschung war dahin.

„Lürsen — — um des Himmels willen — — was bedeutet das alles — Sie sind heut so ganz anders — so feierlich — so — Herr Gott — — sie verstummte jählings und stierte auf Magdalene, die wie aus dem Erdboden emporgewachsen an die Thür sich lehnte, die Hand an die Klinke drückend.

„Verzeih, wenn ich störe“, sagte sie schüchtern, „aber draußen ist ein Mann, der Arnold zu sprechen wünscht, und Arnold muß ausgegangen sein, denn ich kann ihn im ganzen Haus nicht finden.“

Die Pfarrfrau wandte sich zur Thür, während Lürsen in seiner etwas linkschen Art sich hastig vor Magdalene verbeugte, die an der Seite Frau Johannas ebenfalls hinaus-schlüpfen wollte.

„Willst Du solange hierbleiben, bis ich wiederkomme?“ bat Johanna, während Lürsen in seiner verlegenen und lauenden Stellung verharrte.

„Gewiß, Johanna!“

„Darüber, Herr Doktor,“ wandte sie sich hastig an Lürsen, „sprechen wir ein anderes Mal.“ Und sie verließ in gebückter Haltung das Zimmer.

Lürsen rieb sich die Hände und trat zu Erich, dessen Kompresse er langsam erneuerte.

Unterdessen verfolgte Magdalene jede seiner Bewegungen.

Eine nervöse Unruhe malte sich auf ihrem Antlitz.

Sie kniff die Lippen zusammen, fest entschlossen, jeden Angriff des Kreisphysikus zu parieren.

Denn daß es jetzt zu irgend einer Auseinandersetzung zwischen ihnen kommen würde, ahnte sie instinktiv.

„Darf man fragen,“ sagte sie, „was die Herrschaften so alterierte?“

„Gewiß dürfen Sie das! . . . Übrigens hätte Sie unser Gespräch auch interessiert.“

„Mich?“

„Ja, Sie, mein Fräulein!“ Zuletzt waren wir nämlich beim Glücke angelangt, und das Glück sollte ich meinen — das Glück liegt einer Braut — a propos, wie geht's dem Herrn Bräutigam, gute Nachrichten? . . .“

„Ich danke, Herr Doktor, aber Sie haben noch nicht einmal Ihren Satz beendet.“

„Ach, bah — das thut nichts!“ gab er zwinkernd zurück. „Also dem Herrn Bräutigam geht's gut — das freut mich wirklich . . . hm . . . ein gutes, halbes Jahr haben sie bereits hinter sich . . . wie?“

Sieschwieg und betrachtete aufmerksam ihre Fingernägel.

„Das macht Ihnen,“ nahm er die Rede wieder auf, „so leicht niemand nach . . . kaum verlobt — — sich auf ein ganzes Jahr trennen zu müssen . . . wahrhaftig, Sie sind eine Heldin, Fräulein Magda!“

Jetzt auf der Hut sein, dachte sie; und in nachlässigem Tone: „Das Kompliment muß ich leider entschieden zurückweisen. Ich glaube es ist kein Kunststück, sich der ehernen Notwendigkeit zu fügen.“

Und wie sie das gesagt hatte, ging sie auf den Nähtisch zu, wo eine im Stickerahmen angefangene Handarbeit lag.

Hierauf begann sie emsig zu arbeiten, ohne von Lürsen die geringste Notiz zu nehmen.

„Fräulein Magda!“

Sie gab keine Antwort.

„Fräulein Magda, hören Sie nicht? — ich spreche zu Ihnen!“

Sie lachte halblaut.

„Warum lachen Sie, Fräulein?“

Und eine leichte Röthe des Unwillens stieg ihm zu Gesicht.

„Bin ich Ihnen Rechenschaft schuldig?“ entgegnete sie kurz.

„Vielleicht — ja — mein Fräulein!“

Da fing sie von neuem zu lachen an, während ihr halb geöffneter Mund die scharfen, weißen Zähne zeigte.

Der Arzt spürte, wie sie mit ihm spielte und Macht über ihn gewann.

Er ging hastig im Zimmer auf und nieder, immer in dem erregten Wunsche, in diesem Intermezzo jezt von keiner Seite, weder durch den Pfarrherrn, noch durch Frau Johanna gestört zu werden.

Endlich beruhigte sich das Mädchen.

Diesen Augenblick schien der Kreisphysikus nur abgewartet zu haben.

Er stellte sich vor sie hin und blickte sie starr und durchdringend an, als wollte er sie kraft hypnotischer Mittel sich willfährig machen.

Ihr wurde unheimlich zu Mut, und sie sprang in die Höhe.

„Ver schonen Sie mich,“ fuhr sie ihn an — „entweder sind Sie langweilig — oder . . .“

Sie stockte plötzlich.

„Ober?“ wiederholte er.

„Unverschämt!“ ergänzte sie und ließ sich wieder nieder.

Bürsen folgte ihrem Beispiel und rückte seinen Stuhl dicht an den ihren.

„Bin ich das wirklich?“ fragte er gedämpft.

„Ja, das sind Sie!“

Er neigte ein wenig den Kopf und piff durch Mittel- und Zeigefinger ein paar Töne.

„Ich glaubte,“ sagte er dann und strich sich das Haar zurecht, „daß gerade Sie mich besser kannten, daß . . .“

„Weshwegen gerade ich?“ unterbrach sie ihn erstaunt.

„Weil — nun ja — weil —“ er verstummte.

„Wollen Sie mir nicht antworten?“

„Nein, das will ich nicht!“

„Das ist eine schöne Art, sich interessant zu machen,“ fuhr es ihr heraus, „mitten im Satze abzubrechen; zuweilen glaub ich, Herr Doktor, daß Sie ein famoser Schauspieler geworden wären.“

„Vielleicht bin ich das thatsächlich“, entgegnete er, „und ein besserer Spieler als Sie ahnen — — überhaupt merken Sie sich das — gerade Sie, Magda!“

„Ich verbitte mir solche Vertraulichkeiten. Für Sie bin ich ein für allemal Fräulein Magda!“

Er lächelte bitter.

„Also merken Sie sich das, Fräulein Magda,“ sagte er, indem er auf das „Fräulein“ einen ganz besonderen Accent legte — „es ist viel schwerer im Leben Komödie zu spielen, als auf der Bühne. Denn im Leben, Fräulein Magda, giebt es keine Proben — — und im Leben, Fräulein Magda, fallen die Stichworte ganz anders als in der Dichtung, so unvorbereitet, so zermalmend — — so . . . daß, wer seine Rolle nicht völlig beherrscht, ohne daß er selbst zur Besinnung kommt, aus seiner Rolle fällt. Und dann giebt es gewöhnlich ein Unglück, Fräulein Magda — ein tragisches Unglück, denn — auch das mögen Sie

hören — im Leben giebt es nur zwei Tragödien — sehr selten einmal, daß die Geschichte lustig endigt — sehr selten, liebes Fräulein!“

Bei seinen letzten Worten war sie emporgesprungen. Alles Leben schien von ihr gewichen.

Dem Medusenhaupte gleich ihr Kopf.

Sie verharrte regungslos nach Sammlung ringend.

Endlich hatte sie sich soweit gefaßt, um einige Worte hervorbringen zu können.

„Ich danke Ihnen für Ihre anregende Unterhaltung,“ stieß sie hervor „und wünsche Ihnen einen guten . . .“

Er hielt sie am Handgelenk fest. „Bleiben Sie,“ sagte er rauh und drückte sie gewaltsam auf den Stuhl nieder.

„Lassen Sie mich los,“ schrie sie, „hören Sie — — oder ich rufe um Hilfe!“

Er krallte seine Finger noch fester in ihr weiches Fleisch.

Ihre Erregung ging ihm durch Mark und Bein.

Deutlich empfand er, wie in ihm alles überschäumte.

„Schreien Sie lieber nicht,“ sagte er leise, „das endet sonst böse.“

Dann blickte er sie mit gespannter Aufmerksamkeit an und zog ihr, ehe sie sich's versah, das rechte Augenlid herab.

Eine unendliche Wut kam über sie.

Mit einem Ruck riß sie sich von ihm los.

Sie wollte aus dem Zimmer stürzen und fühlte, wie sie förmlich von seinen Augen geknebelt ward.

Dabei schoß es ihr durch den Sinn, daß Frau Johanna jede Sekunde eintreten könnte.

„So etwas hat sich mir gegenüber noch niemand erlaubt,“ flüsterte sie und sah ihn mit einem Ausdrücke tödtlichen Hasses an.

„Noch niemand?“ fragte er und hielt immer noch sein Auge fest auf sie geheftet.

„Nein — noch niemand,“ erwiderte sie erschauernd.

Eine kurze Weile standen sie sich lautlos gegenüber.

Es war totenstill — nur das schwere Atmen des kranken Kindes drang zu ihnen herüber.

Draußen aber schüttelte ein herber Wind Bäume und Gräser, und die graue Dämmerung sank herein.

„Warum haben Sie das gethan, Magdalene?“ unterbrach auf einmal der Kreisphysikus das Schweigen und gab seiner Stimme einen weichen Klang.

Er setzte sich wieder hin, und sie, plötzlich willenlos, that auf seine Handbewegung ein Gleiches.

Das rechte Bein hatte er an den Fuß des Stuhles gelehnt, während er das linke mit einer leichten Kniebeugung ausgestreckt hielt und zwar so, daß er den Fuß auf den Boden stellte und taktmäßig in pendelartigen Schwingungen bewegte.

Er merkte nicht, wie diese Bewegung sie nervös machte, und ohne daß er es wollte, wurde dieses unruhige Spiel immer schneller und schneller, so daß Magdalene davon förmlich schwindelig zu werden begann.

Sein rechter Mundwinkel hing ihm tief herab, und jene besondere, etwas stumpfe Röthe, wie sie nicht mehr ganz jugendlichen Leuten eigen ist, stieg in sein Gesicht.

„Was wollen Sie eigentlich von mir?“ fragte sie schein, durch den Ton seiner Stimme eigentümlich berührt.

Sie wagte aber nicht ihn anzusehen und schloß ihre Lider. Das Herz klopfte ihr zum Springen.

Er kam ihr so sonderbar vor, so ganz anders.

Sie fürchtete ihn, und andererseits raunte ihr etwas in ihrem Frauenempfinden zu, daß sie ihn am Ende nicht zu fürchten brauche.

Nun schlug sie die Augen ein ganz klein wenig auf, um sie schnurstracks wieder zu schließen.

Und als er jetzt von neuem ihre Hand ergriff und gleichsam beruhigend über dieselbe fuhr, als wenn er ein eigen sinniges Kind vor sich hätte und dieses durch seine Güte besänftigen wollte, ließ sie es ruhig, widerspruchslös geschehen.

„Warum haben Sie nur das gethan, und was soll nun daraus werden?“ fragte er von neuem. „Und meinen Sie denn wirklich,“ fuhr er eindringlich fort, ich wüßte nicht, daß Sie und Arnold . . .“

Sie hüllte mit den Händen ihr Gesicht, ihr ganzer Körper wand sich in Schlangenlinien.

„Hören Sie auf . . . hören Sie auf! stöhnte sie in heller Verzweiflung.

„Das Glück einer ganzen Familie haben Sie zertrümmert, die Treue gebrochen und sich selbst elend gemacht,“ begann er wieder.

Da ließ sie die Hände in ihren Schoß sinken.

In ihren Augen leuchtete es sonderbar auf.

„Nein . . . das habe ich nicht,“ sagte sie leise, während die Thränen unter ihren langen Wimpern hervorquellten.

„Ich habe ihn zum Glück geweckt und mir selbst mein Glück erkämpft, und nicht an die Anderen, nur an mich und nur an ihn habe ich gedacht!“

In des Kreisphysikus Mienen trat ein un schlüssiger Zug.

Er schien zu überlegen, rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her und sagte endlich, indem er auf die

Band starrte: „Wissen Sie auch, Magdalene, daß Sie wie ein Kind mit dem Feuer gespielt haben, und daß das Feuer Sie verbrennen wird. Ich bin weit entfernt,“ fuhr er fort, „Ihnen Vorwürfe zu machen oder gar Moral zu predigen — das muß jeder mit sich selbst abmachen — für mich existieren nicht Begriffe wie Tugend oder Schuld, für mich kommen mit einem Wort nur die Folgen in Betracht. Und diese Folgen, Fräulein, sehe ich mit greller Deutlichkeit voraus.“

„Und Sie wollen mir mein Schicksal prophezeien?“ fragte sie kaum hörbar und wiegte sich leise in ihren Hüften.

„Ja, das will ich allen Ernstes!“ entgegnete er in gedrücktem Tone.

Sie verschränkte die Arme und sah in scheinbarer Ruhe zu ihm empor, während in ihr alles außer Rand und Band geriet.

Sie räusperte sich ein wenig und wartete gespannt.

Da hub er an: „Ich sage Ihnen, Fräulein Magda, daß Sie ein Spiel gewagt haben, in dem Sie als Einsatz verloren gehen. In der Liebe hält man sich für allmächtig und schwelgt in Kraftgefühlen — und in solchem Kraftgefühl wähen Sie auf den Trümmern dieses Hauses Ihr Glück bauen zu können. Können Sie denn wirklich glauben, daß die Gesellschaft ungestraft an ihren Grundlagen rütteln läßt, und auf wen meinen Sie wohl, wird alle Welt den Stein werfen?“

Er machte eine kurze Pause, dann:

„In solchen Fällen pflegt man nur von der Ehebrecherin zu sprechen, von dem Weibe, das den Mann verführt hat, und die Welt ist immer und immer geneigt

— mit welchem Rechte, das steht auf einem anderen Brett — den Mann in Schutz zu nehmen.“

„Die Welt?“ sie lachte — „wir brauchen die Welt nicht!“

„Oho,“ rief er und seine Stimme hob sich, „das sind ja wahnsinnige Schlüsse, die Sie ziehen, das sind Gedanken, die Ihnen der Rausch eingegeben, und die, wenn Sie nüchtern werden, wie Schaumblasen zergleiten müssen. Und Sie — Sie werden erwachen!“ fügte er hinzu. „Und soll ich Ihnen sagen, in welchem Augenblick Ihr Rausch zu Ende sein wird? Glauben Sie mir,“ unterbrach er sich, „das Fundament der Ehe aus seinen Fugen zu heben, an diesem Grundpfeiler all und jeder Kultur rütteln zu wollen, das ist ein so vermessenes Unterfangen, ein solches Wahngelübde — — da müßte erst alles umgewühlt und umgewälzt sein — ehe . . .“

Er lachte jäh auf, daß sie bis in's Innerste zusammenfuhr.

Sie trat hinter die Lehne ihres Stuhles und beugte den Oberkörper über dieselbe, und indem sie, nur um an sich halten zu können, mit ihrer ganzen Kraft die Zähne aufeinander preßte, erwiderte sie:

„Mich — mich kann niemand wankend machen . . . das gerade ist für mich ein herrlicher Gedanke, daß er und ich alles . . . alles . . . der Welt zum Troß . . . preisgegeben . . . denn es giebt für uns kein Rückwärts mehr . . . selbst wenn . . . da fällt mir,“ sagte sie plötzlich weich lächelnd, „ein Wort Goethes ein — ich lese nämlich jetzt viel Goethe, auf Arnolds Rat:

Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten!
Nimmer sich beugen und rüftig sich zeigen —
Rufet die Arme der Götter herbei!“

„Sehr schön deklamiert,“ antwortete er sarkastisch, „ich weiß zwar nicht, ob Sie den Mann verstehen und einigermaßen kennen, denn sonst würden Sie dieser herausgerissenen Tendenz so und so viel andere — ah bah — die Dichter sind doch gute Menschen, zumal für Frauenzimmer Aber was ich Ihnen begreiflich machen wollte,“ setzte er nachdenklich hinzu und stimmte seinen Ton zu tiefem Ernste um, „daß sich in unserem Leben alles abwirtschaftet: der Körper, die Seele und also auch die Liebe, die notabene nur ein anormaler Zustand, sozusagen eine Krankheit ist. Und wenn Sie beide wirklich, was an Ihnen ist, eherne Grundgesetze umstoßen — und das haben Sie bereits gethan — Gesetze, die nicht so lala, wie die Hüte und die Kleider wechseln, die nicht dem tüftelnden Hirn eines geschelten Kopfes, sondern aus dem Entwicklungsgang der Menschheit herausgeboren wurden — dann werden Sie die Nemesis erfahren. Denn das versichere ich Ihnen, Sie sind in einem verdamnten Irrtum befangen, wenn Sie wähnen, daß ein Mann in dem Alter und von dem Gepräge Arnolds ein völlig neues Erdreich verträgt. So einer faßt nicht mehr in fremdem Boden Wurzel. Und dann wird eines Tages das Erwachen folgen, dieses grausame Erwachen, und dann, mein Fräulein, wird dieser Mann mit dem letzten Neste seiner zusammenbrechenden Kraft sich gegen Sie — Sie — Sie wenden und Sie — verzeihen Sie den harten Ausdruck — mit — einem Tritte von sich stoßen — es kann nicht anders kommen — — und davor möcht ich Sie bewahren.“

Sie hatte sich emporgerichtet.

Jede Muskel ihres marmorbleichen Gesichtes war gespannt, in ihren Augen flackerte ein verzehrendes Feuer.

„Das — das —“ leuchte sie in unsäglicher Qual hervor,

und ihre Stimme klang heiser und trocken, während sie bei jedem Wort inne hielt — „das — wird nie — niemals — eintreten!“

„Und was könnten — würden Sie dagegen thun?“ forschte er und sah sie von der Seite lauernd an.

Eine Minute lang schwieg sie, blickte finster zur Erde und regte sich nicht.

Endlich: „Was ich dagegen thun würde, das will ich Ihnen verraten, wenn Sie mir auf zwei Fragen Antwort zu geben versprechen.“

„Gewiß! Bitte fragen Sie.“

„Erstens, wie wollen Sie mich vor meinem Unheil bewahren, und zweitens, aus welchen Gründen haben Sie Interesse daran?“

Über des Arztes Züge flog ein leichter Schatten, und etwas wie Scheu und Verlegenheit breitete sich auf ihnen aus.

Er kämpfte aber seine Scham entschlossen nieder.

„Das will ich Ihnen aufrichtig sagen,“ entgegnete er langsam. „Aus reinstem Egoismus, denn erstens würde es mir Freude bereiten, auch einmal in meinem Leben eine sogenannte Gutthat zu vollziehen und Sie und dieses Haus, das mir wirklich nahe steht, vor dem Verderben zu schützen — und dann — nämlich — nun ja — daß ich es Ihnen eingestehe — — es giebt Frauen, die jedem, mit dem sie in Berührung kommen, gefährlich werden — es sind das Weiber — das läßt sich schwer definieren,“ fügte er hinzu, „Weiber — die im eigentlichen Sinne ihr Geschlecht verkörpern — sozusagen den Extrakt, die Potenz in sich bergen — — die Anderen sind im Grunde genommen degeneriert.“

Sie hatte ihn mit gespannter Miene zugehört.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie jetzt in spöttischem Tone,

„für Ihre Aufrichtigkeit, und ich danke Ihnen für die Hochherzigkeit, mit der Sie sich einer Gefallenen annehmen.“

Der Kreisphysikus erhob sich.

„Sie mißverstehen mich, und wie mich dünkt, absichtlich. Ich habe Ihnen erklärt, daß ich aus reinstem Egoismus handle, und ich habe außerdem am Anfange unseres Gespräches bemerkt, daß mir Moralphilisterei gänzlich fern liegt. Ich begreife Ihre Leidenschaft, ich begreife Ihren Rausch, und ich biete Ihnen in zwölfster Stunde einen Rückzug an. Es steht bei Ihnen,“ schloß er ernst, „die mich treibenden Beweggründe nach Belieben zu deuten.“

Sie senkte tief das Haupt und schritt langsam zur Thür.

Dort angelangt blieb sie stehen.

„Mir kann niemand helfen,“ sagte sie flüsternd; — — — dann, indem sie die Augen halb öffnete und die oberen Zähne hervorlugen ließ: „In dem Augenblicke, wo er mich von sich stieße, würde . . . seine . . . und meine . . . letzte Stunde . . . geschlagen . . . haben . . .“ Und ehe Lürsen noch ein Wort erwidern konnte, hatte sie die Klinke gefaßt und die Thür hinter sich geschlossen.





XIX.

Und das, worüber er ehedem verständnislos gelacht hatte, begriff er nunmehr deutlich an jedem Tage — zu jeder Stunde und empfand es mit unsagbarer Pein, daß die Liebe Krankheit, Schmach und Erniedrigung mit sich bringt und Leiden erzeugt, die bis zum Wahnsinn sich steigern konnten, und gegen die nicht anzukämpfen war mit allen Verstandskräften.

Und dann wieder meinte er über Riesenträfte zu verfügen, mit denen er alles Ungemach überwinden mußte.

Wenn er aber wie ein Bergmann in dem Schachte seines Hirns hämmerte und klopfte, überzeugte er sich oft, daß das, was er loslöste und zur Schwelle seines Bewußtsein führte, bei genauerer Untersuchung sich als eine Gedankenmasse niedrigster Art erwies.

Schon einmal hatte er sich dabei ertappt, wie er in seinem Innern den Wunsch wälzte, der Bruder möchte von der fremden Erde verschlungen werden.

Er lag gleichsam vor sich selber auf der Lauer und versuchte sich in seinem leisesten Empfinden zu belauschen. Und dieser Grundzug des In sich wühlens und des In sich spürens, der Gerhart von jeher eigentümlich gewesen, er fand ihn zu seinem Entsetzen nunmehr auch in sich wieder.

Er lechzte nach der Wahrheit, weil er wähnte, in der Lüge gewandelt zu sein.

Und dann schloß er grüblerisch, daß es Thorheit und Wahnsinn sei, das Wahre ergründen zu wollen, dieweil es keine Wahrheit gäbe, und daß vielmehr das, was sie Welt und Ordnung nannten, im Grunde nichts anderes war als eine Dreckgeburt aus Lug und Trug. Und gerade, weil man in einem Meer von Nacht und Nebel sich bewegte, oder vielmehr von allen Seiten bewegt, getrieben und vorwärts gestoßen wurde, hatte man den Mut, die Kraft: Zu leben. Denn aus gereifter Erkenntnis mußte üppig Verzweiflung und Daseinsüberdruß emporwachsen. Und die ganze Hoffnungsfreudigkeit, dieser Glaube an Glück und Erlösung — des Christentums tiefinnerste Quelle, würde kläglich versiegen und vertrocknen.

Wenn er dann aber sie sah und wie verzaubert an ihrem Munde, an ihren Augen hing, zerfielen alle diese Lüfteleien seines gequälten und gemarterten Hirns.

Und die heiße Blut ihrer Leidenschaft, die jedes grüblerischen Zuges entbehrte, übertrug sich auf ihn. Und von der glücklosen Weltanschauung seiner kranken Philosophen wandte er sich zukunftsfrohen Träumen zu. Und nun suchte er in gegensätzlichem Überschwang sich eindringlich zu überreden, daß das, was die Menschen ersehnten, die große, goldne Zeit erst mit der klaren Erkenntnis der Dinge und der menschlich-tierischen Natur beginnen könnte. Daran lag's — — das geistige Rückgrat war verkrümmt, und sich selbst wieder schaffen, an sich selbst erbarmungslos arbeiten, war die Lösung der Zeit und der Zukunft. Und nur so, wenn man sich gewissermaßen wiedergeboren hatte, der Schöpfer seines eigenen Ichs geworden war, hatte man das Recht, nach

seinem Ebenbilde Menschen zu zeugen. Und alles Heil der Zukunft lag in der Ehe, in diesem denkbar feinsten Zusammenhang körperlichen und geistigen Empfindens zwischen Mann und Weib, wo sie in ihrem Denken so verwoben und in einander aufgegangen waren, daß ein einziges Ganzes sich gebildet hatte, dessen Teile sich harmonisch zusammenfügten.

Und dann erschraf er oft bis in den Grund seiner Seele, wenn Magdalene ihm haarklein zu sagen mußte, worüber er im Augenblicke gesonnen hatte; und dieses ihr Vermögen in ihm zu lesen, wuchs mit dem fließenden Tage.

„Ich glaube,“ sagte sie einmal träumerisch, als er gerade aus dem Krankenzimmer kam, von wo noch die kläglichen Schreie des Kindes tönten, dem der Arzt mit Höllestein fast täglich das wildwachsende Fleisch hinwegbeizen mußte — „daß ich zu jeder Stunde und in jeder Minute in Dir bin. Ich kann es mir nicht vorstellen, daß ich schlafe, wenn Du wachst — — immer fühle ich Deine Gegenwart und mir ist, als wenn ich Dich in Deinen geheimsten Gedanken verfolge.“

Seit ihrem letzten Gespräche mit Lürsen, mied sie aber diesen, obwohl es ihr keineswegs entging, daß der Kreisphysikus luchsartig mit seinen Blicken ihre Nähe suchte.

Dabei fühlte sie sich immer müder und träger werden und nahm sich hundertmal vor, den Arzt um Rat zu fragen, ohne sich doch jemals dazu aufraffen zu können.

Und da eines Tages stutzte sie, und eine grauenvolle Angst überfiel sie.

Denn plötzlich wurde sie gewahr, daß in ihrem Körper eine Wandlung vorgegangen, und der Mechanismus ihrer Mädchennatur eine auffallende Änderung erfahren hatte.

Sie wurde ganz bleich, und eine jähe Ahnung dämmerte in ihr auf.

Sie griff zu den schwarzen Bänden, die über alles Auskunft geben, und begann in nervöser Hast hin- und herzublätern. Endlich fand sie eine Stelle, auf der ihr Auge haften blieb.

Sie wechselte fortwährend die Farbe, schlug das Buch geräuschvoll zu und stürzte, der Bestimmung schier beraubt, auf ihre Kammer.

Ein paar Tage beobachtete sie sich ängstlich, und dann zweifelte sie nicht länger.

Nun schritt sie eine ganze Zeit in Qual und Pein, ratlos, und völlig aus dem Gleichgewicht gezerrt.

Auch hatte sie unendliche Scheu, mit ihm davon zu sprechen.

Aber mählich wurde sie ruhiger, und ein All-Frauengefühl überkam sie, etwas von jenem weichen Stolze, der werdenden Müttern so rührend zu Gesichte steht und beinahe einen leisen Beigeschmack, einen Schimmer irdischer Verklärtheit in sich trägt.

Sie sagte sich im Stillen, daß sie ihn eigentlich jetzt erst ganz besäße, jetzt, wo zwischen ihr und ihm ein Natur-Zusammenhang zu werden begonnen hatte.

Sie war weit entfernt, irgend welche Reue zu empfinden, sie fühlte sich vielmehr bewußter und in ihrer Frauenwürde sichtlich gehoben.

Sie ermog allen Ernstes ihre Zukunft, die sie nunmehr geklärt und zur Entscheidung gebracht wissen wollte.

Ihre Unterredung mit Lürsen hatte sie Arnold gegenüber mit keiner Silbe erwähnt; sie wollte ihm nicht den Rest von Unbefangtheit rauben, die er, nicht ahnend, daß der Kreisphysikus um das Geheimnis wußte, noch zur Schau trug.

Sie fand auch nicht Gelegenheit, sich mit ihm über das, was sie bewegte, auszusprechen; denn infolge von Erichs Krankheit wurden ihre Zusammenkünfte seltener und kürzer. Und so geschah es, daß sie in einsamen Stunden ganz in mütterlichen Gefühlen aufging, sorgend und hangend für das werdende Geschöpf.

Wenn aber die Angst sie überfiel, diese furchtbare Angst um die Zukunft, und sie kaum noch zu atmen vermochte, schritt sie durch das Dorf hinaus in's Freie, um Frieden und Ruhe zu finden.

Und als sie eines Vormittags von einem solchen Spaziergange heimkehrte, stockte sie plötzlich und blieb vor einem dieser kleinen Häuser stehen, wo gerade eine dralle Bäuerin mit aufgeschürzten Ärmeln frische Wäsche bleichte. Magdalene grüßte, trat zaghaft näher und ließ sich mit dem jungen, blühenden Weibe, daß guter Hoffnung war, in ein Gespräch ein.

In welchem Monat sie stünde, fragte sie Ietse.

Und als die Frau erwiderte, daß sie jeden Tag der Geburt entgegen sähe: ob ihr vor der Stunde bange wäre.

Da hatte die Bäuerin den Kopf geschüttelt und zwischen ihren weißen Zähnen hervorgelacht.

Zwei Tage später brachte sie ohne große Qualen ein starkes Kind zur Welt, und wieder nach zwei Tagen war sie zu Magdalenens unsagbarer Bewunderung bereits aufgestanden und hatte aus Leibeskräften zu arbeiten begonnen, zwischen der Arbeit zur Wiege des Säuglings eilend, um ihm die Brust zu reichen.

Als dem hatte Magdalene wie einem Wunder zugehört und gegen die junge Mutter etwas empfunden, das sich aus Reid und Bewunderung zusammensetzte.

Sie wurde aber von dem Tage an immer unruhiger und erregter.

Sie lebte danach, sich irgend einem Menschen mitzuteilen und verzehrte sich förmlich in diesem einsamen Zustande ewigen Hangens und Bangens, in dieser Furcht, entbedt und an den Branger gestellt zu werden.

Zwei Mütter im Pfarrhaus tönte es in gellendem Mißklang durch alle ihre Phantasteen.

Wenn sie ihn jedoch sah, wie er sorgenbeschwert aufstand und sorgenbeschwert zur Ruhe sich legte, nur dem eisernen Zwange gehorchte, wenn er seine amtlichen Handlungen vollzog, so gewann sie es nicht über sich, in dieser Zeit, wo sein Anabe zwischen Tod und Leben schwebte, ihn zu dem entscheidenden Schritt zu drängen.

Er atmete ja freudig auf, wenn er aus dieser Stidluft von Angst und Rötten zu ihr sich flüchten konnte.

Und ihn selber drängte es ja, aus diesem Schmutz und Rot, aus diesem Doppelleben zwischen zwei Frauen, von denen die Rechtsmäßige aufgehört hatte, für ihn etwas zu bedeuten. Und wenn er noch zauderte, mit allem, was ihn an dieses Haus, an seine Gemeinde band, zu brechen, so geschah es gewissermaßen aus einem letzten Akt von Pietät, die er derjenigen in ihrer jetzigen Lage schulden zu müssen glaubte, mit der er ein ganzes Jahrzehnt in guten und in bösen Tagen zusammengehalten hatte.

Alles das sagte sie sich — und wurde doch nicht ruhiger.

Sie schritt in Angst und Beklemmung, einen Alp auf der Brust.

Sie zuckte bei jedem Laut zusammen und fühlte, wie die hochgradige Spannung ihres Nervensystems Furchen und Linien in ihr Antlitz grub. Sie sah die tiefen, blauen Ringe, die unterhalb ihrer Augen plötzlich auftauchten.

Selten kam sie in das Krankenzimmer; denn das Kind geriet schon, wenn es sie sah oder ihre Stimme hörte, in eine Erregung, die jedesmal einen Rückschlag zur Folge hatte. —

Auf einmal aber bemächtigte sich ihrer ein dumpfes Ahnen, das sie förmlich auftrieb und verzehrte. Sie hatte plötzlich den Glauben, daß etwas Unerwartetes und Graufiges eintreten müßte, etwas, das sie vernichten würde.

Und mitten in der Nacht kreischte sie im Schlafe auf und erwachte schweißgebadet.

Dann stieg sie aus dem Bett, entzündete ihre Lampe und begann die Nacht hindurch zu lesen, um den Schlaf mit seinen Träumen zu fliehen.

Und die Zeit schritt dahin, endlos, mit Schneefengang.

Man stand aber am Ende des Oktober, und der Herbst begann zur Reife sich zu wenden. Fahl, gelbe Blätter auf den Zweigen, die immer mehr sich lösterten, um dem Tode entgegen zu stehen.

Und der Anblick der absterbenden Natur und das Bewußtsein des keimenden und wachsenden Lebens im eigenen Körper, erzeugte in ihr eine zarte Wehmut.

Sie brach dann wohl in Thränen aus und überblickte ihr Leben, das dahingerollt war in jähem Wechsel und Wandel; und nimmer konnte sie es begreifen, wie sie von heißer, bebender Leidenschaft zu frommer Hingebung hatte gelangen können.

Sie saß wohl stundenlang des Tages auf der kleinen Bank vor dem Pfarrhause; die Ellbogen auf den Leib gestützt, die Augen in's Weite gerichtet — und träumte.

Und da eines Nachmittags fuhr sie wie erschreckt in die Höhe.

Sie war so in sich vergrübelt gewesen, daß sie den nahenden Schritt nicht gehört hatte und nun, als plötzlich jemand ihren Namen rief, emporfuhr.

Vor ihr stand der Landbriefträger, den sie mit seinem Knotenstocke, dem bestaubten Rock und Stiefeln, der großen Ledertasche wie eine Erscheinung anstarrte.

Nun faßte sie sich an die Stirn und besann sich einen Augenblick auf die Wirklichkeit.

Dann wieder zu sich gekommen, erwiderte sie flüchtig den Gruß und streckte die Hand aus, um die Post in Empfang zu nehmen.

Ein einziger Brief an Arnold.

Sie wog ihn prüfend in der Hand.

Ihr Auge fiel auf den Poststempel.

Aus Berlin!

Warum sprühte es da in ihren Augen?

Sie wandte ihn plötzlich um.

Ein blauer Stempel mit eingepprägten Buchstaben.

„Afrikanische Gesellschaft zu Berlin,“ las sie und stieß einen kurzen Schrei aus.

Nun war sie eine Spanne Zeit wie abgestorben.

Und als sie endlich etwas zu sich gekommen war, blickte sie mit Scheu und Entsetzen auf das blaue Siegel.

Und dann schoß das Blut ihr empor, und sie spürte bis unter den Haarwurzeln eine brennende Blut.

Wenn das . . . Herr des Himmels . . . dann . . . und was konnte es denn anders sein . . . und all die Knoten, die sich um ihn und sie geschlungen, lösten sich auf diese Weise zum Teile selbst . . . und . . . und . . . auch . . . für ihn . . . ja ganz gewiß . . . er war im Glauben an sie . . . und mitten in diese Vorstellungen drängte sich das selbstische Gefühl, daß sie durch seine

Hochherzigkeit . . . das aber schämte sie sich zu Ende zu denken und beguckte von allen Seiten zitternd das Schreiben.

Sie blickte sich unsicher und verlegen um, ob nicht jemand in der Nähe wäre, der von ihrem Gesicht lesen könnte, was in ihr vorgegangen.

Nirgends ein lebendes Wesen! — tiefe Stille ringsum!

Nun spürte sie in ihren Fingern gleichsam ein Krabbeln und Wirbeln als müßte — — müßte sie den Umschlag lösen. —

Sie schlich in das Haus, um ihn zu suchen, zuerst treppauf in seine Arbeitsstube.

Sie klopfte leise.

Keine Antwort!

Nun rief sie mit gedämpfter Stimme seinen Namen. Und wieder alles still!

Jetzt öffnete sie die Thür.

Nein, er war nicht drinnen.

Eine kurze Weile blieb sie unschlüssig stehen. Langsam trat sie näher.

Das Fenster war nur halb geöffnet, und auf dem Brett desselben lag ein aufgeschlagenes Heft.

Sie griff nach ihm und las die erste Seite. „An meinen Sohn Erich von Mend, wenn er das zwanzigste Jahr überschritten.“

Ein leiser Ruf entschlüpfte ihren Lippen.

Und nun durchraсте sie atemlos — und vergaß darüber alles andere — den Inhalt des Heftes.

Er schilderte seinen ganzen Entwicklungsgang, die Jahre im Waterhause, seine Zeit als Student, wie er durch Umgang und Verkehr, durch die Anregungen seiner

theologischen und philosophischen Lehrmeister eine abgerundete Weltanschauung in sich aufgenommen und stets gerungen habe, der Erkenntnis des Wahren nahe zu kommen und in der Bethätigung des sittlich Guten seinen Lebenszweck zu finden. Wie er dann Johanna näher kennen gelernt und von ihrer Herzensgüte und ihrem gesunden Sinne angezogen, mit ihr die Ehe geschlossen habe. Jahre eines stillen Glückes hätten sie verlebt, die nur durch äußere Schicksalsschläge leichte Trübungen erfuhren. Ein glaubensstarker Mann sei er dahingeschritten, weltlichem Ergeiz fremd, nicht völlig frei von jenem Dünkel, der Männern von Bildung, ohne daß sie sich selbst dessen bewußt und klar werden, häufig anzuhaften pflegt. In seiner Entwicklung sei er dann gewissermaßen stecken geblieben und über bestimmte Anschauungen und Ideenkreise nicht hinausgekommen. Mit einem Übergange streifte er hierauf sein Verhältnis zu Gerhart, den er als empfindsamen, warmblütigen Menschen schilderte, der seiner ganzen Naturanlage nach des Gleichmaßes der Kräfte zu entbehren schien, und schon als Kind merkwürdige Wesenszüge offenbart habe.

Die letzten Seiten waren ihrem brüderlichen Verhältnis gewidmet; dann war dieser Abschnitt beendet, und eine römische Zwei deutete einen neuen Teil dieser Lebensbeschreibung an.

Eine etwas philosophisch gehaltene Einleitung, die ein Bild der geistigen Strömungen seiner Zeit zu geben suchte, eröffnete ihn. Und dann hieß es: Wir Menschen an der Reige des neunzehnten Jahrhunderts klebten an den morschen Vorurteilen einer vergangenen Zeit und zerschnitten in uns selbst jede freiere Entwicklung, weil wir nicht die sittliche Kraft besaßen, Gespenster, die in uns

rumorten, d. h., jene in sich'toten und zerfallenen Anschauungen zu bannen. In Nacht und Dunkel schritten die Meisten und begriffen nicht einmal, daß es einen Kampf galt um eine moderne Welt- und Sittenanschauung.

In die Nacht meines Lebens aber schlugen grelle Blitze und erzeugten eine Helle, die mich zu Boden schleuderte, mir Atem und Befinnung raubte.

Ich denke und hoffe, daß, wenn Du diese Zeilen liest, der Morgen einer neuen Zeit angebrochen sein wird, daß die Morgenröte des jungen Jahrhunderts . . .

Hier brach das Heft ab.

Die Schriftzüge aber zeigten jene Frische, als wenn der Schreiber eben die letzten Worte niedergeschrieben und dann mitten in der Arbeit durch irgend einen Zufall gestört worden wäre.

Magdalene ließ das Heft sinken und blickte wehmütig in die Herbstnatur.

„Gespenster . . . Blitze,“ murmelte sie vor sich hin und dachte an jenes Gespräch in der Gewitternacht, wo er, als der Himmel im Zeichen der flammenden Schlangenslinien gestanden hatte, demselben Bilde Ausdruck gegeben.

Sie nahm auf einmal das Heft, schritt zu seinem Schreibtisch, setzte sich nieder, tauchte die Feder ein und schrieb unter seine letzten Worte: „Leben heißt lieben.“

Nun fiel ihr der Brief der Afrikanischen Gesellschaft wieder ein, und von neuem bemächtigte sich ihrer eine dumpfe Unruhe.

Sie hatte in dem, was er gleichsam apologetisch niedergeschrieben, seine Nähe empfunden und darüber alles andere vergessen.

Nun that sie das Schreiben hastig in ihre Seitentasche und eilte wieder davon.

Vor dem Krankenzimmer machte sie Halt und horchte. Sie hörte aber Lürsens Stimme und jagte von dannen.

Jetzt in ihre Kammer!

Sie schlug hinter sich die Thür mit solcher Gewalt zu, daß die Fenster klirren.

Der Brief betraf doch schließlich sie am meisten; warum sollte sie ihn denn nicht öffnen?

Was war das für eine kindische Scheu, die sie davon abhielt?

Jetzt hielt sie den Umschlag vor das Licht und versuchte, ob sie vielleicht trotz der Hülle etwas entziffern könnte.

So sehr sie aber den Bogen schob und schob von einer Ecke in die andere — es half nichts.

Da konnte sie vor Aufregung kaum noch an sich halten und stampfte mit dem Fuße auf.

Und mit einem jähen Entschluß zerriß sie den Umschlag.

Ein schwerer Brief fiel ihr entgegen. Es war jenes Schreiben, das Arnold zuletzt an den Bruder gerichtet hatte.

Nun zweifelte sie nicht länger.

Nun hielt sie das andere Blatt in den Händen, und bänglich ward ihr zu Mute.

Nun hob sie sich auf die Beine, drückte die Fäuste zusammen und gab ihrem Körper gleichsam einen Kuck.

Und nun — las sie.

Ein markerschütternder Schrei tönte durch das Haus.

Sie sank zu Boden; das Blatt entfiel ihren zitternden Händen — sie verlor das Bewußtsein.

Als sie die Augen wieder aufschlug, lag sie in ihrem Bett.

Sie blickte verwirrt empor und faltete, da sie Lürsen und Frau Johanna vor sich stehen sah, und im Hintergrunde Arnold, der sich krampfhaft am Tischrande festhielt, die Hände quer über die Brust.

Denn der Arzt hatte die Knöpfe ihrer Blouse geöffnet, um ihr Luft und Erleichterung zu schaffen.

Und da auf einmal richtete sie ihre weit geöffneten, starren Augen auf Frau Johanna, die so wohlwollend auf sie herabsah.

Lürsen ergriff ihren Puls.

„Wie befinden Sie sich, Fräulein?“ fragte er kurz. Keinen Laut gab sie von sich.

Sie schielte aber durch den Arm Frau Johannas zu Arnold hinüber, der leichenblaß jetzt zum Fenster schritt. —

„Aber Magdalenschen,“ rief die Pfarrfrau, „so komm doch nur zu Dir — wie kann man sich nur so erschrecken . . . ja . . . ja auch die Freude fährt einem in die Glieder denk' doch nur, um wieviel Monate er nun früher bei Dir ist, und jeden Tag kann er eintreffen und . . .“

Der Kreisphysikus gab der beredten Frau einen Wink, und sie verstummte.

Magdalene hatte das Gefühl, als würde sie bei lebendigem Leibe gliedweise gemartert.

Sie richtete sich empor.

„Ich möchte aufstehen,“ sagte sie leise und scheu, „ich . . . ich fühle mich ganz . . . ganz wohl . . . ich . . .“

Und während Frau Johanna noch einen fragenden Blick auf Lürsen warf, brach sie unvermittelt in einen Weinkrampf aus, der ihren ganzen Körper schüttelte und ihr Gesicht auf das furchtbarste verzerrte.

Lange — lange hielt das an.

Ein herzerreißendes, gurgelndes Schluchzen!

Die Pfarrfrau blickte ratlos und erschüttert bald zum Kreisphysikus, der mit unbeweglichen Mienen und verschränkten Armen da stand, bald zu ihrem Manne, der, wie sie dünkte, gleich ihr mit dem armen Geschöpfe, das die Freude schier toll gemacht zu haben schien, Mitleid empfand.

Endlich kam ihr empörtes Blut zur Ruhe.

Der Kreisphysikus winkte den beiden Anderen bedeutungsvoll.

„Wir wollen sie jetzt allein lassen!“ sagte er.

Und er voran — Frau Johanna — und der Pfarrherr verließen das Zimmer.

Allein!

Sie schob sich zur Seite und preßte ihr Gesicht an die Wand.

Ein qualvolles Stöhnen entrang sich ihr.

Was nun?

Es hielt sie nicht länger in den Kissen, bebend sprang sie empor.

Und plötzlich trat sie vor den kleinen Spiegel, dessen verblichenes Glas gerade in der Mitte durch einen schräg laufenden Strich gezweiteilt war.

Sie erschrak vor sich selbst und brach in ein wildes, verzweifertes Lachen aus.

Jetzt suchte sie mit irrendem Blicke nach dem verhängnisvollen Schreiben.

Ja, da lag es auf der Platte des Tisches; der Brief Arnolds jedoch war verschwunden.

Nur wenige Zeilen enthielt das Schreiben. In ein paar dünnen Worten die Mitteilung, daß die Expedition, der der Lieutenant Gerhart von Renc angehört hatte, durch unvorhergesehene Fälle ein früheres Ende erreicht

habe, als man angenommen, und daß die Teilnehmer derselben bereits seit Wochen auf der Rückreise sich befänden. Infolgedessen könnte auch der Brief an den Sekondelieutenant Gerhart von Kendl nicht mehr von Seiten der Gesellschaft besorgt werden

.

Und jeden Tag, wie die Pfarrfrau in unbewußter tragischer Ironie hervorgehoben hatte, konnte er eintreffen!

Er hatte sein Kommen verheimlicht, um sie Alle unerwartet mit seiner Ankunft zu überraschen — und er ahnte nicht, was seiner im Pfarrhause harrte.

Ihr graute vor dem Augenblicke, wo er . . . nein . . . nein . . . nein . . . und wozu auch . . . und all das Gift, das dieser Lürsen ihr in das Ohr geträufelt hatte, begann nun in ihr zu fieden und zu brennen.

Dieser Lürsen . . . und er hatte sie retten wollen . . . und sie . . .

Frau Kreisphysikus — am Ende gar!

Wieder lachte sie kreischend und höhnisch in die Stille des Zimmers.

Nun nestelte sie sich mit den Fingern die Knöpfe der Blouse zu.

Sie mußte hinunter, mußte Arnold sprechen.

Noch einmal: Frau Kreisphysikus

Ein Frösteln überlief ihren Rücken — wie wenn — Herr Gott — — — — —

Sie biß sich auf die Zunge und rieb sich die Augen. Dann wandte sie langsam zur Treppe.





XX.

Die Arme auf dem Rücken gekreuzt, durchmaß er sein Zimmer.

Es gab kein Rückwärts mehr — und alles — alles drängte zur Entscheidung. Und jetzt, da die eiserne Notwendigkeit ihn gleichsam in der Zange hielt, um ihn erst frei zu geben, wenn er that, was er thun mußte, glaubte er seine Kraft zusammenbrechen zu sehen.

Er schalt sich einen Nichtswürdigen — einen Feigling und starrte mit fieberheißen Blicken in den Luftraum.

Er ließ sich auf seinem Arbeitsstuhl nieder und rang die Hände.

Johanna . . . Erich . . . Gerhart dreier Menschen Glück hatte er mit stampfendem Fuße zertreten. Über Glauben und Treue war er hinweggeschritten, als wenn der Glaube und die Treue eitel Scherben wären.

Hinweggeschritten? . . . Nein . . . nein!

Nur einen neuen Glauben und neues Glück hatte er sich gebaut.

Und jetzt . . . wo er sein altes Haus zusammenstürzen . . . sich und Magdalene bereits außer Land — in einer anderen Welt sah . . . jetzt diese quälenden Gedanken, die wie Vampyre ihm das Blut ausaugten — seine Kraft brach legten.

Und er empfand in wilhem Weh, daß die Bande der Familie Ketten waren, die zu durchfeilen es übermenschlicher Kraft bedurfte.

Und doch — doch mußte — mußte er vor Johanna hintreten und Bekenntnis ablegen.

Bekennen . . . seine Schuld bekennen! . . .

Was hatte sie gethan, um solches Leid zu erfahren?

Und er sah sie, wie sie über Nacht weiß geworden und all die Tage und all die Nächte ohne ein Auge zuzuthun, am Bette seines Knaben gewacht, wie sie in hingebender Demut die ganze Zeit seines heimlichen Sündenlebens hindurch alle seine Launen ertragen hatte, nur jene stumme, traurige Bitte in den Augen: „Habe Erbarmen! quäle mich nicht länger.“

Und wie er nun alles dessen sich bewußt ward, überwältigte ihn das Mitleid mit seinem unglücklichem Weibe.

Und wie würde sie es aufnehmen? Und wenn es sie in den Wahnsinn trieb oder zermalnte, daß sie in jäher Verzweiflung ein Leid sich anthat? . . . Wie dann? . . .

Und Gerhart . . . Gerhart . . . Gerhart!

Und dann wieder ward er mit allen seinen Gedanken zu Johanna zurückgelenkt.

Hatte er sie nicht aus freiem Willen, aus eigener Selbstentschließung in sein Haus geführt?

Und was konnte das arme Wesen dafür, daß er sich in ihr geirrt, daß sie ihn nicht ergänzte und nur in äußerem Zusammenhange mit ihm stand, nur die Mutter seines Kindes war?

Nur die Mutter seines Kindes? . . .

Und wenn sie nichts — nichts weiter als die Mutter seines Kindes war, hätte nicht das allein für ihn ein heiliges Band sein müssen? . . . Und was würde aus seinem

Knaben werden . . . seinem Knaben, in dem er reiche Reime schlummern sah, die zu wecken bislang sein höchster Stolz gewesen war?

Eine weiche Stimmung überkam ihn, Thränen löstern sich aus seinen Augen.

Und da stand Magdalenens Bild vor ihm.

Er hatte seinen Gott zertrümmert, er hatte selber sein Haus sich unterwählt und gleichsam aus den Fugen gehoben.

Nun wohl, er hatte seinen neuen Gott gefunden — er mußte ein neues Haus sich aufrichten.

An Magdalenens Schicksal war das seine gekettet — nimmer konnte er von ihr mehr lassen.

Und er malte sich sein Glück an ihrer Seite in schillernden Farben aus.

Denn nicht Rausch, nicht Laumel, sondern tief innerliche Leidenschaft verband sie.

Sie hatte ihm gewährt, was nur ein Weib dem Manne gewähren konnte — aber niemals hatte er jene Übersättigung empfunden, die durch lästerne Erregung der Sinne hervorgerufen wird.

Ein Seelisches und Sinnliches glaubte er in ihrem Wesen, ohne daß er das Eine von dem Anderen zu trennen wußte. Denn gerade in ihrem Vermögen, das Körperliche mit dem Geistigen und das Geistige mit dem Körperlichen zu durchsetzen, sah er ihre Wunderkraft.

Wenn sie losend mit ihren Händen über seine Wangen fuhr oder ihn an sich drückte, daß er ihren heißen Atem spürte, und dieser seine eigentümliche Duft aus ihrem bebenden und schluchzenden Körper förmlich allen seinen Poren sich mitteilte, empfand er dieselbe Aufreizung, als wenn er dem Klange ihrer Stimme lauschte.

Alles was dieser Mann in seiner asketisch christlichen Entwicklung gewaltsam in sich niedergedrückt hatte, wucherte nun auf einmal empor.

Magdalene gewann mit jedem Tage größeren Einfluß auf ihn; ihre ganze Art, wie sie beständig in ihn drang, daß er sie über all und jedes belehrte, und dann wieder die Selbständigkeit ihres Urteils, dem nicht selten seine Anmerkungen glückten, setzten ihn in Erstaunen und hielten ihn gefangen.

Und jeden und jeden Tag nahm er sich vor, mit Frau Johanna das entscheidende Wort zu sprechen und schreckte immer wieder davor zurück.

Er sah, wie unsäglich Magdalene litt, und krümmte sich unter den düsteren Blicken ihrer Augen.

Er kam sich in diesem Doppelleben wie ein Verbrecher vor, dessen Glück durch diese Heimlichkeit, mit der er es umhüllen mußte, vergiftet war.

Und er fand doch nicht den Mut, den geschürzten Knoten zu lösen.

In Magdalenenens Brust begannen Furcht und Zweifel sich zu regen.

Sie fing an, ihn mißtrauisch zu beobachten.

Sollte er . . . und wäre es dann möglich . . . und sie erinnerte sich mit Schrecken, wie er sie an jenem Tage des Brandunglücks von sich gestoßen hatte . . . Und wenn des Kreisphysikus Prophezeiung, eher als jener selbst es ahnte, in Erfüllung ginge . . . wenn . . . wenn er vor dem letzten Schritte zurückbebe . . . und sie ihrem Schicksal und Elend überließe . . . wußte er doch selbst noch nicht daß . . .

Eine drohende Falte grub sich in ihre Stirn, in ihre Miene trat ein wilder, entschlossener Ausdruck. Und

in greller Deutlichkeit ward sie sich bewußt, daß sie ihre ganze Ehre und Zukunft auf dieses Spiel gesetzt, daß sie alle ihre Trümpfe aus der Hand gegeben, und wenn sie das Spiel noch nicht gewonnen hatte, nicht auf einen einzigen Stich mehr rechnen durfte.

Sie wollte aber aus dem Hause, bevor Gerhart zurückgekehrt wäre, denn ein Grauen packte sie schon bei dem Gedanken an ein Wiedersehen.

Gegen Arnold wurde sie scheu und gab ihm auf diese Weise zu verstehen, daß sie ihm zürne.

Sie beantwortete seine Fragen kurz und einförmig, ließ sich von ihm küssen und umarmen, ohne seine Liebeslosungen zu erwidern. Dabei begann ihr ganzer körperlicher Zustand und diese ewige Sorgenangst etwas Gramvolles in ihre Züge zu malen.

Sie wollte dieses Haus verlassen und wollte es doch nicht allein verlassen.

Sie veränderte mit einem Male ihre Taktik und warf sich laut ausschluhzend an seinen Hals, und jammern und händeringend beschwor sie ihn, ein Ende zu machen.

Sie fürchtete, er würde widerstehen und wollte, als letztes Mittel ihn zu bewegen, ihm ihre Mitterschaft verraten — aber er nickte stumm und küßte ihre Hände, Augen, Stirn und Wangen.

„Ja . . . ja . . . das . . . hat nun sein Ende,“ sagte er bewegt, „und jetzt . . . jetzt sollst Du Dich nicht länger quälen.“

Und leise — denn über sein Verhältnis zu Johanna hatte er immer mit ihr zu sprechen gemieden — flüsterte er ihr zu: „Der Kreisphysikus hat heut erklärt, daß Erich außer Gefahr ist — und nun ihr mein Knabe erhalten bleibt, finde ich den Mut, mit ihr zu reden.“

Eine dunkle Röthe schoß über ihr Antlitz, während sie ihm in leisen und zitternden Bewegungen losend durch sein Haar fuhr und seine Hand mit ihren Thränen nezte.

Er fühlte in diesem Augenblicke ihre ganze Macht, fühlte wie unter den Berührungen ihrer weichen Hände alles Männliche und Willensstarke in ihm sich löste, wie er im Innersten mit einer gewissen, prickelnden Scham sich auflehnte, ihr zum Spielzeug zu dienen, wie ihre mütterliche Art, mit der sie ihn zum Kinde stempelte, in seinem Selbstbewußtsein ihn herabdrückte, und er vermochte doch nicht diesem Einfluß sich zu entziehen, der auf der anderen Seite eine nie gekannte Wohligeit in seinem Körper erzeugte.

Er wandte sich von ihr ab . . . Und wie er gesenkten Hauptes nachdenklich die Thür seines Zimmers öffnete, um an seinen Bekenntnissen weiter zu schreiben, blieb er in starrem Schrecken zwischen Thür und Angel stehen — — da lag sein Weib auf den Knien und — — betete.

Sie drehte sich um und blickte ihn unsäglich traurig an.

„Ich wollte zusammen mit Dir dem Herrn danken und fand Dich nicht,“ sagte sie demüthig und sich gleichsam entschuldigend.

Mit schwankendem Schritte trat er näher, und da die Thür seinen zitternden Händen entglitt und polternd zufrachte, zuckte er zusammen.

„Du, Johanna!“

Sie blickte in stummer Frage zu ihm empor.

Und nun kam es ihm so grausam, so unmenschlich und barbarisch vor, daß ihm das Wort versagte, und er nicht wußte, wie er beginnen sollte.

Er richtete sein Haupt in die Höhe und blickte sie forschend an.

Und plötzlich empfand er, wie es in ihm gährte und

lochte, wie seinem ganzen Körper heiße Wärme sich mitteilte, wie sein ungestümes Blut ihn zur Entscheidung drängte.

Sie blinzelte ihn von der Seite in scheuer Besorgniß an und wagte kein Wort; ihr Herz klopfte und pochte, denn sie ahnte, daß es endlich zur Aussprache zwischen ihnen kommen würde.

Er war an seinen Schreibtisch getreten und ließ sich schwer auf seinem Stuhle nieder.

Der Schweiß perlte ihm in hellen Tropfen von der Stirn.

Er legte seine Arme auf die grüne Schreibtischplatte und stützte seinen Kopf darauf.

Ja . . . das war die schwerste Stunde seines Lebens, wo er vor seinem Weibe beichten sollte . . . und es mußte . . . mußte sein . . . Verbrechen war es, noch länger zu zögern.

Und als er jetzt mit vollem Gesicht sie anblickte, schrie sie jammernnd auf.

„Herr Gott . . . Arnold . . . wie siehst Du nur aus!“ rief sie, und ein Ton dumpfer Verzweiflung klang aus ihren Worten.

Das Haar klebte ihm förmlich an der Stirn, die Augen waren aus ihren Höhlen getreten, kalkgrau war sein Gesicht, blutlos seine Lippen.

Er rang nach Atem — — trat dicht an sie heran und faßte ihr Handgelenk.

Und nun in gurgelnden Tönen — — stoßweise sein Bekenntnis . . .

Aufstreischend brach sie zusammen.

Sie war auf alles andere gefaßt gewesen, entschlossen, selbst wenn Sie den Einbruch ihrer ganzen Existenz er-

fahren würde, standzuhalten in Demut und Ergebung, als seine brave Wirtin.

Das aber schmetterte sie nieder. Ihre Augen verloren Leben und Bewegung, kein Laut kam mehr über ihre Lippen. Den Kopf etwas nach vorn gebeugt, mit den Händen in der Luft tastend, bot sie ein Bild des tiefsten Jammers.

Er wandte sich ab — — er konnte diesen Anblick nicht ertragen.

Endlich löste sich ihre Starre.

Sie raufte sich ihr weißes Haar — sie schluchzte qualvoll — sie schlug sich wie wahnsinnig vor die Stirn und raste durch das Zimmer.

Und plötzlich blieb sie stehen, sank vor ihm auf die Kniee, umklammerte ihn und preßte ihr gramzerfressenes Gesicht an seine Schenkel.

Er wollte sie emporheben — sie aber wehrte ab.

„Arnold . . . allmächtiger Vater . . . Arnold . . . thu mir das nicht an,“ stöhnte sie, — — „sag nein . . . sag nein . . . Du geliebter, Du bester Mann . . . Du mein Ein und Alles . . . das . . . das ertrage ich nicht . . . Herr Gott, das ertrage ich nicht . . . o, Du Grundgütiger . . . habe Erbarmen . . . Mitleid . . . Arnold . . . Arnold . . . so hör doch nur . . . Mitleid . . . sieh mich doch nur an . . . ich flehe zu Dir . . . thu mit mir was Du willst . . . sieh, ich bin grau und alt geworden . . . aber meine Liebe zu Dir Arnold . . . und Deinem Knaben . . . mach uns nicht unglücklich . . . nein . . . nein . . . Du kannst so grausam nicht sein . . . Du . . . Du . . .“ sie hielt, in ihrer Kraft erschöpft, inne.

Dann sprang sie empor und preßte ihn an sich.

„Nein . . . nein . . . ich laß Dich nicht . . .“ jammerte sie von neuem.

Und da er ihr kein Wort des Trostes wußte, bis in's Innerste zerwühlt vor ihr stand, ließ sie ihn locker.

Und in bebenden Worten, bittend um ihr Recht, den Blick zur Erde gerichtet, seinen Arm zwischen ihre Hände nehmend, drang sie auf ihn ein. Und mit fliegendem Atem entströmten ihr die Worte, die an ihrem Schluchzen sich brachen, wie die Welle am Stein zerbricht.

„Und sieh — — nur eine Krankheit ist's, die Dich gepackt hat — — und unter meiner Pflege, Du geliebter Mann, wirst Du gesunden — — wie eine Magd will ich Dir dienen — — — ich habe ja nur Dich — — Dich allein,“ weinte sie in sich hinein, „und wie ich Dich liebe, das fühle ich erst jetzt, wo ich Dich verlie . . . aber nein . . . das . . . das kann nicht sein . . . Arnold . . . Arnold, sage nein.“

Und wieder stürzte sie vor ihm nieder, und wieder umfaßte sie ihn.

„Und gewiß . . . ich habe so unendlich viele Fehler . . . aber Arnold, Du wirst sehen, wie ich an jedem Deiner Blicke hängen will . . .“

Jetzt wieder in die Höhe, jetzt ihre Hände auf seine Schultern!

Und da sie in seinen unbeweglich starren Mienen keine Antwort fand, taumelte sie, wie von Keulenschlägen getroffen, mehrere Schritte zurück.

„Du!“ sagte sie auf einmal in ganz verändertem Tone, „hast Du mir nichts . . . rein nichts zu sagen?“

Er blieb in dumpfem Schweigen.

Er glaubte mit jedem Worte nur ihr Leid zu mehren, ihren Jammer emporzutreiben.

Sie lehnte sich an die Wand, und alles begann sich ihr im Kreise zu drehen.

Und da sie sich eine ganze Weile nicht rührte, schlich er zur Thür.

Mit letzter Kraft wollte sie sich auf ihn stürzen, aber ihr Wille versagte.

„Gott . . . o Gott . . .“ stammelte sie mit bleichen Lippen.

Dann fühlte sie eine Art Schwindel. Sie fühlte, wie sie gebrochen und ohne Bewußtsein in's Leere starrte.

Als sie wieder zu sich kam, mußte sie sich mühsam an alle Einzelheiten zurückerinnern.

Sie rieb sich mit den Händen die Augenlider, als wollte sie sich dadurch aus dem Schlafe wecken und zur Besinnung bringen.

Und sie wähnte plötzlich, daß alles nur ein wüster Traum gewesen sei.

Als aber mit einem Schlage all die Ereignisse wie Gespenster wieder vor ihr auftauchten, krümmte sie sich vor Schmerzen.

Sterben! . . . Allmächtiger . . . sterben!

Und warum hatte Gott ihren Knaben nicht zu sich genommen, daß auch sie all das Elend von sich werfen konnte — — und was hatte sie gethan, daß Gott sie also strafte?

Und unten lag ihr Kind, grämte sich und stöhnte nach der Mutter.

Und der Gedanke, daß ihr Knabe seinen Vater verloren, überwältigte sie von neuem.

Sie konnte es nicht fassen — so grauenhaft, so entsetzlich dünkte es sie.

Und dann jagte sie wieder durch den engen Raum und fragte sich, wo sie ihre Augen gehabt hatte.

Gott hatte sie mit Blindheit geschlagen — — und Gottes Wege sind unerforschlich.

Gott?!

Ihre Stirn kräuselte sich.

Gott?!

Wo war Gott gewesen, da solches geschah?

Und wenn es einen Gott gab

Sie stürzte nieder.

Nein und aber nein — — — sie wollte Gott nicht lästern.

„Du mein Herr und Heiland!“ Iallten ihre Lippen — — — Sie kam nicht weiter, und all ihr Beten zerfloß in ihren Thränen.

Und jetzt rang sie in Verzweiflung die Hände, denn es war ihr von ungefähr in den Sinn gekommen, daß sie gewarnt, durch ihr eigenes Kind gewarnt worden war.

Und sie — — sie hatte auf Gottes Fingerzeig nicht geachtet — — den Knaben in herben Worten angefahren, weil er vor diesem Satan von Weib zurückschreckte.

Und nun stürzte sie mit allen ihren Gedanken auf Magdalene.

Wilder Haß und grenzenlose Erbitterung stiegen in ihr auf.

Die — die allein war die Schuldige. Und was für ein schlechtes Frauenzimmer mußte sie sein, wenn sie dem Bräutigam die Treue brach, um einen verheirateten Mann in ihr Netz zu locken.

Dann auf einmal fühlte sie sich in ihrer ganzen Frauennatur auf das tiefste gebemüht und mit Füßen getreten.

Soeiner hatte sie weichen müssen — — soeiner, von der sie kaum wußte, woher sie kam und was für eine Vergangenheit sie hinter sich hatte? Und für soeine hatte er Weib, Kind, Bruder und Glauben geopfert?

Sie konnte es nicht fassen — nicht begreifen, daß all die Jahre, die sie neben ihm gelebt, nur um sein Wohl besorgt — — inhaltslos gewesen sein sollten, und daß sie durch die erste Beste, die ihm in den Weg trat, verdrängt werden sollte!

Wie tief mußte er gesunken sein, wenn er — Herr und Heiland, war es denn wirklich Wahrheit — über Haus und Familie hinwegschreiten konnte? Und was war es denn eigentlich, was in jener steckte, daß sie ihren geliebten, einzigen Mann, dessen reine Gesinnung niemand anzulasten gewagt hatte, bis in die Eingeweide hatte vergiften können — — und wie hatte sie es denn nur angestellt?

Der Kopf that ihr weh, sie vermochte kaum noch weiter zu denken.

Und überall nur sah sie gähnende Abgründe, nirgends einen Weg zum Heil.

Wo lag denn überhaupt das Heil?

Sie schüttelte sich.

Sie meinte die Zweifel zu sehen, die als verkörperte Schlangen am Erdboden krochen und zu ihr heranzuschleichen suchten.

Sie errötete in ihrer Fraueneinfalt, da sie auf den Einfall kam, er hätte sich von ihr gewandt, weil sie in ihrem Körper nichts mehr von jenem jugendlichen Feuer hatte, das . . . sie stockte mitten in dem begonnenen Gedankengange, denn sie gehörte zu jenen ehrbaren, bürgerlichen Frauen, die selbst in ihrem leisesten Innenleben ihre Keuschheit sich bewahrt haben.

Lürsen? — — — Und der hatte darum gewußt, so wahr sie Johanna von Mend hieß, und jetzt wurde ihr das ganze bange Gespräch klar, das sie mit jenem geführt hatte — wie Schuppen fiel es ihr von den Augen.

In Nacht und Finsterniß war sie gewandelt, und nun sie wieder sehen konnte, war es zu spät — zu spät.

Zu spät?!

Das Wort gellte ihr in den Ohren.

Wahr und wahrhaftig zu spät?

Unwiderruflich zu spät?

Und Lürsen — warum hatte Lürsen ihr die Birde nicht von den Augen gerissen — warum war er mitleidslos an ihrer Seite geschritten?

Und welch unendlicher Jammer, wenn Gerhart in seiner Hoffnungsfreudigkeit über ihre Schwelle trat?

Und wie — wie sollte das dann werden?

Und all das Elend durch dieses gewissenlose Wesen, das mit dem Frieden und dem Glücke eines ganzen Hauses sein frevels Spiel getrieben hatte.

Und sie verfluchte in ohnmächtigem Schmerze den Tag, wo sie „dieser Schlange“ Gastfreundschaft und Obdach gewährt hatte.

Dann überwältigte es sie von neuem, und Klagen ohne Maß und Ende gab sie sich hin.

Nein . . . nein . . . es konnte und durfte nicht sein . . .

Inmitten ihres Elends fiel ihr plötzlich ihr Knabe ein.

Angst überfiel sie . . . stundenlang hatte sie ihn allein gelassen . . . nun fuhr sie, ohne zu wissen, was sie that, mit den Händen durch ihr Haar und schleppte sich herunter.

Die Stunde, dessen war sie sich bewußt, hatte sie gebrochen, und ihr weißer Scheitel betrog nicht fürder.

Sie kam sich aber vor ihrem Kinde gleichsam schuldbeladen vor, und eine bange Scheu ergriff sie in dem Bewußtsein, daß es seinen Vater verloren hatte.

Und da sie jetzt die Thür des Krankenzimmers leise öffnete, senkte sie unwillkürlich das Haupt.

In dem kleinen Raume war es völlig dunkel; denn der dämmernde Abend war längst hereingebrochen.

„Guten Abend!“

Jählings trat sie einen Schritt zurück.

„Guten Abend, Frau Pastor!“

„Guten Abend!“ erwiderte sie kaum hörbar.

Am Bette ihres Kindes saß in gebückter Stellung der Kreisphysikus Lürsen.

„Nun, unserem Patienten geht es, Gott Lob, gut,“ begann er scheinbar harmlos.

Sie gab keine Antwort, beugte sich über das Bett und küßte das Kind.

„Mutter, warum weinst Du?“ fragte der Knabe in zärtlichem Tone.

Der Kreisphysikus erhob sich.

„Es ist dunkel geworden, Frau Johanna!“ stieß er trocken hervor.

Und dann, indem er an den Tisch trat und gemächlich die Lampe entzündete: „Ja . . . ja . . . die Tage fangen bereits an, kurz zu werden.“

Nun fiel der helle Schein der Lampe auf ihr bekümmertes Antlitz.

Jetzt fühlte sie, wie sie nicht an sich zu halten vermochte, als Lürsen langsam auf sie zutrat.

Er nahm ohne weiteres ihren Puls in seine Rechte.

„Fühlen Sie sich krank, Frau Pastor?“ fragte er gedämpft.

Dem Knaben waren die Augen zugefallen — er war eingeschlafen.

Sie aber schluchzte bei seiner Frage an und verbarg mit den Händen ihr Angesicht.

Der Kreisphysikus blieb eine Weile still und ließ sich, während er die gekrümmte Hand vor die Stirn hielt, als blendete ihn das Licht der Lampe, auf seinem Stuhle nieder. —

Sie blickte ihn mit so gramzerrigener Miene an, daß er deutlich empfand, sie müßte alles — alles wissen.

Er stützte den einen Ellbogen auf und faute beständig an seinem blutroten, mit weißen Bildern durchsetzten Taschentuche.

„Lürsen . . . Lürsen . . . warum haben Sie mir nicht die Augen geöffnet . . . warum . . .“

Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Den Kreisphysikus durchrieselte es heiß und kalt, und ein tiefes Mitgefühl erfüllte ihn.

Nun griff sie seine Rechte und umklammerte sie, als wollte sie bei ihm in ihrer Not Schutz suchen.

„Was habe ich Ihnen gethan, Lürsen,“ klagte sie von neuem, „daß Sie so erbarmungslos an mir handeln konnten, Lürsen . . . Lürsen?!“

„Arme . . . arme Frau!“ flüsterte er, und seine Stimme zitterte.

Und noch einmal wiederholte er: „Sie arme . . . arme Frau!“

Nach einer Pause, nachdenklich . . . als ob er zu sich selber spräche: „Nicht wahr, das haben Sie gehört, Frau Johanna, daß wenn man einen Mondsüchtigen, der in taumelnden Bewegungen auf dem Dache seines Hauses kriecht, beim Namen ruft . . . der Mann jählings die Sinne verliert und zu Boden stürzt?“

Und da sie, ohne sich zu regen im Schweigen verharrte: „Nun, so einem Mondsüchtigen gleich Arnold. Und dann,

Frau Pastor, ich ich fühle in mir nicht die geringste Gabe, bei anderen Leuten Glück zu stiften . . . Auch soll das in der Regel fehlschlagen und überhaupt ein trauriges Talent sein.“

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, war ihm doch selbst eigentümlich mund zu Mute.

„Gute Nacht! Und um des Kindes willen erhalten Sie sich Ihre Kräfte,“ brachte er mit schwerer Zunge hervor. —

Als er hinter sich die Thür geschlossen, tönten seine letzten Worte in ihr wieder.

Um des Kindes willen! . . .

Kraft! . . .

Besaß sie denn überhaupt noch solche? . . .

War die nicht bis auf den letzten Gran zerrieben und zermahlt — zermahlt in der Mühle des Unglücks?

Um des Kindes willen! . . .

Ja, um des Kindes willen . . .

Und wenn . . .

Barmherziger Himmel . . . allgütiger Gott . . . sie wollte alles thun . . . sich im Staube demütigen und beugen . . . um des Kindes willen.

Ja, auch dieses sollte geschehen.

Unhörbar, auf den Fußspitzen schritt sie hinaus, das Herz voll Weh, als ginge sie den letzten Weg.

An Magdalenen's Thür klopfte sie und öffnete zaghaft.

Und plötzlich — ihren ganzen Haß vergessend — stürzte sie vor ihr nieder, vor ihr, die mit Grauen und Entsetzen sie anstarrte.

„Du, Magdalene, habe Mitleid!“ kreischte sie noch einmal in wahnsinnigem Schmerze auf, „Mitleid mit meinem

armen Kinde — — mir . . . mir hast Du meinen Mann gestohlen — nimm meinem Kinde nicht auch den Vater . . . sieh, ich liege vor Dir im Staube . . . habe Erbarmen mit mir . . . Erbarmen . . . !“

Nun raffte sie sich empor und preßte sie in wildern Schmerzen an sich.

„Sieh ihn frei!“ stöhnte sie, und ein stehender, tiefängstlicher, hoffnungslosender Ausdruck breitete sich über ihre Miene.

Und mit bebender Lippe noch einmal: „Um meines Kindes willen!“

Magdalene hatte ihr regungslos zugehört.

Ihre Züge hatten ein ehernes Aussehen angenommen.

Bei den letzten Worten Frau Johannas aber trat wieder Leben und Bewegung in ihr Antlitz.

Ihre Nasenflügel zuckten in leisen Schwingungen, und eine feine Röte breitete sich über ihr feucht schimmerndes Gesicht.

Sie grübelte einen Augenblick, neigte das Haupt und hob es in jähem Entschlusse wieder empor.

„Ich kann nicht,“ sagte sie plötzlich tonlos — „ich . . . ich . . . von mir zu schweigen . . . ich . . . würde . . . meinem . . . Kinde . . . seinen . . . Vater . . . rauben.“

Ein schriller, gellender Schrei entrang sich dem gepeinigten Weibe.

Dann sank sie schwer zu Boden . . . ein Flirren vor den Augen . . . die Sinne schwanden ihr.





F u h.

.
.
.
.
.
.

„Herr Gott — — so sehen Sie sich doch nur dieses Bild an. Das ist Genie und das ist Wahnsinn nebeneinander. So kommen Sie doch nur!“

„Einen Moment — ich möchte mir erst diesen Michetti etwas genauer betrachten.“

Diese Worte wurden an einem weichen, warmen Frühlingstage in einem Berliner Kunst-Salon zwischen zwei Herren gewechselt, die sich ganz allein in dem großen, länglichen Raum befanden, der durch elegante Portièren geteilt war, mit seinen schweren Teppichen jedes Geräusch auffing und mit seiner gedämpften, mattgelben, durch Reflektoren gerade auf die Gemälde gerichteten Beleuchtung eine eigentümliche Stimmung erzeugte.

Nun trat der Gerufene näher und sah ebenfalls auf das Bild.

Er zuckte einen Augenblick empor.

Dann schweifste sein Blick über das ganze Bild hinweg und suchte nach dem Namen des Malers.

Aha, droben in der Ecke rechts, in senkrechten, bizarren Linien: Gerhart von Rend.

Er versenkte sich in das Gemälde.

Eine Schar von Priestern, theils halb bekleidet, theils im vollen Ornate beim tollen Trinkgelage auf Pfählen hingestreckt, und jeder neben sich ein weinberauschtes Weib in durchsichtiger, heller Gewandung. Das Merkwürdige aber war, daß alle diese Männer dieselben Züge trugen, auf denen ein ganz niederträchtiger Zug frivoler Sinnlichkeit lag. Und wie bei den Männern, so auch bei den Frauen nur ein einziges Gesicht, in dem die verschiedensten Phasen tollsten Liebesehrens zum Ausdruck kamen. Zu Häupten der Gestalten aber flogen Bienen und Käfer, von denen sich einige auf Schultern und Armen der Weiber mit gespreizten Flügeln niedergelassen hatten. Das Ganze war in brünstiger Farbenpracht und brutaler Genialität hingeworfen.

„Herr und Heiland, was ist das für ein Bild?“ sagte der erste der beiden Herren. „Und wer — wer ist nur der Maler?“

Der Andere blickte verwundert empor.

„Wer der Maler ist? Das wissen Sie nicht?“ fragte er in erstauntem Tone.

„Nein nein ich weiß es in der That nicht!“

„Aber lieber Freund, besinnen Sie sich nur einmal, haben Sie denn nicht vor Jahr und Tag in aller Munde den Namen Gerhart von Rend nennen hören?“

„Nein . . . nein wirklich nicht — — Sie wissen ja — — ich bin fast immer unterwegs, aber neugierig haben Sie mich gemacht, so sprechen Sie doch nur!“

„Und Sie haben nichts — nichts in den Zeitungen gelesen?“

„Auch das nicht! Wenn man ewig auf Reisen ist und den Kopf voll hat, verlernt man das Zeitungslesen!“

„Vor Jahr und Tag hat man von nichts Anderem gesprochen,“ nahm der Andere nachdenklich das Wort wieder auf, „und die alten Geschichten werden jetzt, wo die Bilder des Unglücklichen der Öffentlichkeit überantwortet sind, von neuem aufgewärmt. Der Maler nämlich ist vor einem Jahr im Irrenhaus gestorben und alles, was er geschaffen hat, ist dort entstanden.“

„Im Irrenhaus?“

„Ja, im Irrenhause. Wollen Sie die Geschichte hören?“

Und als jener schweigend, mit gespanntem Blicke nickte, begann er zu erzählen
.
.

„Und dann, dann kam er heim; hoffnungsfreudig — plötzlich . . . viel früher, als er es selber geträumt hatte. Und dann . . . dann traf er die beiden, die beiden, die ihm Leben und Liebe bedeuteten, gerade als sie davonschleichen wollten, bei Nacht und Nebel, ihn zu fliehen. Er hat sich auf sie gestürzt und — selbst Gericht vollzogen.

Und Tags darauf in den Blättern und Blättchen die Geschichte vom Doppelmord, den der ärmste Mensch im Pfarrhause begangen hatte.

Es kam zu keiner Verhandlung. Vom Pfarrhaus in die Irren-Anstalt — eine weite Reise — wie? —

Und da hat er zu malen begonnen. Und wie jeder dort seine tolle Spitzmarke hat — so nannten sie ihn den Pfaffen-Raphael. Er hat nur Pfaffen und immer nur Pfaffen gemalt — der Ärmste, Pfaffen mit Weibern bührend. Und die Pfaffen und die Weiber trugen immer und ewig dieselbe Larve: die des Bruders und der Braut. Ein merkwürdiger Fall — übrigens — im Irrenhaus ist er zum Maler geworden. Gente und Wahnsinn!

„Und was,“ fragte der Andere erschüttert, „ist aus des Pfarrers Frau geworden?“

Der Gefragte achselzuckte. „Jrgendwo verkrochen, erzieht sie ihr Kind — in christlicher Demut. Wer will das wissen?“

„Lassen Sie uns hinausgehen, denn draußen lacht die Sonne, und draußen giebt's Frühling.“

Er zog ihn am Arme und zerrte ihn hinaus, ihn, dessen Züge ernst, beinahe düster geworden waren. Langsam schritten sie die Linden hinauf, vorbei an dem Menschengewühl, durch das Brandenburger Thor in den knospenden Tiergarten, wo die Sonne den jungen Frühling wachgeküßt hatte



Einige Stimmen der Presse.

Jesus und Judas:

... So weit das äußere Gerippe. Hollaender vertritt aber trotz gewisser Grellheiten weniger den Naturalismus Zolas als den der Norweger, weniger den Naturalismus des mehr äußerlich schillernden Sittenromans als den des neuern, der aus einer gegebenen Umgebung, einem Milieu herauswachsenden psychologischen Analyse. Er schildert uns einen gewissen Charakter, wie er im studentischen Leben Berlins sich in neuerer Zeit entwickelt hat, einen begabten jungen Mann, dessen Gehirn die modernsten Ideen in volle Verwirrung bringen, der sich berufen, verpflichtet fühlt, zu arbeiten an der Entwicklung eines auf ganz neuen Grundlagen sich aufbauenden Menschengeschlechts — den radikalen Schwärmer der Gegenwart. Er thut dies nicht immer grade mit völlig tadelloser Plastik der Darstellung; die nervöse Unruhe, die hastende, gährende Gehirnarbeit seines Helden treibt zuweilen auch seine Vortragsweise zu einer holperigen Unruhe. Es fehlt dem Buche nicht an guten Gemütszügen, an poetischen Stimmungen, die man in andern naturalistischen Schriften völlig vermißt. Hollaender schildert uns in seinem Helden einen in mancher Hinsicht sympathischen Menschen mit mannigfachen Regungen und Stimmungen, und auch in der reinen Sumpfpflanze Lene, ja, selbst in dem grisettenhaften Theatermädchen, der Österreicherin „Gustel“ sitzt Gemüt, Poesie. Der rohe Haß gegen den „Bourgeois“, der andere naturalistische Schriften kennzeichnet, fehlt gänzlich. Nicht fehlen dagegen zum Teil peinigend grelle Deutlichkeiten. Die Miasmen der sittlichen Verkommenheit bleiben uns nicht erspart. Wer aber die Schriften der deutschen Naturalisten kennt, wird finden, daß Hollaender das Häßliche, dessen der Naturalismus eben einmal nicht entraten kann, trotz aller Deutlichkeit doch nur da darstellt, wo es durch eine gewisse künstlerische Folgerichtigkeit bedingt ist, wo es charakteristisch wirkt, daß er Verbes mit wenigen Ausnahmen psychologisch richtig vorführt

und daß er in der Darstellung nicht so absichtsvoll lüftern und hysterisch arbeitet wie die andern.

Aus einem längeren Essay der Kölnischen Zeitung.

... Trotz solchen Mängeln ist jedoch dieses Werk eines ganz jungen Mannes ein fesselndes Buch, das wir nicht weglegen könnten, bis wir es uns völlig zu eigen gemacht. Es ist die Arbeit eines unstreitbar echten, nur in seinem Geschmacke noch nicht geläuterten Talentes, dazu eines Schriftstellers, der über die großen sozialen Probleme schon viel nachgedacht hat und in dem Ideengehalt seiner Romandichtung eine größere Reife bekundet als in der Charakterisierung seiner Hauptgestalt. Einzelne andere Figuren sind übrigens vorzüglich gelungen, vor allem Lene und Käthe, die Töchter der Proletarierfamilie, auch die festsche Gustel, die Operettensängerin und der russische Nihilist. Mit diesem Roman hat Felix Hollaender gleichsam den „poetischen Doktor“ gemacht, er gehört nun ehrlich zur Junft der Schriftsteller, von denen man in Zukunft etwas erwarten darf.

Berner Bund.

Magdalene Dornis:

... Über der Roman im ganzen verrät bei aller Einfachheit der Grundzüge ein überlegenes Erzählertalent, das ihn über die Alltagsromane weit hinaushebt. Das Eindringen der Verführung in das friedliche Pfarrhaus, das Erwachen der Leidenschaft, die ernsten und harten Seelenkämpfe, die sich nun ergeben, das alles ist auf überzeugende Weise und in einer bald geschmeidigen, bald kraftvollen, immer zielbewußten und treffenden Sprache dargestellt.

Wiensche Zeitung.

... Ein Buch, das ich mit Spannung gelesen und ohne Abspannung aus der Hand gelegt habe. Ein moderner Roman, wie man ihn sich nur wünschen kann: geistreich, nervös, leidenschaftlich, klar.

Sports-Welt.

... Der Roman Magdalene Dornis ist zweifellos „gut“ geschrieben. Die Personen treten plastisch und lebenswarm uns entgegen, die Bilder haben Farbe, Form und Stimmung. Die mehrfachen bedenklichen Situationen sind mit Ernst und frei von jeder Frivolität behandelt.

Aus der Wiener Presse.

... Es ist uns in dieser kurzen Besprechung nicht möglich, auf alle die psychologischen Feinheiten in der Zeichnung der Personen hinzuweisen, die in verschwenderischer Fülle das

ganze Buch beleben. Gerade die Magdalene Dornis, jenen Zwitter von naiver Verdorbenheit und Jungfräulichkeit, glaubwürdig zu schildern, war keine geringe Aufgabe, und diese ist, das müssen wir betonen, gut gelöst worden.

Berliner Neueste Nachrichten.

„Magdalene Dornis.“ Ein moderner Roman von Felix Hollaender. Der junge, hervorragend begabte Autor hat vor Jahresfrist durch sein Erstlingswerk, den Roman „Jesus und Judas“, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gelenkt. Aus diesem zerkochten, unreifen, aber von der ersten bis zur letzten Seite fesselnden Buche, in dem hundert Töne angeschlagen waren, von denen kein einziger ausklang, in dem unzählige Fäden angesponnen waren, die nachher mitten im Gewebe abrisßen, aus diesem kühnen Wurf, der haarscharf am Ziele vorbeitraf, sprach eine künstlerische Individualität, in dieser Schreibart — die allerdings stellenweise mehr Gedankenstriche als Gedanken aufwies — loderte ein energisches Temperament. Magdalene Dornis, das zweite Werk Hollaenders, bedeutet nun — und das ist das größte Lob, welches dem Autor gesendet werden kann — einen eminenten Fortschritt, der zu der kurzen Spanne Zeit zwischen dem Erscheinen der beiden Bücher in gar keinem Verhältnis steht. In scharfer Selbstkritik hat Hollaender, als er dem fertigen Erstlingswerk gegenüberstand, seine Mängel erkannt. Magdalene Dornis ist keine Talentprobe mehr, sondern ein abgerundetes, in sich geschlossenes Werk, dessen künstlerischer Wert — mag man sich freundlich oder feindlich zu seiner Tendenz stellen — von Niemandem geleugnet werden kann.

Über die Titelheldin sagt der vernünftigste und kühlfte Mensch des Buches, der sarkastische Kreisphysikus Kürsen an irgend einer Stelle: „Es giebt Frauen, die jedem, mit dem sie in Berührung kommen, gefährlich werden — — es sind das Weiber, die im eigentlichen Sinne ihr Geschlecht verkörpern — sozusagen den Extrakt, die Potenz in sich bergen — — die anderen sind, im Grunde genommen, degeneriert.“ Hier liegt die Wurzel des Gedankens, von dieser Stelle aus ist das ganze Buch zu erklären. Ein solches Weib bricht in den tiefen Frieden eines Pfarrhauses und bringt den Pfarrer, den sie mit brünniger Hingabe umstrickt, zum Verrat an Weib und Bruder, stiehlt ihm Ruhe und Glauben. Gewissen, Ehre, Pflicht, Frömmigkeit — alles brennt zu Asche in der lodernnden Flamme entfesselter Sinnlichkeit. Unzählige neue Klänge und Harmonien weiß der Dichter für diese wild-monotone Symphonie der Leidenschaft zu finden, aber von keiner Stelle tönt ein reiner, befreiender Akkord, er malt in grellen, leuchtenden Makartfarben, aber ein schwüler Gewitterhimmel lastet beklemmend über seinen Gestalten.

Berliner Volks-Zeitung.

. . . Nun wir wollen vorweg betonen, daß der Roman ungemein frisch und lebendig geschrieben ist, und daß wir in dem Autor ein neues Erzählergenie begrüßen, das uns noch Großes bringen wird, wenn es sich von der Tendenz frei macht, nur Menschen zu schildern, die sich von ihrer Sinnensbrunst, fälschlich Liebe genannt, übermannen lassen.

Hamburger Fremdenblatt.

. . . Magdalene Dornis. Ein moderner Roman von felig Hollaender. Verlag S. Fischer, ist das Werk eines starken Talentes, das Achtung abnötigen muß selbst jenen, die die Wege nicht billigen, die es wandelt: Diese Weg sind die der Nordländischen Schriftstellerschule: Ibsen und Kielland, durchsetzt mit den Tendenzen des modernsten Jungberlin. Gleichwohl wiederholen wir, was wir im Eingange gesagt. Das Buch ist das Werk eines starken Talents, eines kühnen Seelenforschers.

Hamburger Nachrichten.

Frau Ellin Röte:

Der Roman einer anständigen Frau bildet das Thema des neuen Buches von felig Hollaender, „Frau Ellin Röte“. In diesem Buch ist der Versuch gemacht, einen Frauentypus aufzustellen, der in seiner keuschen Reinheit einen wohlthuenden Gegensatz zu jener Sphäre bietet, in der sich die Romane der letzten Jahre bewegen. Alles das, was ein unerfahrenes junges Wesen, unberührt von den Härten der Wirklichkeit, in den drei ersten Jahren seiner Ehe erlebt und erleidet, ist hier in einer Darstellung zum Ausdruck gebracht, die nicht nur Wehmut, sondern auch tiefstes Mitleid für diese vornehme Frauengestalt wecken muß.

Breslauer Morgenzeitung.

. . . Nochmals — können Sie sich einen größeren Kontrast denken als den zwischen diesen beiden Frauengestalten? Zwischen Magdalene Dornis und Frau Ellin Röte?

Und doch — wie wahr und meisterhaft geschildert sind sie beide — Welch eine Fülle von fein beobachteten Zügen aus dem Frauenleben enthalten diese beiden Bücher, wie hat sich der Verfasser eingelebt in das Denken und Fühlen seiner Heldinnen. Und dabei wie realistisch gegeben all' das viele Beiwerk — diese Intérieurs, sei es nun im Pfarrhause oder in der Kleinbürgerlichen Haushaltung des Geschäftsreisenden.

Und dabei keine jener an den Haaren herangezogenen sogenannten realistischen Szenen, die man so oft bei den „Jungen“ findet, die förmlich nur geschrieben scheinen, um ein Bißchen im — — Schmutz zu wühlen.

Mein Freund, Sie werden es mir Dank wissen, Ihnen zur Lektüre dieser Bücher verholten zu haben, und was die Präden und Pharisäer betrifft, so mögen sie es doch nicht lesen — — denn es giebt so viele, viele Menschen, die auch für — — warmherziges Mitleid nur Naserümpfen haben — für sie hat jener barmherzigste aller großen Geister, die je über die Erde gewandelt, sein edles Wort nicht gesprochen:

„Wer sich ohne Schuld weiß, werfe den ersten Stein auf sie.“

Münchener Zeitung.

Der Roman einer Ehe. Während wir in Deutschland den psychologischen Roman so gut wie gar nicht haben, haben ihn die Russen und Franzosen.

In „Frau Ellin Röte“, erschienen vor kurzem in S. Fischers Verlag in Berlin, hat uns Felix Hollaender einen solchen geschenkt. Dieser Roman ist eine Ehegeschichte, man könnte vulgär sagen: eine ganz einfache Ehegeschichte. Aber gerade diese „einfache“ Ehegeschichte ist so wunderbar fein aus unser aller Leben herausgeschnitten, daß es ein ernstes Vergnügen ist (warum kann ein Vergnügen nicht ernst sein?) sie zu lesen.

„Aus dem Leben einer jungen Frau“ lautet der Untertitel. Die ersten Seiten des Romans sind Tagebuchblätter des Mädchens Ellin: Kindererinnerungen. Und ich wüßte nicht, wie liebevoller und liebreizender solche Kindererinnerungen geschrieben sein könnten, als es hier geschehen ist.

Auf der vierzigsten Seite hören schon die Tagebuchblätter auf; der Roman setzt ein.

Die geschilderte Ehe ist keine glückliche. Bis ins Kleinste sind uns die Seelenregungen von Mann und Frau bis zum Schlusse des Buches gegeben. Das Goethesche Wort: „Bilde, Künstler, rede nicht“ hat Felix Hollaender in seinem Roman durchaus beherzigt.

Herr Heinrich Röte gehört freilich nicht zu jenen Helden, wie ihn die Gartenlaubenleserinnen mögen. Dafür steht er um so echter vor uns. Es liegt etwas Typisches in diesem Manne: so sind wir Männer alle! Nein, um Himmelswillen, so meine ich's nicht. Aber ich kann mir nicht helfen, es sind gewisse Seiten in diesem Heinrich Röte, die etwas durchaus Typisches haben.

Und nun Ellin: nicht ideal gezeichnet; aber etwas unendlich Holdes liegt in ihr. Ich hörte über sie den Ausspruch einer Dame, die Hollaenders Roman gelesen hatte: „Wie man kann als Frau nur so dumm sein und bei solchem Manne aushalten; Ellin mußte doch wissen, wie's mit ihrem Gatten

stand.“ Gerade diese Äußerung machte mir deutlich, wie treu Hollaender das Leben belauscht hat. Die rührende Einfalt dieses Weibes, Ellins, nimmt uns für sie gefangen, die Keuschheit und Reinheit ihres Herzens.

Und nun die paar Nebenfiguren. Wie trefflich ist „Mams“, die Mama Ellins vor uns hingestellt. Wie tief schauen wir in ein besorgtes, selbstloses, kluges Mutterherz! Und wie rührend ist das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter.

Die kleinen Nebenzüge und Nebenpersonen sind realistisch gezeichnet, aber dieser Realismus ist künstlerisch gehalten!

Der Schluß des Buches stellt zartbesaiteten Lesern und Leserinnen den guten Doktor Hirlinghaus in Aussicht als den „Rechten“ für Ellin. Allen aber, die das Leben kennen in seinem Wechsel und in seiner ewigen Regelmäßigkeit und Wiederkehr, in seiner unerhörten Roheit und in seiner annehmbaren Gestalt — allen denen auch wird der Schluß ein willkommener sein; eben weil sie das Leben kennen, wie es ist.

Detlev von Liliencron im Berliner Tageblatt.

Frau Ellin Röte. Aus dem Leben einer jungen Frau. Roman von Felix Hollaender. (Berlin, S. Fischer, 1893.)

Die kurze und traurige Ehe eines feinfühligem und gutartigen Mädchens, das einem brutalen Schwächling Herz und Hand schenkte, wird uns von dem jungen Verfasser in bemerkenswert sichern deutlichen Linien vorgezeichnet. Daß die solchermaßen entstehenden Bilder seelischer Vorgänge und der Situationen der Handlung peinlich wirken, liegt im Gegenstand. Ein über das andere Mal ertappt sich der Leser auf der Frage: „Warum muß ich in diese trostlose Haushaltung hineinblicken?“ Die Antwort: „Damit du siehst, welche Schätze von Liebe und Güte oft ein Frauenherz an einen unwürdigen Mann verschwendet“ — bringt dieses Gefühl nicht ganz zum Schweigen. Und doch kann man dem Verfasser nicht den Vorwurf machen, er habe auf Rührungseffekte mit unerlaubten Mitteln hingearbeitet. Die Charakterzeichnung der Hauptpersonen ist eine meisterhafte. Und in der Handlung sowie in der oben angedeuteten Grundidee trifft dieser Roman Zustände, die gewiß viel häufiger vorkommen, als man so denkt. Insofern als der Roman Hollaenders solche Zustände der heutigen Gesellschaft zur ergreifenden Anschauung bringt, ist er ein zeitgemäßes Werk, das sogar moralisch wohlthätig wirken kann.

Berner Bund.

... Hollaenders neuer Roman „Frau Ellin Röte“ ist ein feines Buch, eines aus der Familie derer von Garborg

und ihrer Verwandten. Handlung, Spannung, derberes stoffliches Interesse — das alles tritt zurück hinter eine Seelen-Kleinmalerei, die am liebsten jedes Sommerspröcklein auf Fran Pfyches Angesicht wiedergeben möchte. Es steckt in diesem Buche außerordentlich viel Beobachtung an der Natur. Aber mitunter wurde ich noch an jene Bildnerarbeiten erinnert, die jeder Kunstkritiker kennt: hier sitzt ein trefflich gesehenes Fältchen und dort ein vorzüglich erschantes Grübchen, aber leider sitzen dieses Grübchen und jenes Fältchen nicht ganz an der rechten Stelle. Eine schöne menschliche Teilnahme verbindet den Verfasser gleichsam persönlich mit den Menschen, die er schildert; sie belebt das Ganze um so erfreulicher, als sie nicht viel von sich selber redet. Dabei beweisen Anschaulichkeit und aus Anschaulichkeit aufwachsende Stimmung oft genug, daß Hollaender mehr und mehr die Darstellungsmittel echt dichterischer Technik beherrscht. Weiter auf diesem Wege, und der Verfasser wird nicht nur einer unserer besten Romanschriftsteller sein, sondern in der That einer unserer wenigen Roman-dichter.

Ferdinand Avenarius im Kunstwart.

Sturmwind im Westen:

... Geradezu meisterhaft ist das mit feiner Empfindung umspinnene Ende der beiden Lerch's ausgeführt. Dies Buch verdient das Aufsehen, welches es in weiten Kreisen, nicht nur in Berlin, erregt hat, vollkommen. Als litterarisches Freilichtbild ist es durchaus nicht ohne Wert.

Hamburger Fremdenblatt.

... Der Roman wird Aufsehen erregen, denn er schildert das Trüffelpuree-Milieu, jene Berliner Dekadence-Gesellschaft, von deren Genuß- und Erwerbsleben vor wenigen Jahren drei besonders charakteristische Affairen plötzlich den Schleier hinweggerissen. Hollaender's Buch ist ein Schlüssel-Roman von großer Keckheit. Man wird an dieser Behandlung bekannter Gesellschaftstypen Anstoß nehmen, weil die Dinge uns so nahe berühren, während man bei uns doch nichts einzuwenden hatte, wenn z. B. Daudet und Zola in ihren Romanen öffentliche Personen portraittieren. In der Wiedergabe der Einzelheiten und in der Komposition bewährt sich Hollaender wieder als glänzender Schilderer. Er erzählt durchaus objektiv, niemals kommt die Entrüstung des Strafpredigers zum Ausdruck. Mit der großen psychologischen Kunst, die seine früheren Arbeiten auszeichnet, sucht er zu zeigen, wie diese heute geworden sind und von Fall zu Fall sich gestalten. Daß Felix Hollaender auch

über die schöpferische Kraft des Poeten verfügt, zeigt seine Einführung einer frei erfundenen, vornehmen Frauengestalt.
Berliner Zeitung.

. . . Mit satten Farben, in dramatischer Bewegung werden uns diese Figuren vorgeführt. Und mit einer sich bis zur nervösen Erregung steigenden Spannung folgen wir ihrem Hergentanz. Das wilde Bild zügellosen, frivolen Genusses ist bis in die kleinste Einzelheit mit unheimlicher Treue ausgeführt und bewahrt dabei doch stets den großen sozusagen geschichtlichen Zug. Die Sterbeszene von Arthur und Feliz Lerch ist nahezu heroisch geschildert, und die Liebe der Zwillingbrüder zu einander wirft einen fast versöhnenden Schimmer auf ein Leben voll Schwindel, voll verbrecherischer Waghalsigkeit und cynischer Sinnenlust.

Strassburger Post.





RETURN TO → CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

SAN DIEGO		
INTERLIBRARY LOAN		
NOV 14 1979		



U.C. BERKELEY LIBRARIES



0024949067

